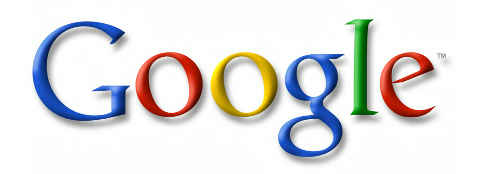
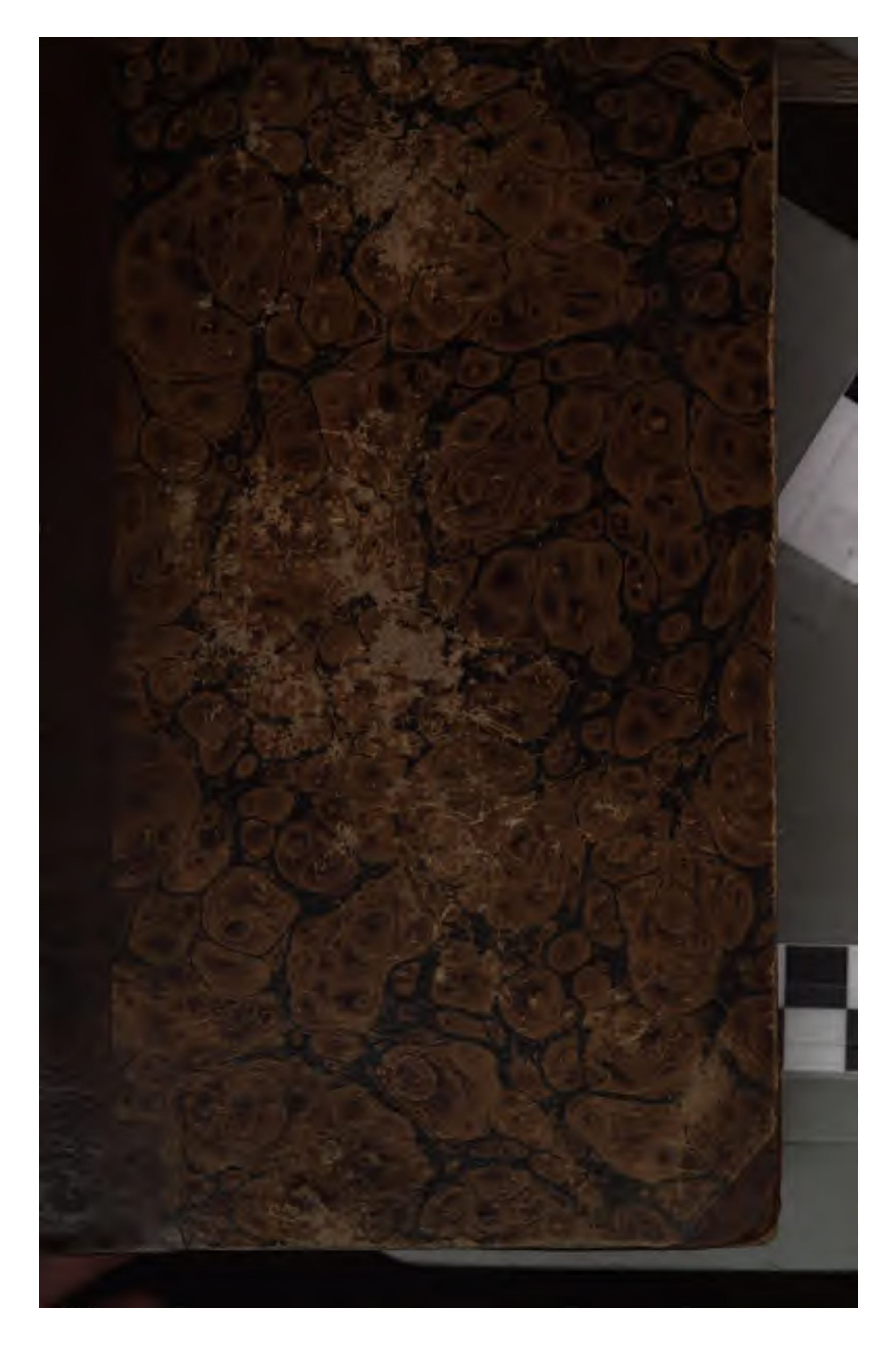
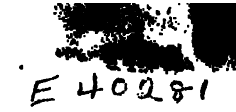






Allgemeine Geschichte
der
Völker und Staaten.

Von

Heinrich Luden.

Erster Theil.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Jena,
bei Friedrich Frommann.
1824.

Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten

des

Alterthumes.

Von

Heinrich Luden.

Dritte verbesserte, vermehrte, zum Theil umgearbeitete Ausgabe.

Jena,

bei Friedrich Frommann.

1824.

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Herrn Ludwig

Kronprinzen von Baiern

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet.

Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten.

Von

Heinrich Luden.

Erster Theil.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Jena,

bei Friedrich Frommann.

1824.

Aus der unterthänigsten Zuschrift der zweiten Ausgabe an Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen von Baiern.

(Geschrieben den 1. Februar 1819.)

Die Verfassung, welche Maximilian Joseph, gerecht, groß, mild und edelsinnig, Seinem Volke gegeben hat, tritt ins Leben. Der erste Reichstag wird gerade eröffnet. Eine frische Bewegung gehet durch die Gauen des Landes; und der heilige Name: Vaterland! erhält in den Seelen aller denkenden Menschen einen neuen, lebendigen und belebenden Sinn. Leidenschaft, Verblendung und Ueberspannung regen sich vielleicht hier und dort; aber die Verständigen und Besonnenen sehen das Nothwendigste erreicht, und halten mit Zuversicht an der Bürgschaft einer besseren Zukunft.

— Das Buch, welches ich Euerer Königlichen Hoheit unterthänigst zu Füßen zu legen mich unterstehe, ist etwas sehr Geringes; es kann sich nur Eines rühmen, der vaterländischen Gesinnung,

Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten

des

Alterthumes.

Von

Heinrich Luden.

Dritte verbesserte, vermehrte, zum Theil umgearbeitete Ausgabe.

Jena,
bei Friedrich Frommann.
1824.

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Herrn Ludwig

Kronprinzen von Baiern

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet.

Vertrauen zu seinem Gedächtniß oder zu seinem Hefte haben, daß er sich, wo es gilt, auf dieses verließe, oder auf jenes; und es fehlet nirgends an Gelegenheit, den Irrthum zu berichtigen. Mißverständnisse hingegen über die Grundsätze und Ansichten des Lehrers können, in geistiger wie in sittlicher Rücksicht, höchst verderbliche Folgen haben; und auf welche Weise soll man sie heben?

Viertens. Es sind so viele Compendien und Tabellen vorhanden, in welchen die einzelnen Ereignisse nach und neben einander verzeichnet sind, daß es eben so leicht, als unnütz sein würde, in dieser Art etwas Neues zu geben. Auch hat der Student gewöhnlich Kenntniß von den Thatsachen, aber es fehlt an Ideen, durch welche jene Kenntniß belebt und fruchtbar werden könnte. Endlich wünschte ich noch von Anderen gelesen zu werden, als von meinen Zuhörern. —

Uebrigens will ich Diejenigen, welchen es nicht Bedürfniß ist, im Leben des menschlichen Geschlechtes die Menschheit zu suchen, oder die einzelnen Erscheinungen zurückzuführen auf ihre Einheit, bitten, das dritte bis fünfte Capitel der Einleitung lieber zu überschlagen. Alsdann werden sie hoffentlich keinen Anstoß finden.

Zusatz zur dritten Auflage.

Ich bin dieses Mal lange zweifelhaft gewesen, ob ich nicht das dritte bis fünfte Capitel der Einleitung lieber ganz hinweglassen sollte. Nur besondere Umstände, und die Betrachtung, daß die Leser der dritten Auflage doch gewisser Maßen ein Recht hätten, zu erhalten, was den Lesern der beiden ersten Auflagen gegeben war, haben mich bestimmt, sie bei zu behalten. Es sind ja auch nur zwei Bogen! Sie werden das Buch nicht beschweren. Und wie leicht sind sie gelesen! und wie leicht überschlagen!

Jena, den 10. April 1824.

in welcher es geschrieben ist. Aber es ist das Beßte, das ich gegenwärtig habe.

— Die Geschichte wird es nicht vergessen, in wie schweren Tagen das Königreich Baiern entstanden, und was es geworden ist in so kurzer Zeit. Sie sichert dem König einen ewigen Ruhm, Dessen Geist groß genug war zu solcher Gründung, Dessen Wille sich rein genug fühlte, um dieser Gründung die Würde freier Selbständigkeit zu gewähren. Aber sie sichert auch einen ewigen Ruhm dem Könige, Der im Fortgange der Zeit das große Werk sorgfältig pflegen und nach Möglichkeit vollenden wird. Was auf dem Geiste ruhet, kann nur durch den Geist bestehen und gedeihen; und späte Zeiten werden — in diesem Glauben lebe ich! — auch an Baierns Beispiel erkennen, daß die Würde des Thrones wächset mit dem freien Bürgerthum im Volke.

Aus dem Vorworte zur ersten Ausgabe.

(Geschrieben den 18. Sept. 1814.)

— Ich will kurz anmerken, welche Gedanken mich, bei Ausarbeitung dieses Buches, in Rücksicht des Wissenschaftlichen geleitet haben.

Erstens. Ein Grundriß der Geschichte muß eben so gut die Geschichte enthalten, als die vollständigste und ausführlichste Darstellung. Aber das Einzelne kann er nicht enthalten, sonst wäre er kein Grundriß; die Auswahl einiger Thatsachen aus der ganzen Masse kann auch nicht genügen: denn alsdann enthielte der Grundriß wohl geschichtliche Nachrichten, aber nicht die Geschichte. Also schien mir nur übrig zu bleiben, den Geist der Zeiten und Verhältnisse, und den Charakter der Menschen, die in diesen Verhältnissen handelten, so gut und klar, als ich Beides zu erfassen vermocht hatte, auszusprechen und darzustellen, und das Allgemeine an einzelnen Begebenheiten theils zu befestigen, theils zu bewähren.

Hieraus ist begreiflich, daß ein solcher Grundriß der Geschichte nur von Demjenigen verstanden

werden kann, der entweder schon das Einzelne weiß, oder der das Einzelne anderswo, etwa in meinen Vorträgen, zu lernen suchet.

Zweitens. Auf dem Lehrstuhle — diese Erfahrung habe ich immer gemacht — ist es leichter, eine geschichtliche Untersuchung zu führen und eine Begebenheit anschaulich zu erzählen, als allgemeine Betrachtungen (über geschichtliche Ereignisse) anzustellen und Ansichten zu geben; es ist leichter, einen allgemeinen Satz, der im Buch ausgesprochen ist, durch einzelne geschichtliche Belege zu erläutern und zu rechtfertigen, als aus einzelnen Thatsachen, die im Buche verzeichnet sind, den allgemeinen Satz abzuleiten, oder aus ihnen Resultate zu ziehen und Grundsätze zu entwickeln. — Das bloße Wissen des Geschehenen, der einzelnen, unzusammenhängenden Thatsachen kann aber auf der Universität nicht mehr genügen; das habe ich dabei vorausgesetzet.

Drittens. Der Zuhörer — diese Erfahrung habe ich gleichfalls gemacht — hält leichter eine einzelne Thatsache fest, sei es im Gedächtnisse, sei es mit der Feder, als eine fortlaufende Betrachtung. Irrthümer und Mißverständnisse sind immer möglich. Mißverständnisse aber über einzelne Thatsachen — über was? wann? und wo? — sind unbedeutend: denn wohl Keiner wird ein solches

Vertrauen zu seinem Gedächtniß oder zu seinem Hefte haben, daß er sich, wo es gilt, auf dieses verließe, oder auf jenes; und es fehlet nirgends an Gelegenheit, den Irrthum zu berichtigen. Mißverständnisse hingegen über die Grundsätze und Ansichten des Lehrers können, in geistiger wie in sittlicher Rücksicht, höchst verderbliche Folgen haben; und auf welche Weise soll man sie heben?

Viertens. Es sind so viele Compendien und Tabellen vorhanden, in welchen die einzelnen Ereignisse nach und neben einander verzeichnet sind, daß es eben so leicht, als unnütz sein würde, in dieser Art etwas Neues zu geben. Auch hat der Student gewöhnlich Kenntniß von den Thatsachen, aber es fehlt an Ideen, durch welche jene Kenntniß belebt und fruchtbar werden könnte. Endlich wünschte ich noch von Anderen gelesen zu werden, als von meinen Zuhörern. —

Uebrigens will ich Diejenigen, welchen es nicht Bedürfniß ist, im Leben des menschlichen Geschlechtes die Menschheit zu suchen, oder die einzelnen Erscheinungen zurückzuführen auf ihre Einheit, bitten, das dritte bis fünfte Capitel der Einleitung lieber zu überschlagen. Alsdann werden sie hoffentlich keinen Anstoß finden.

Einleitung.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Erstes Capitel.

Ueber Wesen und Werth der Geschichte.

1. Von Dem, was Menschen erleben, bleibt ihnen eine Erinnerung, mehr oder minder deutlich, je nachdem das Erlebte mit mehr oder minder klarem Bewußtsein begleitet wurde, je nachdem es an sich groß oder in seinen Folgen wichtig war. Solche Erinnerungen aus dem menschlichen Leben können, theils durch mündliche Ueberlieferung, theils durch mancherlei Mittel, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt werden. Dadurch wird es später-lebenden Menschen möglich von dem Leben früherer zu wissen, und ein Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Unsere Sprache aber nennt das von Menschen Erlebte, das Geschehene, die Ereignisse, die Begebenheiten — Geschichte; eben so nennt sie Geschichte das Wissen von dem Geschehenen, die Erinnerungen, welche aus dem früheren Leben der Menschen sich erhalten haben; endlich nennt sie Geschichte die Darstellung des Geschehenen nach diesen Erinnerungen, die Nachbildung des Lebens durch die Rede. In keiner anderen

Inhalt.

Einleitung.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Erstes Buch.

Asiatische Staaten.

brauch erlernt werden mögen, die man aber förderlicher zu denselben hinzubringt: geschichtliche Zeit-Kunde, geschichtliche Erd- und Länder-Kunde, geschichtliche Sachen-Kunde. Wenn mit diesen Hülfskenntnissen zuvörderst ermittelt ist, was die sogenannte Quelle aussagt, und wenn Das, was sie aussagt, weder an sich unmöglich, d. h. gegen die Gesetze der Natur ist, noch unglaublich, d. h. gegen den Zusammenhang der Dinge und gegen die Verhältnisse, auf welche sich die Aussage bezieht: so wird es nicht schwer sein, den Werth dieser Aussage durch die Beantwortung von drei Fragen zu bestimmen. Erstens: wer ist der Urheber dieser Aussage? Zweitens: hat dieser Urheber, in seiner Zeit und in seinen Verhältnissen, Dasjenige wissen können, was er aussagt? Drittens: giebt es irgend einen inneren oder äußeren Grund, der ihn hätte bestimmen können, die Sache anders darzustellen, als er sie wußte?

3. Von dem Meisten, welches im Leben der Menschheit oder eines Volkes, ja, welches im Leben eines einzelnen Menschen geschiehet, kann sich keine Erinnerung erhalten. Auch geht den Handlungen der Menschen Absicht und Entschluß voraus; Gedanken und Gefühle begleiten und ändern sie. Davon redet oft kein Wort und kein Zeichen. Darum muß nothwendig alle Geschichte, als bloße Darstellung der Erinnerungen aus dem menschlichen Leben, Stückwerk sein und lückenhaft. Soll sie wirklich ein Bild des menschlichen Lebens geben: so ist nicht nur nothwendig, daß der Forscher sich in die Mitte der Begebenheiten stelle, um aus den Erinnerun-

Drittes Buch.

Griechenland und Makedonien.

Viertes Buch.

Die römische Republik.

der Geschichte der Gesammtheit der Völker, oder der Menschheit, entbehren könne. Ohne die Geschichte seines Volkes zu kennen: wie sollte jemand im Geist, oder gemäß den Bedürfnissen desselben zu handeln vermögen? Denn der eigenthümliche Geist seines Volkes — ist er nicht das Bleibende und Unvertilgbare desselben bei allem Wechsel der Zeiten und Schicksale? Aber wo wäre dieses anders zu erkennen, als in der Geschichte, welche das Leben des Volkes in allem Wechsel der Zeiten und Schicksale aufzufassen strebt? Und ergeben sich nicht die Bedürfnisse seines Volkes allein aus den inneren Verhältnissen desselben, aus den Verhältnissen zu anderen Völkern und zur Gesammtheit des Lebens, wie die Geschichte sie lehrt? Endlich: das Rein-Menschliche, das Bleibende und Unvertilgbare des Menschen-Lebens, in allen Völkern, und Ländern und Zeiten: kann es anders erkannt werden, als aus der Geschichte aller Völker und Zeiten?

5. Und was jedem gebildeten Menschen, Jedem, der sich über sein Dasein besinnt und seinem Leben Werth und Bedeutung zu geben sucht, zu wissen nothwendig ist: sollte das zu erlernen nicht jedem Gelehrten, welchem Zweige der Gelehrtheit er sich auch zunächst widmen mag, dreifach heilige Pflicht sein? Der Gelehrte hat gewiß vor Allen die Aufgabe, seinem Volke durch Wort und Beispiel vorzuleuchten, den Genossen desselben ihre Bestimmung, das Vaterland und im Vaterlande die Menschheit, gegenwärtig zu erhalten; er hat die Aufgabe, das Rein-Menschliche in der Eigenthüm-

lichkeit seines Volkes zu fördern. Ohne Kenntniß der Geschichte aber fehlt es jeder Lehre von des Menschen Bestimmung an einem festen Grunde; jede Mahnung an Volk und Vaterland erscheint als eitele Rednerei, und jede Betrachtung über die Menschheit als leere Anmaßung. Auch hängen die einzelnen so genannten Wissenschaften, welchen sich der Gelehrte widmet, mit der Entwickelung des menschlichen Lebens in den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Völker auf das Genaueste zusammen. Sie haben alle ihre geschichtliche Seite; ja, sie sind, abgesehen von den neuen Ideen, zu welchen sich der Geist etwa in uns selbst erhebt, rein geschichtlich. Ueberhaupt ruht die Gegenwart auf der Vergangenheit, und wer für die Zukunft etwas Gutes und Bleibendes zu bewirken wünscht, der muß es an die Gegenwart knüpfen, die allein aus der Vergangenheit zu erkennen ist!

6. Wenn aber hieraus die Nothwendigkeit geschichtlicher Kenntnisse hervorgeht: so gewährt auch das Forschen in der Geschichte die erhabensten und innigsten Freuden, welche der denkende Mensch zu genießen vermag. Denn was könnte ein höheres Interesse haben, was könnte ergreifender und erhebender auf das menschliche Gemüth wirken, als mit den Ersten und Besten aller Zeiten zu leben, die menschliche Natur in ihrer größten Erhabenheit und in ihrer tiefsten Erniedrigung zu erblicken, die unendliche Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere zu betrachten, zu sehen, was Verstand, Besonnenheit und Tugend vermögen, und was aus Ver-

kehrtheit, Leidenschaft und Ruchlosigkeit entsteht, zu bemerken, was Völker hebt und hält, und was Reiche schwächt und stürzt, zu erkennen, wie nach allem Wechsel, wie auch nach der ungeheuersten Umwälzung doch immer Eins unzerstört und unverletzt wieder in neuer Schönheit hervortritt: der Geist, der Gesetz und Ordnung schafft, und Licht sucht und Bildung! — Und ist es endlich Unrecht, des Reizes zu gedenken, welchen die Geschichte ohne Zweifel erhalten muß durch die großen Ereignisse der neuesten Zeit? Man hat es dieser Wissenschaft oft nachgerühmet, daß sie klug mache, und deßwegen ist sie nicht selten anempfohlen von Weisen wie von Thoren. Aber gar häufig hat die Geschichte selbst die Wahrheit dieser Behauptung widerlegt. Dagegen bleibt gewiß: wenn auch jener, an sich vielleicht zweideutige, Ruhm dahin sinkt, so wird doch eine gründliche Kenntniß der Geschichte jedes Falles das Urtheil über die Erscheinungen des Lebens läutern; sie wird dieselben in ihrem Ursprung und in ihren Folgen begreiflicher machen; sie wird endlich auf das Klarste darthun, was dem Menschen unter allen Umständen gezieme, und wie er unter allen Verhältnissen die Würde des Lebens zu erhalten vermöge.

Zweites Capitel.

Ueber akademische Vorträge der Geschichte.

7. Wenn diese Bemerkungen wahr sind — und sie sind wahr! —: so möchte man ja wohl mit Recht er-

warten, daß die Liebe zur Geschichte allgemein sein müsse, daß wenigstens die Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, und nicht nur ausgezeichnete Köpfe, sondern auch die Letzten, die nur irgend etwas werth sind, von Eifer und Begeisterung für das Studium der Geschichte durchdrungen sein werden. Aber, so gewiß es auch sein mag, daß die Edleren im Volk, erschüttert durch den Anblick der Gegenwart, sich gern zur Vorzeit wenden, um an den Schicksalen des eigenen Vaterlandes und anderer Völker den Geist zu erheben und die niedergebeugte Seele mit Hoffnungen auf künftige Tage zu stärken: so wahr bleibt es doch auch, daß man unter uns lange mit schaudervoller Gleichgültigkeit die großen Erinnerungen der Vergangenheit in den Staub getreten hat, und daß selbst jetzt unter den studirenden Jünglingen noch nicht allgemein eine tiefe und ernste Liebe für die Geschichte gefunden werde. Diese Erscheinung jedoch scheint nicht unerklärlich. Ein Mensch, der sein Vaterland wahrhaftig liebet, wird nothwendig eine hohe Liebe für die Geschichte des Vaterlandes in sich tragen, und aus dieser Liebe wird die Liebe für die Geschichte aller Völker und Zeiten hervorgehen. Fehlt aber die Liebe zum Vaterlande, und ist das, was man etwa Vaterlandsliebe nennt, weniger eine wirkliche Befriedigung, als eine unbestimmte Sehnsucht: so kann dieser natürliche Eifer für die Geschichte nicht Statt finden, sondern der Sinn für diese Wissenschaft muß auf andere Weise entstehen. Es ist nothwendig, daß das Wesen und der Werth der Geschichte zum voraus klar und lebendig eingesehen; es ist nothwendig, daß das Verhält-

niß des einzelnen Menschen zur menschlichen Gesellschaft und zum Leben seines Geschlechtes klar und lebendig erkannt werde!

8. Ein akademischer Lehrer der Geschichte darf bei seinen Zuhörern jene Liebe, jenen Eifer und jene Begeisterung für die Geschichte, die leider so Vielen unter uns fehlt, nie voraussetzen. Er kann seine Zuhörer nur als junge Männer betrachten, die durch ihn in das Heiligthum der Wissenschaft eingeführt werden wollen und sollen; in denen vielleicht selbst der Sinn noch nicht erwacht ist. Mithin möchte es gut sein, daß er nicht sogleich mit den Bruchstücken von Erinnerungen aus früheren Zeiten seine Vorträge beginne, weil dieses Verfahren wohl unterhalten, aber keine Liebe erwecken könnte; sondern daß er zuvor den Sinn, Geist und Zweck des Lebens, daß er das Wesen der Völker und das Verhältniß des Einzelnen zu seinem Volk und zum Ganzen klar, deutlich, bestimmt auszusprechen suche. Erst wenn dieses geschehen ist, möchten jene Bruchstücke, die er zu erzählen hat, als Nachbildungen von Theilen Eines Ganzen dargelegt werden können, dessen Schönheit das Gemüth ergreifen und die Brust erfüllen mag mit Liebe und Verlangen.

9. Sollte gegen diese Ansicht hier oder dort etwa der Zweifel entstehen: ob denn auch Dasjenige wahr sei, was der Lehrer der Geschichte über Geist, Sinn und Zweck des Lebens ausspricht, und als die Alles verbindende Seele der einzelnen Erinnerungen oder der geschichtlichen

Bruchstücke ansieht und bezeichnet; und ob nicht, falls es nicht wahr wäre, die Geschichte selbst verkehrt und verwirrt werden, ob nicht Lüge in die Wahrheit des Lebens, in das Wissen und in die Darstellung, kommen müsse — sollte dieser Zweifel entstehen, so dürfte derselbe keineswegs erheblich sein. Die alte Frage, was überhaupt wahr ist, scheint ihn zu lösen! Wird nur das wirklich Geschehene so treu, als wir es zu erkennen vermögen, dargelegt, nie verunstaltet, nie absichtlich in ein schiefes Licht gestellt; wird nicht die Ansicht des Lehrers — der Geschichte untergeschoben und diese gleichsam auf sie hin erzählt, sondern wird sie lediglich als eine Ansicht gegeben, die mit der unbefangenen und aus geprüften Quellen geschöpften Erzählung von selbst übereinstimmt: so muß auch durch den Irrthum gewonnen werden, und von Unwahrheit und Lüge kann keine Rede sein.

10. Damit aber ein solcher Vortrag der Geschichte wirken könne, was er wirken soll, muß der akademische Lehrer an seine Zuhörer große Forderungen machen. Zuerst muß er von ihnen voraussetzen, daß sie Nichts suchen als Wahrheit und Gewißheit, mit stetem Fleiß und heiligem Ernste, keineswegs eine vorübergehende Unterhaltung oder etwas zum Gebrauche für gemeine Zwecke. Aber nie werden sie die Wahrheit erkennen, nie das menschliche Leben richtig auffassen, wenn sie nicht zweitens sich rein und frei zu machen streben von allen Fesseln und Vorurtheilen ihrer Verhältnisse und ihrer Zeit, vor Allem aber von dem unglückseligen Dün-

kel, als stehe ein Jeder von uns so hoch, daß er gar wohl nicht bloß die ersten und gewaltigsten Männer aller Zeiten auf dem Thron oder am Altar, im Feld oder im Rathe, sondern sogar ganze Völker und Zeitalter mit allen großen Erzeugnissen und Bestrebungen zu übersehen und zu beurtheilen vermöge. Dieser frechen Unverständigkeit entsagend, müssen sie vielmehr drittens das beschränkte Maß des eigenen Geistes erkennen, und die Brust für die größten und heiligsten Gefühle empfänglich zu machen suchen, und nur mit schamhafter Bescheidenheit dürfen sie in die Gesellschaft großer Männer der Vorzeit treten, und nur mit ehrfurchtsvoller Scheu über den Gräbern der Jahrhunderte wandeln. Alles, was sich nicht als Gleichgültigkeit, Selbstsucht und böser Wille darstellt, müssen sie als Offenbarungen des Menschengeistes menschlich nach der Zeit, in welcher es geschah, zu würdigen streben. Denn sie sollen viertens eingedenk sein, daß unser Urtheil über die Begebenheiten der Vergangenheit an sich etwas sehr Gleichgültiges und Unnützes ist; daß die Erscheinungen, welche im Leben gewesen sind, ein Recht haben in der Geschichte dieselbe Gewalt geltend zu machen, die sie im Leben geltend gemacht; daß die Vergangenheit nicht geändert werden kann, daß wir sie nur um unserer selbst Willen, wegen der Ausbildung unseres Geistes, wegen unserer Erkenntniß des Lebens und seiner Bestimmung zu erforschen trachten, und daß sie eben deßwegen nur wahren Werth für uns haben könne, wenn wir sie in ihrem wahren Wesen auffassen und begreifen. Aber eben darum würde es endlich schön sein, wenn sie

von wahrer Religiosität durchdrungen wären, oder sich in der stillen Stimmung der Seele befänden, in welcher der Mensch sich selbst vergißt, und, empfänglich für alle großen Erscheinungen des Lebens, gern den Geist anbetet, der in ihnen lebt und wirkt.

Drittes Capitel.

Ueber die gewöhnlichen Meinungen vom Sinn und Zwecke des menschlichen Lebens.

11. Von uralten Zeiten her ist vielen Sterblichen das Leben wie eine Last vorgekommen. Im Heidenthume schien ein unvermeidliches Schicksal diese Last aufzulegen; nach dem Glauben der Christen wollte die Liebe der Gottheit den Menschen prüfen und für ein höheres Leben bereiten. Nur einzelne Männer mögen sich über diese Ansichten in früherer Zeit hinausgehoben haben. In der Folge hat aber der fortgebildete Verstand sich die Frage: wozu unser Geschlecht in seinem irdischen Dasein bestimmt sei, oft und klar vorgelegt; aber die Antwort auf diese Frage ist sehr verschieden ausgefallen. Die gewöhnlichen Meinungen darüber möchten indeß, der Hauptsache nach, in drei zusammenlaufen.

12. Die Bestimmung unseres Geschlechtes ist, ein vollkommenes, durchaus vernunftgemäßes Leben zu erreichen, ein Zeitalter allgemeiner und gleicher Bildung, des ewigen Friedens und vollendeter Einheit zu ver-

wirklichen. Der Gang des Lebens im Großen und Ganzen ist ein beständiges Fortschreiten nach diesem Ziele hin. Hierfür spricht die Natur des Geistes, die eine solche Fortentwickelung nothwendig macht; es zeugt dafür das Gewissen, welches uns zum Handeln treibt; es bürgt dafür unser Widerwille gegen alles Unvollkommene, unsere Wehmuth beim Anblicke der Gegenwart, und unsere Sehnsucht nach einer besseren Zukunft; selbst die Weisheit, die sich in der ganzen Welt, nur nicht in den Verhältnissen der Menschen zeigt, selbst der Glaube an Gott fordert diesen Glauben an das Fortschreiten der Menschheit zum Besseren, Höheren, Vollendeten. — So Einige!

13. Die Bestimmung unseres Geschlechtes war, Eins zu sein mit der übrigen Welt, den Gesetzen zu folgen, an welche alle Kinder der Natur gewiesen sind, und dadurch ein glückliches, mit der ganzen Natur übereinstimmendes, Dasein zu führen. Die Losreißung unseres Geschlechtes von der Natur, der Gebrauch der Freiheit, die Anwendung des Verstandes ist eine Verirrung, und je höher die Ausbildung des Geistes steigt, desto mehr wird sich der Mensch aus den Schranken entfernen, innerhalb deren er ein glückliches Leben gefunden haben würde. Denn der Mensch kann nicht zum Unglücke bestimmt sein; alles Unglück des Lebens aber liegt in der Freiheit und in dem Gebrauche des Verstandes. Wilde und Kinder sind glücklich; je mehr Bildung des Geistes, desto mehr Unglück. — So Wenige!

14. Es giebt keine Einheit im Leben des menschlichen Geschlechtes, und darum auch keine Bestimmung des Menschen, die in diesem Leben erreicht werden sollte oder könnte; es giebt keine Menschheit und mithin auch keinen Zweck der Menschheit. Völker stehen neben Völkern, Menschen neben Menschen, verbunden zu Gesellschaften, zu Staaten und Reichen, durch die gemeinsame Erde und gegenseitige Bedürfnisse. Nur die Einzelnen, Völker und Menschen, mögen sich ausbilden, und Alle können sich das Leben bequem und zu einer angenehmen Gewohnheit machen, so wie ihnen dasselbe, durch eigene Schuld, zu großer Last und Noth werden mag. Daher im Ganzen kein Fortschritt, kein Rückschritt, sondern ein beständiger Kreislauf, Werden, Dasein, Verschwinden! Das Leben jedes einzelnen Menschen und die Geschichte der Völker beweisen, daß dieses immer so gewesen ist, und das Verhältniß der Menschen zur Erde, und der Erde zu der übrigen Welt zeigt deutlich genug, daß es auch so bleiben werde. — So Viele!

15. Wer aber über die verschiedenen Ansichten vom Leben unseres Geschlechtes urtheilen und selbst eine feste Ansicht von demselben gewinnen will, der scheint nothwendig drei Forderungen erfüllen zu müssen. Zuerst muß er die Vernunft ansehen als das eigentliche Leben, als den innersten Grund und Kern alles Daseins, und im eigenen Geiste zu erkennen suchen, unter welchen Gesetzen sie, die Vernunft, nothwendig in der Zeit erscheinen, und sich im Bewußtsein der Menschen entwi-

ckeln müsse. Zweitens aber muß er nicht weniger die Geschichten aller Zeiten und Völker genau zu erforschen streben, um jene Idee von der nothwendigen Erscheinung der Vernunft zu prüfen und zu bewähren, weil die Richtigkeit dieser Idee ja nur erkannt werden kann an dem Leben, oder vielmehr an dem Abbilde des Lebens, an der Geschichte. Endlich muß er das Verhältniß des Menschengeschlechtes zur Erde, zur ganzen Natur, eben so genau zu erkennen trachten, um die Bedingungen einzusehen, unter welchen das Leben desselben geführt worden ist und geführt werden muß.

16. Beurtheilt man nun nach dieser dreifachen Erkenntniß jene verschiedenen Ansichten: so scheint die erste allerdings von der Vernunft, als von einem unendlichen Erkennen ihrer selbst, auszugehen; aber sie fällt zuvörderst in einen doppelten Widerspruch. Sie endigt das Leben in ein Zeitalter der Vollendung, und drängt zugleich die Bestimmung des menschlichen Geschlechtes hinter das Leben desselben hinaus. Soll aber die Vernunft das Wesen dieses Lebens sein, so ist die Entwickelung desselben unendlich, und die Bestimmung des menschlichen Geschlechtes muß überall erreicht werden, wo die Vernunft zum Dasein kommt! Ferner scheint sie, die erste Ansicht, auf die Bemerkung des Historikers, daß die Vergangenheit einem solchen Fortschreiten des Menschen-Geschlechtes widerspreche und Nichts als Geburt, Dasein und Tod zeige, kaum eine Antwort zu haben, mit welcher sie dieselbe zurückweisen könnte. Endlich möchte sie noch weniger vor dem Geographen bestehen können, wel-

cher von manchen Gegenden der Erde darthut, daß sie wegen ihrer Natur keine andere Art von Bildung zulassen, als sie bisher gesehen haben. Daher kann es auch nur ein Irrthum sein, daß unser Gewissen, daß der Glaube an Gott den Glauben an ein solches Fortschreiten der Menschheit fordere! —

17. Die zweite Ansicht bedarf keiner Widerlegung. Sie ist durchaus nichtig, weil ihr keine Ahnung von Vernunft zum Grunde liegt. Deßwegen kann sie auch nicht mit der Geschichte übereinstimmen. Es würde überhaupt unbegreiflich sein, wie man im Gebrauche des Verstandes den Gebrauch des Verstandes verwerfen mag, und wie man den argen Widerspruch nicht merkt, daß man dem Menschen Freiheit vor der Freiheit (der Zeit nach) giebt, wenn man nicht häufig sähe, daß der Mensch, im Unmuth über die Gegenwart, so gern hinter sich sucht, was er um sich nicht findet, und vor sich nicht zu erblicken vermag — nämlich Zufriedenheit und Glück.

18. Was endlich die dritte Meinung betrifft: so möchte sie allerdings viele Vertheidiger finden. Dennoch ist sie nicht haltbarer, als die vorige, weil auch sie nicht von der Vernunft ausgeht. Da sie nur Einzelnes, Menschen und Völker, kennt und annimmt: so kann sie natürlich von dem Ganzen nicht reden. Darum beweisen Geschichte und Erdkunde zwar für sie, insofern bloß von Einzelnheiten die Rede ist, keineswegs aber, wenn von der Einheit der Einzelnheiten gesprochen wird. Und wenn man sogar das Leben des einzel-

nen Menschen als ein Bild vom Leben des menschlichen Geschlechtes betrachten, und in den Schicksalen des Einzelnen das Schicksal des Geschlechtes erblicken zu dürfen glaubt: so müßte, scheint es, die ganze Weisheit vor der Erwägung des Einen Umstandes zusammen sinken, daß auf den Menschen noch ein Mensch folgt, und ein dritter und ein vierter, in welchem er fortlebt, das Geschlecht aber eins ist und keinen Erzeugten hat.

Viertes Kapitel.

Wesen und Gang des Lebens.

19. So gewagt es nun sein mag, in der Kürze eine Ansicht vom Wesen und Gange des Lebens auszusprechen, die jenen Einwürfen auszuweichen hoffen darf: so scheint doch Folgendes eben so einfach, und klar, als unzweifelhaft zu sein. — Die Menschen leben zwar einzeln, neben und nach einander, und gerathen nicht selten als einzelne Menschen mit einander in Streit; aber alle Menschen sind doch in so fern vollkommen eins, als in ihnen Allen Vernunft lebt, die eins ist und sich selbst gleich. Durch diese Vernunft werden die Menschen zur Menschheit; sie ist das Wesen der Menschheit, und menschheitlich ist der einzelne Mensch nach dem Maße der Vernunft, die sein Leben entwickelt. Daher ist das Leben des menschlichen Geschlechtes nichts anders als Entwickelung der Vernunft, als Bildung der Menschheit in der Gesammtheit der Menschen, oder in dem menschlichen Geschlechte.

20. Die Menschen leben neben und nach einander in und entgegen einer Sinnenwelt, mit welcher sie in mannigfacher Wechselberührung stehen. Diese Sinnenwelt ist in so fern mit den Menschen eins, als sie das Leben des menschlichen Geschlechtes fördert. Förderte sie dieses Leben nicht: so könnten die Menschen, wegen der Wechselberührung mit der Sinnenwelt, nicht eins sein; es könnte keine Menschheit geben. Wenn aber die Sinnenwelt dergestalt mit dem Leben der Menschen zusammenstimmt, daß das Wesen der Menschheit, die Vernunft, durch sie gefördert wird: so muß sie auch mit sich selbst zusammenstimmen, oder in sich selbst Eins sein.

21. Eine solche Einheit des Entgegengesetzten ist nur möglich durch ein Drittes, welches höher ist, aus welchem und durch welches beide sind. Dieses Dritte, aus welchem Menschheit und Natur sind, und durch welches sie eins sind, nannte die Sprache unserer Väter Gott. Nur durch Gott ist ein All, ein Universum. — Untersuchungen über das Alter und die Entstehung der Erde, und über die Schöpfung oder Werdung der Menschen, müssen den Naturforschern überlassen bleiben; sie tragen für die Geschichte wenig aus. Die Ergebnisse solcher Untersuchungen dürfen auch in keinem Fall Einfluß haben auf die Ergebnisse geschichtlicher Forschung, die sich lediglich an den Quellen hält (2), und über sie nicht hinaus gehen kann. Menschen konnten ohne die Erde nicht sein; die Frage aber: ob die Erde gewesen ist ohne Menschen, ist durch geschichtliche Forschung

eben so wenig zu beantworten, als die Antwort etwas bedeuten würde für das Verständniß der Geschichte. Höchstens kann die Einbildungskraft etwas aufgeregt werden, durch die Vorstellung der leeren Jahrhunderte, die vor dem Leben des ersten Menschen verflossen sein können; aber für geschichtliche Erkenntniß ist selbst diese Aufregung nur ein zweideutiger Gewinn. Der Mensch kann den großen Gedanken des Werdens nicht fassen; darum sucht er einen Anfang für das unendliche Leben, welches sich vor ihm bewegt. In den Mosaischen Urkunden wird dieser Anfang auf eine schöne Weise gegeben! Vor ihnen können Sanchuniathon, Berosus, Hesiod mit ihren Mährchen und Vorstellungen nicht bestehen; und was die Meinungen gelehrter Männer in späteren Zeiten betrifft: so sind sie allerdings scharfsinniger, gewiß auch richtiger, aber der einfachste und verständlichste bleibt Moses!

22. Die Vernunft ist, wie schon ihr Name anzeigt, ein Vernehmen, ein reines, ein unendliches Vernehmen, Erkennen, Verstehen. Entwickelung der Vernunft, welche das Leben des menschlichen Geschlechtes ist, kann daher Nichts Anderes sein, als fortgehendes Erkennen oder wachsender Verstand, und nur der Verstand im Leben zeugt für das Dasein der Vernunft. Vernehmen aber oder erkennen kann die Vernunft Nichts, als die Sinnenwelt, die Menschheit (d. h. sich selbst in den Menschen) und Gott; oder Gott allein, in sofern nur durch ihn Sinnenwelt und Menschheit sind und eins sind. Sonach wäre das Leben des menschlichen Geschlechtes:

fortgehende unendliche Erkenntniß Gottes, oder wachsender Verstand Gottes. Einen andern Zweck hat das Leben nicht; das Leben ist sich selbst Zweck. Die Vernunft, als das Wesen, kommt in demselben zum Verstande, als der Offenbarung ihrer selbst.

23. Aber die Menschheit ist nur, die Vernunft erkennt nur, der Verstand erscheint nur in den einzelnen, endlichen Menschen. Also können Menschheit, Sinnenwelt, und Gott nur erkannt werden von einzelnen Menschen; und sie müssen erkannt werden, weil das Wesen des Lebens Vernunft, Erkenntniß, ist. Eben deßwegen ist der Mensch als Einzelner gar nicht zu denken, sondern nur als Theil der Gesellschaft und des Geschlechtes; er fühlt sich zu den Menschen unwiderstehlich hingezogen, durch ein heiliges, unzerstörbares Band; er kann nur sein und leben mit Menschen und für Menschen und geht mit ihnen gesellschaftliche Verhältnisse ein, wie sie Bedürfniß sind für den Stand seiner Bildung und für die Sehnsucht nach höherer. Eben deßwegen wird auch der Mensch zur Betrachtung und zur Beobachtung der Sinnenwelt hingerissen, um das Gesetz zu verstehen, nach welchem sie ist, wirkt und lebt, und um die Seele zu erkennen, durch welche sie zusammengehalten und bewegt wird. Eben deßwegen wird er endlich zu Gott gezogen! Menschen und Natur können ihm nie genügen; Alles drängt ihn in der Schöpfung zum Schöpfer. Je größer aber die Erkenntniß in dem Einzelnen, je tiefer der Verstand Gottes in ihm ist, desto menschlicher, desto größer, schöner, wird

sich sein Leben zeigen. Das Leben für die Menschheit ist die Bestimmung des Menschen.

24. Damit der einzelne Mensch diese Bestimmung erreichen möge, tritt ihm die Menschheit in einzelnen größeren Ganzheiten näher, deren jede eine bestimmte Anzahl von Menschen, neben und nach einander lebend, umfaßt; in denselben erscheint die Menschheit in einer eigenthümlichen Gestalt, die Allen, aber nur ihnen, gemeinsam ist und sie auszeichnet. Einer solchen Ganzheit muß nothwendig jeder Mensch angehören, dessen Leben Bedeutung haben soll; in ihr muß er sich entwickeln; in ihr muß sein Leben aufgehen; durch sie muß er für das Ganze der Menschheit leben. Aber zugleich wird ihm die Erkenntniß der Menschheit in ihrer Erscheinung möglich und leichter gemacht durch die Auffassung dieser Eigenthümlichkeiten. Eine solche Ganzheit nennt die Sprache ein Volk; die eigene Gestaltung der Menschheit, welche dasselbe zum Volke macht, heißt Volksthümlichkeit, die Erscheinung dieser Volksthümlichkeit in ihrer Entwickelung ist das Volksthum. In der Volksthümlichkeit ist jedes Einzelnen Leben, der zu dem Volke gehört, mit begriffen; wer ein Volksthum, als geschichtliche Erscheinung, klar aufgefaßt hat, der hat die Menschheit in allen denen erkannt, die zu diesem Volke gehören, und in der Gesammtheit der Volksthümlichkeiten ist die Menschheit (4).

25. Wie groß ein Volk sein, wie viele Menschen neben und nach einander in der Eigenthümlichkeit des-

selben leben müssen, oder wie weit sich das Volk über die Erde verbreiten, und wie lange es bestehen muß: das allerdings ist nicht zu bestimmen; aber das ist einzusehen, daß es weit genug verbreitet sein müsse, um seinen Gliedern alle Mittel zu geben, die ihre menschliche Ausbildung verlangen, und daß es lange genug dauern müsse, um in der geschichtlichen Entwickelung zu werden, was es im Ganzen der Menschheit ist. Der Einzelne kann nie wissen, wann sein Volk dieses geworden ist. Darum muß er eine Fortdauer desselben ins Unendliche wollen, und erstreben. So lange er selbst ist, so lange ist das Volksthum noch nicht vernichtet, zu welchem er gehört.

26. Wenn nun die ganze Natur in sofern Eins ist mit dem ganzen Menschen-Geschlechte, daß sie das Leben desselben fördert (20): so ist auch nothwendig, daß das innere Wesen der Völker sich zu ihrer Umgebung eigene, und daß die Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeit durch die Eigenthümlichkeit der Sinnenwelt, in welcher sie leben, begünstigt werde. — Die Nothwendigkeit des ächten Studiums der Geographie für den Historiker leuchtet daher in die Augen. Ohne Kunde der Erde und ihrer Verhältnisse ist kein Verstehen der Geschichte denkbar. —

Fünftes Capitel.

Fortsetzung. Nähere Bestimmung.

27. Wie Menschen mit Menschen, so stehen Völker mit Völkern in Verbindung; wie Menschen auf Menschen, so folgen Völker auf Völker; wie Menschen von Menschen, so erben Völker von Völkern, und sie erben nicht bloß sinnliche Gegenstände, sondern auch Gedanken und Ideen. Das Leben früherer Völker geht für die späteren eben so wenig verloren, als das Leben früherer Geschlechter in den Völkern für die späteren. Das Einzelne ihres Thuns und Wissens mag verschwinden: der Ertrag des Lebens bleibt, und wirkt und treibt zu neuer Kenntniß. Spätere Zeiten mögen die Erfahrungen früherer mit Freiheit benutzen, und sich zu Lehren der Weisheit dienen lassen, aber auch ohne diese Absicht wirken sie fort, und neue Seiten des Lebens werden erkannt. Wie oft auch das Alte wieder zu kehren scheint: indem die Geschichte im Leben bleibt, bringt der neue Tag neue Erscheinungen, die kein früherer Tag gesehen hat. So wird das Leben immer reicher an Erkenntniß und Verstand, und allerdings giebt es — in diesem Sinn — ein Fortschreiten der Menschheit!

28. Aber dieses Fortschreiten ist keinesweges also zu denken, als ständen die Völker, die später gleichzeitig leben, sämmtlich über den früher gleichzeitig lebenden. Nicht alle sind Erben und können Erben sein. Vielmehr zeigt die Geschichte unter der Menge der Völ-

ker, die zerstreuet auf der Erde neben einander und nach einander vorhanden sind, eine Reihe, die hoch über die anderen hervorraget. Diese Völker stehen, begünstigt von der Sinnenwelt, von dem Verhältnisse des Landes zum Meer und der Länder zu einander, in einer solchen Verbindung, daß die späteren das Leben der früheren gleichsam fortsetzen, und erweitern, und ergänzen und erfüllen. An sie schließen sich die übrigen Völker an; nach ihnen mögen die Zeitalter benannt werden; bei ihnen ist das Fortschreiten der Menschheit zu suchen; sie sind zunächst der Gegenstand der allgemeinen Geschichte. Wer nicht die Kette der Bildung verfolgt, deren Glieder sie sind, der mag in den Erinnerungen früherer Zeiten viel Großes, Schönes und Lehrreiches finden, niemals aber wird er Eine allgemeine Geschichte zu erkennen oder darzustellen, niemals wird er die Menschheit zu erblicken oder ihre Entwickelung zu verfolgen vermögen! Die Kette der Bildung, durch diese Völker sich fortwindend, ist es allein, was Gott in der Geschichte zeigt. Außer dieser Kette ist nur Leben und Tod, und Laster und Tugend, jene Tugend, mit welcher der Mensch gegen ein Schicksal kämpfet, das er selten verstand und das wir kaum je verstehen.

29. Wenn man aber überlegt, wie der Gang der Bildung nach dem Wesen der Vernunft wol gewesen sein möge: so scheint sich nothwendig Folgendes zu ergeben. Die Bildung begann unter den Menschen: der ursprüngliche Zustand des menschlichen Geschlechtes war

Rohheit, und der Mensch war in der Sinnenwelt verloren: mit dem Eintritte des Bewußtseins fing der Mensch an, sich der Sinnenwelt, als Geist, als Erkennender, entgegenzusetzen, und immer mehr entgegenzusetzen, so wie er in seiner Erkenntniß allmählig weiter kommt; endlich wird er die Einheit der Sinnenwelt und der Menschheit und in beiden Gott erkennen und in dieser Erkenntniß aufgehen!

30. Ueber den ursprünglichen Zustand der Menschen aber ist, nach dieser Ansicht, wenig zu sagen. Der Mensch war eins mit der Natur; war verloren in der Natur, und führte ein unbewußtes und darum allerdings schuldloses Dasein. Ein geschichtlicher Beweis für die Annahme, daß der Beginn des Lebens also gewesen sei, läßt sich natürlich (1 und 2) nicht führen. Auch kann die allgemeine, bei andern Völkern anders gestaltete, Sage von einem goldenen Zeitalter, (der sich in neuerer Zeit eine sonderbare Meinung von einem Zustand allgemeiner Wildheit und Verwirrung gegenüber gestellt hat,) unmöglich Etwas für die Geschichte bedeuten. Jene Sage ist mehr eine Sehnsucht als eine Erinnerung. Während des ersten Schlafes der Vernunft kann es keine Träume gegeben haben, weil diese ein früheres Wachen voraussetzen; und der Erwachende weiß nur, daß er geschlafen hat, weil er sich der Zeit vor dem Schlaf erinnert. Mit der Erwachung des Bewußtseins in dem Menschen verschwand dieser Zustand mehr und mehr.

31. Gegen die Annahme eines solchen Urzustandes

des menschlichen Geschlechtes scheint aber der Einwurf, daß die Erwachung des Bewußtseins, daß die Entstehung der Bildung in demselben unbegreiflich sei, von keiner Bedeutung. Denn es ist ja nicht die Rohheit, was zur Bildung kommt, es ist nicht die sinnliche Masse des Menschen, was sich zum Gedanken erhebt, sondern es ist das innerste Wesen der Menschheit selbst, das nur durch die Zeit und von den sinnlichen Bedingungen seines Daseins gebunden war. Ist denn die Erwachung des Bewußtseins in jedem Kind etwa begreiflicher? Ein Urvolk, welches von Einigen gesetzt ist als vom Anbeginn im Besitze der reinsten Erkenntniß, scheint wahrlich weder begründeter noch begreiflicher. Sollte denn die Kraft, die ein ganzes Volk zugleich zum Dasein und zur Bildung brachte, nicht einzelne Menschen dazu zu bringen vermögen? Man könnte indeß zugeben, daß die älteste Bildung, von welcher einige Spur sich erhalten hat, nicht Anfänge einer neuen, sondern Ueberbleibsel einer zerstörten Welt verriethe, ohne daß daraus etwas für ein gebildetes Urvolk folgen würde. Im Uebrigen kann man nicht fragen wollen, wie lange es von der ersten Morgenstunde bis ans Ende dieses Zustandes gedauert haben möge? Ohne Bewußtsein giebt es keine Zeit.

32. Von der erwachten Erkenntniß aber gaben und erhielten die Menschen unter einander unstreitig den ersten Beweis durch die Sprache. Denn die Sprache ist nichts Anderes als der Geist, der sich dem Geiste zu erkennen giebt; die Erscheinung des Geistes für den

Geist. Wo denkende Menschen sind, da vereinigen sie sich durch die Sprache, und die Sprache ist so reich als der Verstand des Lebens, so entwickelt als die Vernunft, so klar als der Gedanke. Wenn nun die Menschheit sich in verschiedenen eigenthümlichen Gestalten, die wir Völker nennen, zeigen muß (24): so ist klar, daß sich diese Eigenthümlichkeit auch in der Sprache wird zeigen, und daß es mithin so viele eigenthümliche Sprachen wird geben müssen, als es Völker giebt. Diese Sprachen werden Vieles mit einander gemein haben, weil es der Eine unendliche Geist ist, der sich in ihnen verkündigt; jede aber soviel Besonderes als das Volk, von welchem sie gesprochen wird, Eigenthümliches hat. In den allgemeinen Tönen jedes Worts scheint sich jener unendliche Geist zu offenbaren; in der besonderen Brechung und Behandlung dieser Töne aber der besondere Volksgeist. Darum giebt es keine Sprache, die nur in Tönen bestände, weil der Geist immer Volksgeist sein muß. — Untersuchungen aber über den Ursprung der Sprache müssen sich auf den Körper derselben, auf die Entstehung der Laute, der Wörter, und auf die Weise ihrer Bildung im Munde des Menschen beschränken, oder sie müssen Untersuchungen über die Entwickelung des Geistes werden. Die Beschaffenheit der Länder, welche die Menschen bewohnen, hat auf die Verschiedenheit der Sprachen allerdings in sofern Einfluß, als diese Beschaffenheit mit den Eigenthümlichkeiten der Völker in Verbindung steht (26): aber nie wird sich jene Verschiedenheit aus derselben erklären lassen. Im Uebrigen ist es von

diesem Anfange der Bildung bis zu dem Anfange der Geschichte, die nicht über ihre Quellen (2) hinausgehen kann, noch sehr weit, und Keiner kann fragen wollen, wie viele Zeit dazwischen liege (31).

33. Die Bildung wird, und sie wird durch das Fortschreiten des nun erwachten Geistes (19). Aber der endliche Mensch vermag die mannigfaltigen Aeußerungen des Geistes in dem Leben der, durch Raum und Zeit zerstreueten, Menschen nicht als Einheit zu verfolgen. Um sich daher die Auffassung zu erleichtern, muß er trennen, was an sich Eins ist. Dadurch entstehen ihm zwei Stämme Einer Wurzel, die sich in verschiedene Aeste und Zweige theilen: es entsteht ihm sinnliches und geistiges Leben. Im Allgemeinen aber scheint es, daß bei den Völkern, die am früheſten in die Bahn der Bildung eintraten, das sinnliche Leben überwiegend oder vorherrschend gewesen sein müsse, so daß der Geist im Dienste desselben gestanden. Bei fortschreitender Bildung muß, scheint es, dieses sinnliche Leben vom geistigen gleichsam eingeholt, und folglich eine Zeit gekommen sein, in welcher Geistiges und Sinnliches gleich mächtig neben einander standen, keines dem anderen unterworfen und eben deßwegen sich gegenseitig dienend. Im weiteren Fortgange mußte, scheint es ferner, das Geistige die Ueberhand über das Sinnliche gewinnen, aber das Sinnliche mußte Anfangs im Dienste des Geistes stehen, ohne daß dieser seine Herrschaft schon kannte. Erst nach und nach konnte das Geistige allgewaltig zu sein begehren, und auch dieses nur so lange, als von

dem Menschen die Einheit der Menschen und der Sinnenwelt nicht erkannt ist.

34. Wenn man nun mit diesen Ansichten die vergangene Zeit durchläuft: so scheint die Geschichte dieselben allerdings zu bestätigen. — Die alten asiatischen Völker scheinen ein sinnliches Leben geführt zu haben, vom Geistigen nur gleichsam überzogen. Das griechische Leben hingegen scheint ein solches Gleichmaß von Geistigem und Sinnlichem darzubieten, daß es nicht schwer wird, bald das sinnliche Leben als überwiegend darzustellen, bald das geistige; ja, daß es nicht schwer wird, bei den Griechen bald eine arge Ausschweifung in der Sinnlichkeit nachzuweisen, und bald einen eben so argen Mißbrauch des Geistigen. Im Mittelalter endlich scheint das Sinnliche vom Geistigen überwunden zu sein, ohne beherrscht zu werden; ein phantastischer Zug scheint den wichtigsten Verhältnissen desselben anzukleben. Und hat nicht in der neueren Zeit der Verstand Herr der Welt sein wollen? — Es versteht sich aber von selbst, daß diese Bemerkungen im Allgemeinen wahr sein könnten, wenn auch nicht jeder einzelne Mensch, den man etwa aus der Geschichte auffaßt, dieselben an sich selbst bewährte.

35. Der Mensch aber kann seine Bestimmung (23) nicht erreichen, wenn er sich nicht frei bewegen kann unter Menschen; nur nach dem Maße seiner Freiheit hat er es selbst in seiner Gewalt, was von Vernunft in ihm ist, auszuleben und Verstand in sein

Leben zu bringen. Mithin steht das Fortschreiten des Lebens der Menschheit mit dem Fortschritte der Freiheit des Einzelnen in Verbindung. Aber Freiheit hat der Mensch nur in einer freien Gesellschaft, deren Mitglieder alle, um sich menschlich auszuleben, sich dieselbe gegenseitig zugestehen und bedingungsweise sichern. Eine solche Gesellschaft nennt die Sprache einen Staat; die Mitglieder einer solchen Gesellschaft nennt sie Bürger; die anerkannte Freiheit des Einzelnen, dessen Rechte; die Bedingungen, seine Pflichten; den Inbegriff der Anordnungen, durch welche diese Rechte und Pflichten festgesetzt sind, die Verfassung des Staates; und die Bestimmungen, unter welchen die Verfassung im wechselvollen Menschenleben zur Anwendung gebracht wird, die Gesetze desselben. Sonach ist der Staat die Bedingung aller Bildung, und darum nichts Zufälliges, sondern etwas Nothwendiges, im Wesen des Lebens Gegründetes. Soll nun aber die Bildung fortschreiten, so ist nöthig, daß auch der Staat fortschreite; und je besser die Gesellschaft im Staate geordnet ist, desto höher wird die Bildung steigen, desto gewisser kann der Einzelne seine Bestimmung erreichen! Aber der Einzelne gehört nothwendig zu einem Volke (24); mithin wird er, seiner Bestimmung nachstrebend, durch sein innerstes Wesen zu dem Wunsche gedrängt, daß dieses Volk, zu welchem er gehört, und dieser Staat, in welchem er lebt, dergestalt verbunden werden mögen, daß die Kräfte des Volkes, zur Macht vereint, jedem fremden Volk entgegen treten können, um Dasein und Eigenthümlichkeit zu schützen und zu sichern.

36. Derselbe Grund, der veranlaßt, daß wir die Eine Bildung wissenschaftlich trennen (33), veranlaßt gleichfalls, daß man die Geschichte der einzelnen Zweige gesondert zu behandeln pflegt. Wir beschränken uns also hier (indem wir der Religions-Geschichte, der Literär-Geschichte, der Kunst-Geschichte, der Handels-Geschichte, ihre Kreise lassen) zumeist auf die Geschichte des Staates, und gehen höchstens ein auf den Zusammenhang desselben mit den eigentlichen Bildungszweigen, um das Eine durch das Andere verständlicher zu machen. Weil aber der Staat alle Bildung bedingt (35): so ist die Geschichte der Staats-Entwickelung die Grundlage aller Geschichte, und jede andere Geschichte setzt die Kenntniß der Geschichte der Völker und Staaten voraus.

37. Worauf es aber in einer solchen Geschichte eigentlich ankommt, das ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst. Nachdem zuvörderst untersucht ist, wie ein geschichtlich gegebener Staat, mag er untergegangen sein, oder noch bestehen, entstanden, muß derselbe zunächst in seinem Verhältnisse zum Volke betrachtet werden: ob Volk und Staat eins, ob sie vereint gewesen oder nicht; und, im ersten Fall; ob durch Weisheit und Tugend, oder durch Glück und Zufall: im zweiten aber: ob das Gesetz der Natur durch Leidenschaft oder Irrthum der Menschen verletzt worden, oder ob Unglücksfälle eingetreten sind, die menschliche Kraft abzuhalten nicht vermochte, und was etwa geschehen, um durch Verstand und Weisheit wieder gut zu machen,

was im Irrthum gefehlt oder durch Unglück verloren ist. Berührungen mit anderen Staaten; Unterhandlungen, Bündnisse, Kriege, gehören in diese Untersuchung. Endlich ist zu erforschen: wie die innern Verhältnisse des Staates eingerichtet waren: ob Alle frei waren, oder nicht, ob alle gleich frei, oder nicht; mit Einem Worte, zu erforschen sind die Verfassung und die Gesetze!

38. **Wenn man nun überlegt: wie wol im Allgemeinen der Gang der Staatsentwickelung nach dem Wesen der Menschheit im Ablaufe der Zeit gewesen sein möge:** so scheint sich Folgendes zu ergeben. Die erste natürliche Gesellschaft, ohne welche der Mensch nicht gedacht werden kann, ist die Familie. In der Familie, die eins ist und eins sein soll durch Liebe, gilt kein Recht, sondern lediglich die väterliche Gewalt unbeschränkt. Hier also giebt es keine Freiheit. Die Vereinigung von Familien führt zu Stämmen, und die Erweiterung der väterlichen Gewalt zu Stammhäuptern mit gleich erweitertem Ansehen. Die Verbindung mehrerer Stämme, bald durch friedliche Vereinigung, bald durch feindliche Unterwerfung, wird im Wesentlichen schwerlich etwas ändern. Will man nun eine solche Verbindung einen Staat nennen: so wird die Gewalt des Stammhauptes auf das Staatshaupt übergehen, und Willkühr oder Despotie wird an Statt der Verfassung sein und des Gesetzes. In einem solchen Staat ist von den Unterthanen in Beziehung auf den Herrscher Keiner frei; im Verhältnisse zu einander aber mag der Un-

terschied zwischen der Familie des Herrschers, seinem Stamme, den frei vereinigten und den unterworfenen Stämmen sehr groß sein. — Soll nun, im Fortgange der Zeit, ein Fortschreiten des Staates Statt finden, so müssen mehr Freie entstehen, d. h. die Willkühr des Herrschers muß durch Mitherrscher beschränkt werden. Alsdann wird die Folge sein, daß die Willkühr gegen Diejenigen, die nicht Theil an der Gewalt haben, härter ist, als unter Einem Herrn; die Herren aber werden unter sich selbst ihre Verhältnisse bestimmen und werden eben deßwegen unter einander ein wahres gemeines Wesen bilden. — Endlich wird, im weiteren Fortgange, die Freiheit, mehr und mehr wachsend, Alle umschließen. Alsdann aber wird das Leben neue Ungleichheiten erzeugen, die aus der allgemeinen Freiheit, bei der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, und bei der Verschiedenheit der Geschäfte in der Gesellschaft, nothwendig hervorgehen.

39. Sonach würde man, um Uebersicht und Haltung zu gewinnen, nicht unschicklich drei Haupt-Stufen in der Fortbildung des Staates unterscheiden dürfen, zwischen welchen allerdings viele Mittel-Stufen und Uebergänge liegen mögen und liegen müssen. a. Vollkommene Einheit nach außen, aber gänzliche Unfreiheit im Innern — despotische Monarchie. b. Weniger Einheit nach außen, Freiheit und Sclaverei im Innern — despotischer Republicanismus. c. Bedingte Einheit nach außen, ungleiche aber allgemeine Freiheit im Innern — republicanische Monarchie.

40. Und auch diesen Ideen scheint die Geschichte zu entsprechen. In den asiatischen Staaten zeigt sich ein solcher vollendeter Despotismus eines Einzigen; ein solcher despotischer, auf arger Sclaverei ruhender, Republicanismus war in Griechenland, und die germanischen Staaten haben sich stets in dem angegebenen Sinne monarchisch zu gestalten gestrebt. Aegypten und Karthago und Rom scheinen Uebergänge zu bilden, theils von solchem Despotismus zum (despotischen) Republicanismus, theils von solchem Republicanismus zur republicanischen Monarchie. Die übrigen Staaten aber zeigten als Staaten kein eigenthümliches Weltleben, sondern sie waren theils die Vermittler der Bildung unter den Völkern (Syrer, Phönicier, Juden, Klein-Asiaten), theils dienten sie zugleich als Zerstörer des alten Lebens, um einem neuen Raum zu machen (Macedonier). Der Republicanismus ist aber, wie sich von selbst verstehen sollte, nicht allein in Athen zu suchen, auch nicht in Sparta, sondern in der Gesammtheit aller griechischen Staaten: er zeigte sich in allen Weisen; ebenso der Despotismus nicht allein in Medien oder in Persien; eben so die Monarchie nicht allein in Teutschland und Frankreich! —

Sechstes Capitel.

Schluß.

41. Man hat gegen die Annahme eines festen Ganges im Leben des menschlichen Geschlechtes die Be-

denklichkeit geäußert, daß sie der menschlichen Freiheit nachtheilig zu sein scheine, und deßwegen das Leben lähmen müsse. Diese Bedenklichkeit ist aber durchaus unerheblich, und geht lediglich aus Mißverständniß hervor. In den Weltbegebenheiten kann die strengste Gesetzmäßigkeit herrschen und doch können die Handlungen der Menschen vollkommen willkührlich sein, und Menschen und Völker können ihr Schicksal selbst bestimmen und verdienen. Ja, nur wenn Gesetzmäßigkeit Statt findet, ist Freiheit, ist ein Selbstbestimmen des Lebens, für Völker, wie für Einzelne, möglich; wenn aber jene fehlt, so stürzt Alles zusammen. Wollte man die Weltbegebenheiten für zufällige Folgen zufälliger Handlungen halten: so würde man weder im Leben je der Gottheit begegnen, noch je in der Geschichte vor ihr anbeten können; auch könnte die Vergangenheit weder Lehre noch Beispiel geben. Bei jener Annahme hingegen erhält die Thorheit wie die Weisheit, der Irrthum wie die Einsicht, die Verruchtheit wie die Tugend vergangener Jahrhunderte hohe, belehrende Bedeutung für Völker wie für Menschen. Vor dem Untergange sichert Nichts; davor aber können Menschen und Völker sorgen, daß sie den Untergang nicht verdienen.

42. Man hat in neueren wie in älteren Zeiten angenommen, alle Völker der Erde seien von Einem Menschenpaar abzuleiten. Wenn man unter dem Menschen nicht bloß die sinnliche Gestalt desselben, sondern zugleich den Geist, der sein Wesen ausmacht, versteht: so möchte auch diese sonst seltsame Annahme eine sinn-

vollere Ahnung verrathen (27 u. 30), als das Bestreben Derer, die nur im Allgemeinen die ganze Bevölkerung der Erde von Asien ausgehen lassen. Aber die Geschichte wird durch diese Annahme nicht begreiflicher; die Erde ist schon bevölkert, wenn dieselbe beginnt; sie wird in keinem Falle die Verbreitung des menschlichen Geschlechtes verfolgen können. Untersuchungen hingegen über spätere Völker-Züge und Völker-Berührungen, (bei welchen Sprache, Denkmäler, Ueberbleibsel jeder Art leiten mögen,) sind höchst wichtig für das Verständniß vieler Erscheinungen des Lebens. — Die Mosaischen Andeutungen und Sagen sind in jeder Rücksicht gewichtvoll. Sie wirken auf das Gemüth des Menschen, wie halbverwitterte Worte auf alten Trümmern, die ein früheres, geheimnißvolles Leben vermuthen lassen. Wie sinnvoll ist z. B. das Leben in Eden, und das Essen von dem Baume der Erkenntniß! unter Kains Nachkommen die Erfinder menschlicher Künste! die Fluth, und Sem und Cham und Japhet! der Thurmbau: menschliche Vereinigung und grade daraus Zerstreuung! In der That: das sind Vorahnungen später Erkenntniß!

43. Man hat sich oft über den Despotismus gewundert, der immer in den Reichen Asiens geherrscht, während Europa sich der Freiheit erfreuet hat. Man hat diese Erscheinung theils aus der Entstehung der Reiche, theils aus der Größe derselben, theils aus der Sitte der Vielweiberei zu erklären gesucht; aber mit Unrecht. Diese neuen Erscheinungen waren und sind allerdings die Begleiterinnen des Despotismus; sie wa-



was im Irrthum gefehlt oder durch Unglück verloren ist. Berührungen mit anderen Staaten; Unterhandlungen, Bündnisse, Kriege, gehören in diese Untersuchung. Endlich ist zu erforschen: wie die innern Verhältnisse des Staates eingerichtet waren: ob Alle frei waren, oder nicht, ob alle gleich frei, oder nicht; mit Einem Worte, zu erforschen sind die Verfassung und die Gesetze!

38. **Wenn man nun überlegt: wie wol im Allgemeinen der Gang der Staatsentwickelung nach dem Wesen der Menschheit im Ablaufe der Zeit gewesen sein möge:** so scheint sich Folgendes zu ergeben. Die erste natürliche Gesellschaft, ohne welche der Mensch nicht gedacht werden kann, ist die Familie. In der Familie, die eins ist und eins sein soll durch Liebe, gilt kein Recht, sondern lediglich die väterliche Gewalt unbeschränkt. Hier also giebt es keine Freiheit. Die Vereinigung von Familien führt zu Stämmen, und die Erweiterung der väterlichen Gewalt zu Stammhäuptern mit gleich erweitertem Ansehen. Die Verbindung mehrerer Stämme, bald durch friedliche Vereinigung, bald durch feindliche Unterwerfung, wird im Wesentlichen schwerlich etwas ändern. Will man nun eine solche Verbindung einen Staat nennen: so wird die Gewalt des Stammhauptes auf das Staatshaupt übergehen, und Willkühr oder Despotie wird an Statt der Verfassung sein und des Gesetzes. In einem solchen Staat ist von den Unterthanen in Beziehung auf den Herrscher Keiner frei; im Verhältnisse zu einander aber mag der Un-

terschied zwischen der Familie des Herrschers, seinem Stamme, den frei vereinigten und den unterworfenen Stämmen sehr groß sein. — Soll nun, im Fortgange der Zeit, ein Fortschreiten des Staates Statt finden, so müssen mehr Freie entstehen, d. h. die Willkühr des Herrschers muß durch Mitherrscher beschränkt werden. Alsdann wird die Folge sein, daß die Willkühr gegen Diejenigen, die nicht Theil an der Gewalt haben, härter ist, als unter Einem Herrn; die Herren aber werden unter sich selbst ihre Verhältnisse bestimmen und werden eben deßwegen unter einander ein wahres gemeines Wesen bilden. — Endlich wird, im weiteren Fortgange, die Freiheit, mehr und mehr wachsend, Alle umschließen. Alsdann aber wird das Leben neue Ungleichheiten erzeugen, die aus der allgemeinen Freiheit, bei der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, und bei der Verschiedenheit der Geschäfte in der Gesellschaft, nothwendig hervorgehen.

39. Sonach würde man, um Uebersicht und Haltung zu gewinnen, nicht unschicklich drei Haupt-Stufen in der Fortbildung des Staates unterscheiden dürfen, zwischen welchen allerdings viele Mittel-Stufen und Uebergänge liegen mögen und liegen müssen. a. Vollkommene Einheit nach außen, aber gänzliche Unfreiheit im Innern — despotische Monarchie. b. Weniger Einheit nach außen, Freiheit und Sclaverei im Innern — despotischer Republicanismus. c. Bedingte Einheit nach außen, ungleiche aber allgemeine Freiheit im Innern — republicanische Monarchie.

was im Irrthum gefehlt oder durch Unglück verloren ist. Berührungen mit anderen Staaten; Unterhandlungen, Bündnisse, Kriege, gehören in diese Untersuchung. Endlich ist zu erforschen: wie die innern Verhältnisse des Staates eingerichtet waren: ob Alle frei waren, oder nicht, ob alle gleich frei, oder nicht; mit Einem Worte, zu erforschen sind die Verfassung und die Gesetze!

38. **Wenn man nun überlegt: wie wol im Allgemeinen der Gang der Staatsentwickelung nach dem Wesen der Menschheit im Ablaufe der Zeit gewesen sein möge: so scheint sich Folgendes zu ergeben.** Die erste natürliche Gesellschaft, ohne welche der Mensch nicht gedacht werden kann, ist die Familie. In der Familie, die eins ist und eins sein soll durch Liebe, gilt kein Recht, sondern lediglich die väterliche Gewalt unbeschränkt. Hier also giebt es keine Freiheit. Die Vereinigung von Familien führt zu Stämmen, und die Erweiterung der väterlichen Gewalt zu Stammhäuptern mit gleich erweitertem Ansehen. Die Verbindung mehrerer Stämme, bald durch friedliche Vereinigung, bald durch feindliche Unterwerfung, wird im Wesentlichen schwerlich etwas ändern. Will man nun eine solche Verbindung einen Staat nennen: so wird die Gewalt des Stammhauptes auf das Staatshaupt übergehen, und Willkühr oder Despotie wird an Statt der Verfassung sein und des Gesetzes. In einem solchen Staat ist von den Unterthanen in Beziehung auf den Herrscher Keiner frei; im Verhältnisse zu einander aber mag der Un-

terschied zwischen der Familie des Herrschers, seinem Stamme, den frei vereinigten und den unterworfenen Stämmen sehr groß sein. — Soll nun, im Fortgange der Zeit, ein Fortschreiten des Staates Statt finden, so müssen mehr Freie entstehen, d. h. die Willkühr des Herrschers muß durch Mitherrscher beschränkt werden. Alsdann wird die Folge sein, daß die Willkühr gegen Diejenigen, die nicht Theil an der Gewalt haben, härter ist, als unter Einem Herrn; die Herren aber werden unter sich selbst ihre Verhältnisse bestimmen und werden eben deßwegen unter einander ein wahres gemeines Wesen bilden. — Endlich wird, im weiteren Fortgange, die Freiheit, mehr und mehr wachsend, Alle umschließen. Alsdann aber wird das Leben neue Ungleichheiten erzeugen, die aus der allgemeinen Freiheit, bei der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, und bei der Verschiedenheit der Geschäfte in der Gesellschaft, nothwendig hervorgehen.

39. Sonach würde man, um Ueberficht und Haltung zu gewinnen, nicht unschicklich drei Haupt-Stufen in der Fortbildung des Staates unterscheiden dürfen, zwischen welchen allerdings viele Mittel-Stufen und Uebergänge liegen mögen und liegen müssen. a. Vollkommene Einheit nach außen, aber gänzliche Unfreiheit im Innern — despotische Monarchie. b. Weniger Einheit nach außen, Freiheit und Sclaverei im Innern — despotischer Republicanismus. c. Bedingte Einheit nach außen, ungleiche aber allgemeine Freiheit im Innern — republicanische Monarchie.

40. Und auch diesen Ideen scheint die Geschichte zu entsprechen. In den asiatischen Staaten zeigt sich ein solcher vollendeter Despotismus eines Einzigen; ein solcher despotischer, auf arger Sklaverei ruhender, Republicanismus war in Griechenland, und die germanischen Staaten haben sich stets in dem angegebenen Sinne monarchisch zu gestalten gestrebt. Aegypten und Karthago und Rom scheinen Uebergänge zu bilden, theils von solchem Despotismus zum (despotischen) Republicanismus, theils von solchem Republicanismus zur republicanischen Monarchie. Die übrigen Staaten aber zeigten als Staaten kein eigenthümliches Weltleben, sondern sie waren theils die Vermittler der Bildung unter den Völkern (Syrer, Phönicier, Juden, Klein-Asiaten), theils dienten sie zugleich als Zerstörer des alten Lebens, um einem neuen Raum zu machen (Macedonier). Der Republicanismus ist aber, wie sich von selbst verstehen sollte, nicht allein in Athen zu suchen, auch nicht in Sparta, sondern in der Gesammtheit aller griechischen Staaten: er zeigte sich in allen Weisen; ebenso der Despotismus nicht allein in Medien oder in Persien; eben so die Monarchie nicht allein in Teutschland und Frankreich! —

Sechstes Capitel.

Schluß.

41. Man hat gegen die Annahme eines festen Ganges im Leben des menschlichen Geschlechtes die Be-

denklichkeit geäußert, daß sie der menschlichen Freiheit nachtheilig zu sein scheine, und deßwegen das Leben lähmen müsse. Diese Bedenklichkeit ist aber durchaus unerheblich, und geht lediglich aus Mißverständniß hervor. In den Weltbegebenheiten kann die strengste Gesetzmäßigkeit herrschen und doch können die Handlungen der Menschen vollkommen willkührlich sein, und Menschen und Völker können ihr Schicksal selbst bestimmen und verdienen. Ja, nur wenn Gesetzmäßigkeit Statt findet, ist Freiheit, ist ein Selbstbestimmen des Lebens, für Völker, wie für Einzelne, möglich; wenn aber jene fehlt, so stürzt Alles zusammen. Wollte man die Weltbegebenheiten für zufällige Folgen zufälliger Handlungen halten: so würde man weder im Leben je der Gottheit begegnen, noch je in der Geschichte vor ihr anbeten können; auch könnte die Vergangenheit weder Lehre noch Beispiel geben. Bei jener Annahme hingegen erhält die Thorheit wie die Weisheit, der Irrthum wie die Einsicht, die Verruchtheit wie die Tugend vergangener Jahrhunderte hohe, belehrende Bedeutung für Völker wie für Menschen. Vor dem Untergange sichert Nichts; davor aber können Menschen und Völker sorgen, daß sie den Untergang nicht verdienen.

42. Man hat in neueren wie in älteren Zeiten angenommen, alle Völker der Erde seien von Einem Menschenpaar abzuleiten. Wenn man unter dem Menschen nicht bloß die sinnliche Gestalt desselben, sondern zugleich den Geist, der sein Wesen ausmacht, versteht: so möchte auch diese sonst seltsame Annahme eine sinn-

vollere Ahnung verrathen (27 u. 30), als das Bestreben Derer, die nur im Allgemeinen die ganze Bevölkerung der Erde von Asien ausgehen lassen. Aber die Geschichte wird durch diese Annahme nicht begreiflicher; die Erde ist schon bevölkert, wenn dieselbe beginnt; sie wird in keinem Falle die Verbreitung des menschlichen Geschlechtes verfolgen können. Untersuchungen hingegen über spätere Völker-Züge und Völker-Berührungen, (bei welchen Sprache, Denkmäler, Ueberbleibsel jeder Art leiten mögen,) sind höchst wichtig für das Verständniß vieler Erscheinungen des Lebens. — Die Mosaischen Andeutungen und Sagen sind in jeder Rücksicht gewichtvoll. Sie wirken auf das Gemüth des Menschen, wie halbverwitterte Worte auf alten Trümmern, die ein früheres, geheimnißvolles Leben vermuthen lassen. Wie sinnvoll ist z. B. das Leben in Eden, und das Essen von dem Baume der Erkenntniß! unter Kains Nachkommen die Erfinder menschlicher Künste! die Fluth, und Sem und Cham und Japhet! der Thurmbau: menschliche Vereinigung und grade daraus Zerstreuung! In der That: das sind Vorahnungen später Erkenntniß!

43. Man hat sich oft über den Despotismus gewundert, der immer in den Reichen Asiens geherrscht, während Europa sich der Freiheit erfreuet hat. Man hat diese Erscheinung theils aus der Entstehung der Reiche, theils aus der Größe derselben, theils aus der Sitte der Vielweiberei zu erklären gesucht; aber mit Unrecht. Diese neuen Erscheinungen waren und sind allerdings die Begleiterinnen des Despotismus; sie wa-

ren und sind die Offenbarungen desselben, die äußeren Verhältnisse, unter welchen der Despotismus eintrat und nur eintreten konnte; aber wer mag sagen: sie seien der Grund und Quell gewesen? Und gesetzt, sie wären es gewesen: so ist die Erklärung nur zurückgeschoben. Denn woher will man nun diese Verhältnisse erklären? Etwa aus dem Klima, das sehr verschieden war? aus der Natur des Landes, die sich nicht überall eigenthümlich zeigte? oder aus der Religion, die eben so sehr Folge als Ursache gewesen sein dürfte? Nein! nur aus dem Zusammenhange des Einen Lebens läßt sich das Eine wie das Andere begreifen (33 und 38). — Wer übrigens die Asiaten unter ihren Despoten für unglücklicher hält, als die Europäer mit ihrer Freiheit: der betrachtet die Welt nicht mit historischem Sinn; und wer gar die Barbarei der Asiaten aus dem Despotismus herleitet, bei dem dürften die Begriffe nicht sehr klar sein (35).

44. Man hat den griechischen Republikanismus oft bewundert, und mit Recht: denn wie sollte der Mensch nicht jede Weltbegebenheit anstaunen mit tiefster Anbetung des unendlichen Geistes, der sie lenkt? Man hat ihn aber auch zurückgesehnt, und sich das hochgepriesene Leben gewünscht, das mit ihm und durch ihn Statt fand. Dadurch hat man wohl nur bewiesen, daß man die griechische Freiheit nicht verstand, und daß man sich der Grundlage nicht erinnerte, auf welcher sie ruhete. Jene Freiheit war gewöhnlich nur das Eigenthum weniger herrschender Geschlechter, welche die übrigen Men-

schen täuschten, bethörten, mißbrauchten; oder sie artete, wo sie Gemein-Gut wurde, nicht selten aus in zügellose Frechheit und Frevel. Diese Grundlage hingegen war Sclaverei und ein zerbröckeltes Volksleben. Eine gesellschaftliche Ordnung aber, auf solchem Boden eingerichtet, konnte nicht halten und nicht gedeihen; und wenn die Werke der Künst, in welchen die Art der Bildung, die sie möglich machte, fast nothwendig erscheinen mußte, und mit welchen sie umgeben ist, auch über ihr Wesen täuschen konnte: so hat doch der Gang der Begebenheiten über sie gerichtet und entschieden.

45. Man hat das s. g. Mittel-Alter oft als eine tiefe Nacht der Menschheit, als ein Zeitalter arger Barbarei beschrieben und getadelt, und die größten und gewaltigsten Erscheinungen desselben als Werke und Unternehmungen der Arglist, des Wahnsinnes und unwissender Narrheit bezeichnet und verschrien. Der Aufschwung des Geistes in der Reformation; die dünkelvolle Einseitigkeit, zu welcher das römische Recht verführte; die Entfremdung aus der Gegenwart, vom Vaterlande und von der Geschichte des Vaterlandes, welche durch die alte Literatur bewirkt ward: diese Erscheinungen und andere erklären freilich dieses Vorurtheil hinlänglich. Hüte sich aber Jeder, solchen Worten der Unwissenheit und des Vorurtheiles zu trauen! Ansichten dieser Art sind verderblich für das Leben und vernichtend für die Geschichte! Das Mittel-Alter umfaßt tausend Jahre, und Anfang, Mitte und Ende desselben waren sehr verschieden. Im Mittel-Alter ist der Men-

schengeist nicht minder thätig und kräftig gewesen als zuvor und nachher. Die Menschheit ist nicht gesunken, sondern eben so gut gestiegen, wie in Griechenland oder in späterer Zeit; und wenn Griechenland sich vor dem Mittel-Alter auszeichnet durch Wissenschaft und Kunst, so leidet das doch keinen Zweifel, daß das Leben im Mittel-Alter reicher gewesen an Verstand und Geist als im Alterthum. Aber begreiflich ist, warum dieses Leben unbegreiflicher und dunkeler erscheinen konnte, ja erscheinen mußte. Das ist die Wirkung jenes wunderbaren Anhauches von etwas Geheimnißvollem, Ueber-Irdischem, Heiligem, welcher die größten Erscheinungen desselben umschwebt, und an den Geist mahnet, der das Irdische beherrschet! (34)

46. Man hat, um sich die Uebersicht über die gesammte Geschichte zu erleichtern, vielfältig versucht, gewisse Abschnitte in dem Gange der Begebenheiten zu finden (Epochen), bei welchen man stillstehen, sich umschauen, und den gleichzeitigen Zustand der verschiedenen beachtungswerthen Völker überblicken könnte. Das ist verzeihlich und löblich. Aber weniger löblich, wiewohl nicht minder begreiflich, möchte sein, daß man die Geschichte der alten Völker nach solchen allgemeinen Epochen (synchronistisch), die der neueren aber ohne dieselben nach den einzelnen Staaten (ethnographisch) darstellen zu müssen gemeint hat. Die alten Völker standen nur durch Handel, Colonien und Krieg mit einander in Verbindung; sonst waren sie durch Alles getrennt, was Menschen von Menschen trennen mag, durch Sprache

I. Assyrien.

Zweites Capitel.

Die Assyrer.

53. An den Namen Assyrer scheinen Sagen und Nachrichten, die sich aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern im Andenken der Menschen erhalten hatten, geknüpft zu sein. Die Griechen gebrauchen den Namen sehr unbestimmt. Bald scheinen sie Assyrisch und Asiatisch als gleich anzusehen; bald ist ihnen Assyrien eins mit Syrien. Nicht besser ist es bei den Juden. Diese verwechseln nicht nur Assyrer und Babylonier, sondern auch ihnen scheinen Assyrer und Syrer gleichgeltend gewesen zu sein. Ueberdieß weichen Griechen und Juden in ihren Erzählungen und Zeitrechnungen durchaus von einander ab. Es würde ein eiteles Beginnen sein, Griechen mit Griechen und Griechen mit Juden vereinigen zu wollen.

54. Die Nachrichten des Ktesias über Assyrien dürften Dichtung und Wahrheit zu gleichen Theilen enthalten. Daher ist leicht, ihn anzugreifen, und nicht schwer, ihn zu vertheidigen. Man hat keinen Grund anzunehmen, er selbst habe seine Mähr erfunden, um mit derselben zu täuschen; vielmehr scheint sich in der Vorstellung des Morgenlandes, welcher seine Verhältnisse ihn nahe brachten, das Getreibe der Vorzeit also gestaltet zu haben, wie es bei ihm hervortritt. Namen, Zahlen, Thaten mögen daher aus Mißverstand alter

Erstes Buch.

Asiatische Staaten.

Erstes Capitel.

Der Anfang.

47. Der Anfang der Geschichte ist sehr verschieden von dem Anfange des Lebens; es ist aber schwer zu sagen, wo sie beginnt. Die Welt ist alt, wenn die ältesten Ueberlieferungen erscheinen, die bis auf unsere späte Zeit gekommen sind. Und diese Ueberlieferungen haben ihren ursprünglichen Sinn längst verloren. Jüngere Forscher haben ihre Weisheit in dieselben hineinzutragen, und aus denselben heraus zu deuten, und dadurch die Kluft auszufüllen gesucht, die zwischen ihnen und jenen Erinnerungen lag. Ueberhaupt sind dieselben im Ablaufe der Jahrhunderte fortwährend umgestaltet durch das allgemeine Bestreben der Menschen, zu ergänzen, zu verbinden, des Seienden Anfang und Entwickelung zu suchen und das Geschehene an bestimmte Vollbringer zu knüpfen. Aus den alten Sagen und Vorstellungen ist daher ein seltsames Gewirr entstanden, welches Niemand mit Erfolg zu entwickeln, zu vereinfachen, zu verstehen versuchen wird. Allerdings würde es schweren Tadel verdienen, wenn wir frech verwer-

geworfen oder verwechselt. Indien hat vielleicht früh Menschen und Bildung gesehen, aber Niemand kennt sie. Dem beschaulichen Wesen der gegenwärtigen kraftlosen, schlaffen, in Selbst-Ertödtung beseligten Einwohner dieses Landes nachzuspüren scheint in unseren Tagen für Viele einen großen Reiz zu haben; auch wird das Forschen vielleicht nicht ohne einigen Gewinn bleiben. Aber für die Geschichte wird die Beschäftigung mit einem Volke schwerlich etwas austragen, welches für das Leben in der Geschichte längst den Sinn verloren hat. So oft auch das hohe Alter der Sprache der Hindu's und der Weisheit der Bramahnen behauptet worden ist, so wenig ist es gelungen, dieses Alter zu beweisen, und es sind keine Aussichten vorhanden, daß es jemals gelingen könne, weil Sprache und Weisheit keinesweges alt zu sein scheinen. Gewiß ist wenigstens: bis jetzt ist kein geschichtlicher Zusammenhang zwischen Indien und den Staaten und Völkern, welche die gelehrtesten Männer der alten Welt kannten, nachzuweisen, und darum würde Indien noch selbst dann für die Entwickelung der Völker und Staaten, die wir verfolgen, nur wenig bedeuten, wenn auch jenes hohe Alter wirklich bewiesen wäre. Im Innern Asiens hingegen hatten die frühesten Staats-Vereine wahrscheinlich eine eben so kurze Dauer, als die späteren, und darum mußte sich das Andenken an dieselben im Verlaufe der Zeit nothwendig verlieren. Die rohen Söhne der Steppe und des Gebirges, kraftvolle Nomaden-Schwärme, schon durch die Handels-Karavanen mit dem nahen Reichthume bekannt, fielen über dieselben her, zerstörten ihre

49. Der Reichthum Asiens gewährte den Menschen mannigfaltige Genüsse, und erweckte dadurch nothwendig früh menschliche Bedürfnisse. Wo aber Bedürfnisse gefühlt, und Befriedigungen gefunden werden, da treten die Menschen zusammen, um ihren Besitz, ihre Bestrebungen und ihren Erwerb zu sichern. Ein solcher Verein von Menschen aber — der Anfang des Staates — trennet nothwendig diese Menschen von vielen Dingen, indem er den Besitz einiger gewähret. Aber der Wunsch, Alles zu gebrauchen und zu genießen, wird mehr und mehr rege. Dieser Wunsch kann nur befriedigt werden durch Tausch und Handel; und der Handel, einmal entstanden, sucht, weil er die Bedürfnisse immer mehrt, indem er sie befriedigt, die Verbindung der ganzen Welt. Daher möchten sich aus dem Reichthum Asiens sowol die frühen Verbindungen zu Staaten, als der uralte Handelsverkehr erklären lassen. Aus der Art aber, wie von den asiatischen Völkern der Handel im Großen betrieben werden mußte — nämlich durch Karavanen, — dürfte begreiflich sein, wie so früh Städte, in asiatischer Bedeutung, entstehen, und selbst in Einöden entstehen konnten, die sich auch unter dem größten Wechsel der Verhältnisse lange zu erhalten und zu erweitern vermocht haben.

50. Ueber diese allgemeinen Ansichten hinaus ist Nacht und Verwirrung. Niemand kann sagen, wo die ältesten Staaten, wer die ersten Herrscher gewesen. Thaten und Namen aus ganz verschiedenen Ländern und Zeiten sind offenbar oft in der späteren Sage zusammen-

geworfen oder verwechselt. Indien hat vielleicht früh Menschen und Bildung gesehen, aber Niemand kennt sie. Dem beschaulichen Wesen der gegenwärtigen kraftlosen, schlaffen, in Selbst-Ertödtung beseligten Einwohner dieses Landes nachzuspüren scheint in unseren Tagen für Viele einen großen Reiz zu haben; auch wird das Forschen vielleicht nicht ohne einigen Gewinn bleiben. Aber für die Geschichte wird die Beschäftigung mit einem Volke schwerlich etwas austragen, welches für das Leben in der Geschichte längst den Sinn verloren hat. So oft auch das hohe Alter der Sprache der Hindu's und der Weisheit der Bramahnen behauptet worden ist, so wenig ist es gelungen, dieses Alter zu beweisen, und es sind keine Aussichten vorhanden, daß es jemals gelingen könne, weil Sprache und Weisheit keinesweges alt zu sein scheinen. Gewiß ist wenigstens: bis jetzt ist kein geschichtlicher Zusammenhang zwischen Indien und den Staaten und Völkern, welche die gelehrtesten Männer der alten Welt kannten, nachzuweisen, und darum würde Indien noch selbst dann für die Entwickelung der Völker und Staaten, die wir verfolgen, nur wenig bedeuten, wenn auch jenes hohe Alter wirklich bewiesen wäre. Im Innern Asiens hingegen hatten die frühesten Staats-Vereine wahrscheinlich eine eben so kurze Dauer, als die späteren, und darum mußte sich das Andenken an dieselben im Verlaufe der Zeit nothwendig verlieren. Die rohen Söhne der Steppe und des Gebirges, kraftvolle Nomaden-Schwärme, schon durch die Handels-Karavanen mit dem nahen Reichthume bekannt, fielen über dieselben her, zerstörten ihre

Herrschaft, stifteten neue Reiche, begannen ein, in Art und Brauch, neues Leben, und ergaben sich bald verweichelnden Genüssen, bis sie an andere Schaaren der Steppe oder des Gebirges die Herrschaft auf gleiche Weise verloren, auf welche sie dieselbe gewonnen hatten. Daraus ist begreiflich, wie das sinnliche Leben in diesen Reichen weiter kommen konnte, ohne daß der Geist bedeutend weiter gekommen und die Staatsform freier geworden wäre; aber es ist auch begreiflich, wie sich das Andenken an die Vorzeit verlieren konnte. Ob dieser Verlust sehr zu beklagen ist, kann vielleicht bezweifelt werden; wenn aber zur Zeit Alexanders des Großen Männer gelebt hätten, beseelt von Herodots hohem historischen Sinn, und fern von der Selbstseligkeit, mit welcher die Griechen das Fremde zu verachten oder wenigstens zu vernachläßigen pflegten, so dürften die wundervollen Herrlichkeiten des Morgenlandes uns doch wol etwas anders erscheinen!

51. Wenn man aber bedenkt, daß es in der Natur des Staates liegt, zu allermeist Sicherheit zu erstreben gegen Alle, die nicht zu ihm gehören; wenn man ferner bedenkt, daß rohe Menschen durch diese Natur mehr getrieben werden, als dieselbe verstehen; wenn man endlich bedenkt, wohin der Geist des Handels treibt, und wie wenig man in den frühesten Zeiten von der Größe und Beschaffenheit der Erde wissen konnte: so scheint nicht unbegreiflich, daß die Fürsten solcher Reiche nach ungemessener Größe strebten, nach Eroberung der ganzen Erde. Damit schien alles auf ein-

mal erreicht! Aber man darf sich auch nicht wundern, daß die Reiche untergingen, sobald die Könige aufhörten, Eroberer zu sein; denn alsdann suchte die ewige Natur die Gränzen wieder herzustellen, die der Menschen Uebermuth, Irrthum und Verkehrtheit verrückt hatte (35). Die Völker standen auf, und die Reiche stürzten zusammen.

52. Unter den Staaten, von welchen sich wenigstens einige Sagen erhalten haben, scheint die alte Babel am Frühesten ihr, später so glänzendes, Haupt zu erheben; aber dieses Haupt zieht sich schnell wieder ins Dunkel zurück. Auch sind schon die ersten Sagen der Genesis nicht einig; und aus der Beschaffenheit des Landes, in welchem Babylon lag, läßt sich behaupten, daß menschlicher Verkehr in ihr nicht den ersten Schutz gefunden haben könne; denn die Benutzung dieses Landes, und selbst der Aufenthalt in demselben setzt eine Menge von Kenntnissen voraus, die man anderwärts gewonnen haben mußte. Daher dürfte es, bei der Ungewißheit aller Zeitrechnung und bei der Mangelhaftigkeit aller Nachrichten, kein großer Fehler sein, wenn wir der großen Reiche Asiens in folgender Ordnung gedenken: Assyrien, Babylonien, Medien, Persien. Ihrer Geschichte schließen wir die Geschichte der kleineren Staaten an, die von ihnen unterworfen oder doch berührt wurden.

I. Assyrien.

Zweites Capitel.

Die Assyrer.

53. An den Namen Assyrer scheinen Sagen und Nachrichten, die sich aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern im Andenken der Menschen erhalten hatten, geknüpft zu sein. Die Griechen gebrauchen den Namen sehr unbestimmt. Bald scheinen sie Assyrisch und Asiatisch als gleich anzusehen; bald ist ihnen Assyrien eins mit Syrien. Nicht besser ist es bei den Juden. Diese verwechseln nicht nur Assyrer und Babylonier, sondern auch ihnen scheinen Assyrer und Syrer gleichgeltend gewesen zu sein. Ueberdieß weichen Griechen und Juden in ihren Erzählungen und Zeitrechnungen durchaus von einander ab. Es würde ein eiteles Beginnen sein, Griechen mit Griechen und Griechen mit Juden vereinigen zu wollen.

54. Die Nachrichten des Ktesias über Assyrien dürften Dichtung und Wahrheit zu gleichen Theilen enthalten. Daher ist leicht, ihn anzugreifen, und nicht schwer, ihn zu vertheidigen. Man hat keinen Grund anzunehmen, er selbst habe seine Mähr erfunden, um mit derselben zu täuschen; vielmehr scheint sich in der Vorstellung des Morgenlandes, welcher seine Verhältnisse ihn nahe brachten, das Getreibe der Vorzeit also gestaltet zu haben, wie es bei ihm hervortritt. Namen, Zahlen, Thaten mögen daher aus Mißverstand alter

57. Die Nachrichten über Assyrien hingegen bei jüdischen Schriftstellern sind unstreitig viel verständiger, ohne eben viel begreiflicher zu sein. Bei ihrem beschränkten Zweck (54) sind sie im Einzelnen vielleicht richtiger, aber schwerlich im Ganzen wahrer. Sie betreffen nur die Verhältnisse der Assyrer mit den Juden, und berühren nicht einmal das Leben der Ersten. Zu verwundern ist aber, daß von diesen Königen, welche die Juden aufführen, und welche doch, man mag über die Zeit der vorher genannten denken, wie man will, nicht gar weit von bekannteren Zeiten standen, so wenig Kunde zu den Griechen gekommen ist.

58. In den ältesten Sagen der Hebräer wird schon Asshur's gedacht, und der Gründung Ninive's und der großen Stadt Resen vom Lande Shinear aus. Und obgleich darauf im Ablaufe von Jahrhunderten von dieser Gegend keine bestimmte Nachricht gegeben wird: so deuten doch von Zeit zu Zeit Seher und Dichter (Bileam, David, Jonas) auf Asshur hin als auf ein großes, fernher Unglück drohendes Reich, bekannt durch Eroberung, Despotie und Sünde. Aber der erste Königs-Name, der (u. d. J. 770) vorkommt, ist Phul, der Israel unter dem Könige Menahem zinsbar machte, und also die Herrschaft Asshurs diesseits des Euphrates weither verbreitet haben muß.

59. Darauf erscheint (J. 740?) Tiglath Pileser. Allgemeine Eroberungs-Entwürfe verfolgend, wurde dieser König durch des Königes von Juda, Ahas, Ge-

schenk und Unterwerfung zu einem Zuge gegen Syrien und Israel und zur Zerstörnng der Stadt Damaskus bewogen. Die Geschichte ist lehrreich. Sie zeigt, daß schon damals die kleineren Fürsten oft arge Verkehrtheit leitete. Blinde Leidenschaft gegen einander führte sie, ungeachtet des Eifers kundiger Männer, ins Verderben und machte sie Alle zur Beute großer Mächte. Tiglath Pileser versetzte die Einwohner von Damaskus an den Fluß Kir. Dieses Mittel des Despotismus, die Kraft unterjochter Völker zu brechen, mußte den früheren sinnlichen (33 u. 34) Völkern unbeschreiblich entsetzlich sein! Doch „wer Wind säet, kann nur Ungewitter einerndten!" Salmanassar, Tiglath Pilesers Nachfolger, die Unbeständigkeit Hoseas, Königes von Israel, fürchtend, überfiel das gottlose Samaria, und führte die Stämme Israels in das Innere seines Reiches hinein. Im Uebrigen folgt aus der Versetzung nicht, daß die Völker, über diesen Jammer hinaus, hart behandelt seien, auch nicht, daß die Despoten ihren Zweck erreicht haben.

60. Die schönste Tochter des Ersterzeugten Kanaans, Tyrus, leistete, obgleich ihre Volksgenossen sich, aus Eiferfurcht, an den fremden Eroberer hingen, einen schönen Widerstand. Das war das erste Zeichen, daß die Gewalt ihre Gränze finden sollte. Und Salmanassars Nachfolger (J. 710) Sanherib oder Sanacharib (Sargon?), unter welchem freche Reden und übermüthige Drohungen, wie sein Feldherr Rabshake ausstieß, die Völker nicht mehr schrecken konnten, erlebte

Ueberlieferung und aus orientalischer Einbildungskraft hervorgegangen sein: im eigentlichen Kerne der Erzählung aber zeigt sich der Gang der Geschichte morgenländischer Reiche durchaus treu und wahr; man hat in ihm gleichsam das Vorbild der asiatischen Staaten-Geschichte. Darum darf man ihn allerdings nicht als vollgültigen Zeugen für die einzelnen Ereignisse und Erscheinungen aufrufen, aber in Hinsicht des Ganzen steht seine Aussage keiner anderen nach. Herodot hat nur kurze Andeutungen; andere Griechen haben nur gelegentliche Aeußerungen; die Juden aber hatten, bei aller Geschichte, nur Einen Zweck: die Feier ihres Gottes in seinem Volke.

55. Das Wesentliche in der Erzählung des Ktesias ist aber Folgendes. Aus Assyria's — Adiabene's, Kurdistan's — fruchtbarer Steppe erhob sich einst eine große Menschen-Masse, und durchzog erobernd die Länder weit und breit, während der König derselben, der willkührlich über die Kraft der Völker gebot, durch Anlegung einer großen, gewaltigen Stadt — Ninus — im Lande der Väter seine Macht verkündigte und seinen Schaaren einen Anhalt zu geben suchte. Unter den folgenden Königen wurde die Herrschaft nach allen Gegenden erweitert bis an die Enden der Erde, und zugleich wurden überall wundervolle Werke, welche die Allmacht der Herrscher so beweisen als befestigen konnten, angelegt und aufgeführt. Alsdann folgte auf große Thaten der Genuß; die Könige verweichlichten, und vergaßen der alten Heldenkraft, auf welcher ihre Herrschaft ruhete.

Da lösete sich das Reich langsam auf; und als die Schwelgerei die höchste Stufe erreicht hatte, da brach es zusammen.

56. Dieser naturgemäße Gang der Zeit, den eine Menge alter zu Erklärungen und Deutungen reizender Denkmäler zu bezeichnen schien, windet sich fort an einer Reihe theils merkwürdiger, theils seltsamer und abenteuerlicher Erzählungen, die fest hängen an den Namen (Belus), Ninus, Semiramis, Ninyas und Tonus Konkolerus. Die anziehendste und unbegreiflichste Erscheinung ist unstreitig das vor der alten Baktra erscheinende wunderbare Götterkind, die schöne, prachtvolle, allgewaltige Heldin Semiramis. Der mannhafte Tod Sardanapals nach unwürdigem Leben ist nicht gegen die Natur, erweckt bei der zusammenstürzenden Herrschaft menschliche Theilnahme, und versöhnt einiger Maßen das empörte Gefühl. Des Kallisthenes und Anderer Vermuthung, daß es zwei Sardanapale gegeben haben müsse, weil der Wollüstling nicht als Held zu kämpfen und zu sterben vermocht haben würde, mag verständig genug sein; sie hat aber keinen geschichtlichen Grund für sich. — Ob das Reich (nach Ktesias) 1360 oder (nach Herodot) 520 Jahre gedauert, trägt so wenig aus, als eine Untersuchung, ob Tautanes oder Teutamus Hülfe gesendet zur Vertheidigung von Priamus heiliger Stadt oder nicht. — Nach dem Fall von Ninus erheben sich übrigens Babylonien und Medien über dem zusammengebrochenen Reiche.

57. Die Nachrichten über Assyrien hingegen bei jüdischen Schriftstellern sind unstreitig viel verständiger, ohne eben viel begreiflicher zu sein. Bei ihrem beschränkten Zweck (54) sind sie im Einzelnen vielleicht richtiger, aber schwerlich im Ganzen wahrer. Sie betreffen nur die Verhältnisse der Assyrer mit den Juden, und berühren nicht einmal das Leben der Ersten. Zu verwundern ist aber, daß von diesen Königen, welche die Juden aufführen, und welche doch, man mag über die Zeit der vorher genannten denken, wie man will, nicht gar weit von bekannteren Zeiten standen, so wenig Kunde zu den Griechen gekommen ist.

58. In den ältesten Sagen der Hebräer wird schon Asshur's gedacht, und der Gründung Ninive's und der großen Stadt Resen vom Lande Shinear aus. Und obgleich darauf im Ablaufe von Jahrhunderten von dieser Gegend keine bestimmte Nachricht gegeben wird: so deuten doch von Zeit zu Zeit Seher und Dichter (Bileam, David, Jonas) auf Asshur hin als auf ein großes, fernher Unglück drohendes Reich, bekannt durch Eroberung, Despotie und Sünde. Aber der erste Königs-Name, der (u. d. J. 770) vorkommt, ist Phul, der Israel unter dem Könige Menahem zinsbar machte, und also die Herrschaft Asshurs diesseits des Euphrates weither verbreitet haben muß.

59. Darauf erscheint (J. 740?) Tiglath Pileser. Allgemeine Eroberungs-Entwürfe verfolgend, wurde dieser König durch des Königes von Juda, Ahas, Ge-

schenk und Unterwerfung zu einem Zuge gegen Syrien und Israel und zur Zerstörnng der Stadt Damaskus bewogen. Die Geschichte ist lehrreich. Sie zeigt, daß schon damals die kleineren Fürsten oft arge Verkehrtheit leitete. Blinde Leidenschaft gegen einander führte sie, ungeachtet des Eifers kundiger Männer, ins Verderben und machte sie Alle zur Beute großer Mächte. Tiglath Pileser versetzte die Einwohner von Damaskus an den Fluß Kir. Dieses Mittel des Despotismus, die Kraft unterjochter Völker zu brechen, mußte den früheren sinnlichen (33 u. 34) Völkern unbeschreiblich entsetzlich sein! Doch „wer Wind säet, kann nur Ungewitter einerndten!" Salmanassar, Tiglath Pilesers Nachfolger, die Unbeständigkeit Hoseas, Königes von Israel, fürchtend, überfiel das gottlose Samaria, und führte die Stämme Israels in das Innere seines Reiches hinein. Im Uebrigen folgt aus der Versetzung nicht, daß die Völker, über diesen Jammer hinaus, hart behandelt seien, auch nicht, daß die Despoten ihren Zweck erreicht haben.

60. Die schönste Tochter des Ersterzeugten Kanaans, Tyrus, leistete, obgleich ihre Volksgenossen sich, aus Eiferfurcht, an den fremden Eroberer hingen, einen schönen Widerstand. Das war das erste Zeichen, daß die Gewalt ihre Gränze finden sollte. Und Salmanassars Nachfolger (J. 710) Sanherib oder Sanacharib (Sargon?), unter welchem freche Reden und übermüthige Drohungen, wie sein Feldherr Rabshake ausstieß, die Völker nicht mehr schrecken konnten, erlebte

schon den Verfall der ausgeschweiften Herrschaft. Ob sein großes Heer durch den Engel des Herrn wegen der Juden vernichtet, oder beim Kriege wider Aegypten durch Feldmäuse wehrlos gemacht ist, kommt fast auf Eins hinaus. Er sah die Empörung unterjochter Völker, und ward ermordet durch seine eigenen Kinder. Sein Sohn Esarhaddon (J. 680) mochte alsdann den Verfall durch Klugheit und Anstrengung vielleicht Etwas aufhalten; zu verhindern vermochte er nicht mehr die Auflösung des unnatürlichen Reiches! Bald wurde die Herrlichkeit des Königes von Assyrien, „nachdem er die Gränzen der Völker verrückt, und alle Lande zusammengerafft hatte," vernichtet. Babylonien und Medien erhoben sich über den Trümmern seiner Pracht, und „niemand trauerte um Assyriens Schaden, Keinen kränkte dessen Plage, sondern Alle, die es hörten, klappten mit ihren Händen." Und in der That: „soll denn nicht der Stecken erkennen, daß er Holz ist?" — Andere Königsnamen sind ohne Halt und Bedeutung. Die Bücher Tobias und Judith, welche sich auf Assyrien beziehen, sind, wenn auch Dichtungen, nicht ohne geschichtliches Interesse.

61. Von dem übrigen Leben der Assyrer, von dem ganzen Zustand ihrer Bildung, sind wir durch einzelne Nachrichten wenig unterrichtet. Aus den Erzählungen ihrer Thaten aber, aus allgemeinen Andeutungen und aus den Schilderungen der Pracht und Größe und Ueppigkeit Ninive's läßt sich Einiges schließen oder ahnen.

Drittes Capitel.

Die Syrer vor der assyrischen Unterjochung.

62. Wenn man von dem Innern Asiens seinen Blick westlich gegen die Ufer des Meeres wendet, so erhebt sich der Geist leicht zu großen Erwartungen, und das Gemüth wird zu erfreulichen Gefühlen gestimmt. Wie ganz anders ist der schöne Landstrich diesseits der großen Flüsse, des Tigris, des Euphrates, von Taurus bis an Arabiens Wüsten! Er gehört zu Asien; aber, wie er nach Europa und Afrika gleichsam die Arme ausstreckt, so wird er mit beiden durch das allverbindende Meer in Berührung gesetzt.

63. Und wie wunderbar daher auch das Leben der Menschen! Wie die asiatische Eigenthümlichkeit über Natolien in die europäische und über Arabien in die afrikanische überzugehen scheint: so, möchte man sagen, hat sich der asiatischen Natur der Menschen im Osten des Mittel-Meeres genug vom europäischen und afrikanischen Sinne beigemischt, um sie zu der Vermittelung der asiatischen Bildung bei Europäern und Afrikanern fähig zu machen. Darum, möchte man glauben, wurde die große Menschen-Masse, die diese Gegend hervorbrachte, für sich Nichts; in keiner Rücksicht gelangte sie zu Einheit, Festigkeit, Geschlossenheit; nie wurde sie, obgleich Alle Eine Sprache redeten, zu Einem Volke, nie zu Einem Staate, nie zu einem Staaten-Bunde, der gegen Asiens Staaten etwas bedeutet und sich der Macht der-

selben zu erwähren vermocht hätte. Um für die Welt etwas sein zu können, war sie unbedeutend für sich selbst, und ihre Eigenthümlichkeit sogar haben Wenige auf dem heimischen Boden, sondern die Meisten nur in der Fremde, verstehen und bewähren gelernt (40).

64. Unter der großen Menge kleiner Völkerschaften aber, die sich seit uralten Zeiten in diesen weiten Ebenen und Thälern zusammengefunden hatten, hoben sich im Fortgange drei hervor, unter welche die übrigen mitbegriffen wurden, oder in welche sie sich verloren: die Syrer oder Aramäer, die Phönicier und die Israeliten oder Juden. Die Syrer sonderten gleichsam mit Arabiens Wüsten die beiden andern ab und standen den Asiaten am nächsten; die Phönicier haben zumeist die Aufgabe gehabt, die sinnliche Bildung Asiens zu den Bewohnern Europa's und Afrika's zu bringen; den Juden endlich ist die große Bestimmung geworden, den Gehalt des geistigen Lebens, die höchsten Ideen der Asiaten, zu vereinigen, zu steigern, menschheitlicher zu machen, um sie hierhin verbreiten zu können und dorthin.

65. Syriens Gränzen aber sind nicht zu bestimmen; nicht nur zu verschiedenen Zeiten, sondern auch zu derselben Zeit bezeichnete der Name etwas sehr Verschiedenes (53). Schließt man von Syrien aber Phönicien und Palästina aus, und zieht dagegen Mesopotamien (Aram Naharajim) hinzu: so scheinen die Lag', die Beschaffenheit und die Erzeugnisse dieser großen Gefilde zu erklären, wie sich hier sehr früh menschliches Le-

ben gestalten konnte, aber auch, wie der Charakter der Bewohner ruhig, friedlich und etwas schwerfällig sein, und wie der Sinn zum Bequemen und zu sinnlichen Genüssen sich neigen mußte.

66. Die Andeutungen syrischer Geschichten, welche wir bei jüdischen Schriftstellern (in den Büchern Mosis, Samuels, der Könige und bei den Propheten) zerstreuet finden, sind abgerissen und arm. Zu Abrahams Zeit (J. 2000 ?) schon ein Schwarm von kleinen s. g. Königen, unter welchen er mit Ansehen umherzuziehen, von welchen er fünf mit drei hundert und achtzehn Mann zu schlagen vermochte; schon Städte und Betrieb! Dieses ist darum merkwürdig, weil es uns, der assyrischen Geschichten eingedenk, Einiges vermuthen läßt über die Jahrhunderte, die bis auf David dunkel verliefen. David überwand zwar (J. 1040 ?) den kriegerischen Hadad Esar von Nesibin; aber er brachte seine Macht nicht so stark auf Syrien, daß nicht Reson, bald nach ihm Salomo's Trägheit benutzend, in Damaskus eine gefährliche Vormacht unter Syriens Königen hätte gründen können (J. 980 ?). Und Resons zum Theil wohl unbekannte Nachfolger, die drei Benhadad, die Geißel Gottes Hasael und Rezin, vergaßen nie, daß und wie die Israeliten sie zu unterwerfen versucht hatten. Sie vergaßen selbst der Feindschaft gegen Israel nicht, als Assyrien mit völker-zerstörenden Planen mächtig hervortrat; das getheilte Volk Gottes reizte zu sehr zu Versuchen der Rache und der Eroberung. Dadurch aber wurde dem Tiglath Pileser (J. 740) nur erleichtert, das harte

Schicksal auf die Syrer zu legen, das zu vermeiden sie nicht mit Weisheit gestrebt hatten. „Um drei oder vier Laster willen ward Damaskus ein zerfallener Steinhaufe.“ (59) —

67. Aber nicht die kümmerlichen Hinweisungen auf diese theils unklugen, theils kleinlichen Händel, sondern die bedeutende Anzahl der Städte Syriens sind für die Geschichte das Wichtigste, weil sie uns durch ihre Lage und Beschaffenheit vermuthen lassen, was Syrien für die Phönicier, und durch die Phönicier für die Welt gewesen ist. Unter diesen Städten aber leuchtete in dieser Zeit am Schönsten das Auge des Morgenlandes, die uralte Damaskus, hervor. Aber auch Baalbek oder Heliopolis und Tadmor oder Palmyra waren alte Städte (schwerlich von Salomo erbauet), wenngleich die köstlichen Ueberreste alter Kunstwerke, durch welche sie noch immer die Bewunderung der Welt erregen, einer späteren Zeit angehören. Zu dieser griechisch-römischen Herrlichkeit würden sie wol nie gekommen sein, wenn nicht früher durch Handel und Verkehr einheimische Herrlichkeit in ihnen Bewunderung gefunden hätte! —

Viertes Capitel.

Die Phöniker vor der assyrischen Herrschaft.

68. Mit den Syrern gleiches Stammes und gleicher Sprache waren die Bewohner Phöniciens — (Phöniker); aber in demselben Maß, in welchem sich das ge-

birgige, holzreiche, fruchtkarge, mit sicheren Hafen, Vorgebirgen und Inseln begabte schmale Küstenland am Mittel-Meere von den weitgedehnten syrischen Gefilden auszeichnet, unterschieden sich die thätigen, kraftvollen, sinnreichen Phönicier von ihren syrischen Brüdern. Leider kennen wir jedoch die Geschichte dieser höchst merkwürdigen Völkerschaft fast gar nicht. Wir können aus den Schilderungen und Andeutungen jüdischer, griechischer und römischer Schriftsteller wol die Regheit und den Sinn des phönicischen Lebens erkennen: aber über den Gang ihrer Schicksale und ihrer Entwickelung bleibt unser Wissen ärmliches Stückwerk.

69. Alles, was in Asien die Natur eigenthümlich hervorbrachte, oder was menschlicher Gewerbfleiß schuf, haben die Phönicier theils roh, theils bearbeitet, gefördert, verbessert, weit über die Erde verbreitet, und damit überall menschliche Thätigkeit geweckt und die Bildung gehoben; auch mögen sie wiederum in gleicher Weise auf Asien zurück gewirkt haben. Selbst die sinnreichste und unbegreiflichste Erfindung, durch welche der Geist über Raum und Zeit hinweg dem Geist erscheint, und durch welche dem Menschen vielleicht der Gedanke der Menschheit und des Weltalls erst möglich geworden ist, die Buchstabenschrift, verdankt, wenn nicht die Welt, doch Europa den Phöniciern. Aber mit dem Mittel der Ideen haben sie uns unmittelbar keine Ideen hinterlassen. Sie mögen Schriftsteller und Jahrbücher gehabt haben: die Ueberbleibsel aber, welche dem Sanchuniathon zugeschrieben werden, sind nicht

besser als andere alte Vorstellungen, und sind mehr als nur verdächtig. Und die Tyrischen Jahrbücher hat der Ephesische Menander nicht einmal durch die griechische Sprache zu erhalten vermocht.

70. Ob die Phönicier ursprünglich am persischen Meerbusen gewohnt haben, oder nicht, mag unentschieden bleiben. Die kleinen Eilande dieses Meerbusens, Tylus und Arathus, erinnern durch ihre Namen allerdings an Phönicier: bei den Veränderungen in Asien aber, bei den Versetzungen der Völker, bei dem großen Handel der Phönicier nach allen Seiten, und bei den Gründungen, welche dieser Handel überall nöthig machte, ist eben sowohl möglich, daß jene Inseln ihre Benennung nach den phönicischen Städten Tyrus und Aradus erhalten, als daß diese Städte nach jenen Inseln benannt seien. Gewiß ist, daß die Phönicier schon sehr früh in ihrem kleinen Land am Gestade des Meeres gewesen sind, und daß sie dort sehr früh den Weg betreten haben, den zu vollenden ihnen bestimmt war. Der Umstand, daß mehr als fünfzehnhundert Jahre vor Christo schon Colonisten von ihnen über das Meer gingen, scheint zu beweisen, daß sie schon damals die Welt, durch Umtauschung der Erzeugnisse, in Verbindung zu setzen angefangen hatten. Denn was auch in der Folge zur Stiftung von Colonien getrieben haben mag: die ersten möchten wohl nur Bedürfniß des Handels gewesen sein. Handel und Colonien aber weckten unterhielten und beflügelten den Sinn für Künste und Gewerbe, und reizten den Geist der Erfindung auf; und

ein großer Gewinn, welchen der Allein-Handel gewähren mußte, lohnte den Fleiß. Die Räuberei zur See, bei welcher man ihnen früh begegnet, war nicht die Mutter des Handels, sondern eine Begleiterin, die sich rohen Menschen leicht anzuschließen pflegt, und selbst nicht gern von Gebildeten weicht.

71. Die früheste Erinnerung hielt sich an Sidon, welche des höchsten Alters sich rühmte. Aber bald erzeugte Kanaan mehrere Töchter: eine Reihe von herrlichen Städten erhob sich und füllte mehr und mehr die Küsten. Unter diesen wurde die doppelte Tyrus (Zor, Sor), die wol kaum eigentlich eine Anlage Sidons genannt werden kann, „die Krone", die selbst Sidon verdunkelte; aber im Auslande, bei den Griechen wie bei den Juden, war Sidon durch sinnreiche Kunstbildungen noch einzig berühmt, als schon Tyrus durch Macht und Reichthum, Colonien und Schifffahrt hoch hervorragte. Die einzelnen Städte bildeten kleine Staaten, wie die Städte in Syrien; sie standen, auf syrische Art, unter Königen, deren Namen zum Theile bekannt, aber ohne Bedeutung sind; jedoch scheinen der Handel, die Colonien und die Manufacturen den Königen wie den Unterthanen die Nothwendigkeit bestimmter obrigkeitlicher Personen für die Leitung dieser Angelegenheiten fühlbar gemacht zu haben. Durch diese Behörden erhielt das Leben einen täuschenden Anflug von Republikanismus, wie Asien ihn sonst nicht kannte, der aber auch nur in den Verhältnissen des zwiefachen Handels, zu See und Land, begründet war.

72. Durch Abkunft, Sprache, Sitte, Religion, Verkehr und gemeinschaftliches Loos waren diese Städte zwar mannigfach vereint, aber nur anfänglich mögen sie in einem freien Bunde gestanden haben, welchen in der Folge Sidon, Tyrus und Arvad noch zu erhalten strebten. Späterhin standen selbst diese kleinen Staaten Einer Völkerschaft mit bürgerlicher und kaufmännischer Elfersucht feindlich gegen einander, und nur durch Furcht hielt Tyrus sie zusammen, nachdem sie vielleicht nicht ohne Kampf zu der Vormacht, die sie schon in Salomo's Zeitalter (um d. J. 1000) hatte, gekommen war. Denn „die aus Sidon und Arvad waren seine Ruderknechte." Aber Sidon vergaß ihres Alters und und ihres Ansehn's nicht, und auch die übrigen nährten einen widerstrebenden Sinn. Und als die Macht Assyriens allgewaltig zu werden schien: da zogen sogar Sidon, Ake und Alt-Tyrus vor, sich mit Salmanassar zu vereinigen, um nur den alten Groll gegen die stolze Insel-Stadt befriedigen zu können. Aber die Tyrier bewiesen, daß sie verdienten, die Anderen zu beherrschen! Sie bestanden rühmlich die erste bekannte Seeschlacht (im J. 700?), und trotzten der Macht des gewaltigen Königes (60).

73. Während aber diese inneren Verhältnisse sich bildeten, verbreitete sich phönicisches Leben durch Colonien und Handel zu See und Land zum Erstaunen weit; Künste und Gewerbe gediehen auf bewunderungswerthe Art. Dadurch sind die Phönicier am Wichtigsten; Alles aber stand in Verbindung, und Eins er-

zeugte, förderte, stärkte das Andere. Ueber die Ursachen, den Zweck, die Art und den Gang der Coloniestiftungen sind wir freilich im Einzelnen nicht unterrichtet; im Ganzen aber kann darüber keine Ungewißheit sein. Die ältesten und meisten Colonien wurden ohne Zweifel gegründet, weil sie Bedürfniß für den Handel waren in einer Zeit, welche ringsher um das Mittel-Meer nur noch rohe oder wilde Völker sah. Zu einigen Gründungen mögen auch politische Verhältnisse Veranlassung gegeben haben. Man wollte vielleicht ein großes Mißverhältniß zwischen Armuth und Reichthum verhüten und bürgerlichen Unruhen zuvorkommen; oder entstandene Unruhen konnten nur durch Auswanderungen gestillt werden. Nach der Natur der Sache ist indeß, bei der allgemeinen Rohheit der Völker, zu vermuthen, daß die nächsten Küsten und Inseln früher besetzt worden, als die entfernten, und daß die Kühnheit gewachsen sei mit dem Erfolge. Cypern, Vorder-Asien, Inseln des Archipelagus, Kreta, Griechenland, Sicilien, Sardinien, Afrika, Spanien, — das scheint eine natürliche Ordnung für die Unternehmungen zur See, während man zu Land über Aegypten nach Libyen und in das Innere Asiens durch Ansiedelungen Karavanenstraßen zu gewinnen suchte. Beinahe 1200 Jahre vor Christo scheinen die Phönicier schon in Afrika, und wenigstens ein Jahrhundert später in Tarsis — dem äußersten Westen, Spanien — gewesen zu sein. Gadir, am Westrande der Welt, war vielleicht die äußerste ihrer Colonien. Aber die Gränze war, nach dem glücklichen Ausdrucke des Propheten, mitten im Meer, und ist darum nicht zu bestimmen!

74. Bei der Erwerbung so vieler Besitzungen fanden die Phönicier in dieser frühen Zeit keine Nebenbuhler. Dennoch scheinen sie dieselben nicht ohne Krieg erhalten zu haben: das Volk, „das, aus Norden und Süden herbeigezogen, Schild und Helm in Tyrus aufhing," zeuget dafür. Auch würden wir gewiß Unrecht haben, wenn wir glauben wollten: im Alterthum sei die Gründung der Colonien mit weniger Blut und weniger Arglist erfolget als in anderer Zeit, und die rohen Völker Afrika's, Spaniens, Italiens seien nicht eben so ängstlich aufgestanden für ihr Eigenthum und für das Land ihrer Väter, als die Völker Amerika's. Ueber den inneren Zustand der phönicischen Colonien aber sind wir, wenn eine oder zwei ausgenommen werden, nicht unterrichtet; und auch das Verhältniß ist fast ganz dunkel, in welchem sie zu ihren Stiftern standen. Dieses Verhältniß jedoch mochte anfänglich so verschieden sein, als die Veranlassung zu der Anlage verschieden war: es kam darauf an, ob die Colonisten bloß wegen des Handels, oder wegen bürgerlicher Verhältnisse das Vaterland verließen. Die ersten wurden ohne Zweifel, mit kaufmännischem Geist in Abhängigkeit erhalten; die letzten hingegen bekümmerten sich schwerlich um das Mutterland und folgten ihrem Schicksal unter den neuen Verhältnissen, so gut sie vermochten. Im Fortgange der Zeit indeß mag das Verhältniß aller Colonien ziemlich gleich geworden sein: nur Handel, Sprache und Pietät verknüpften sie den Brüdern in der alten Heimath.

75. An den Colonien aber hielten sich Schifffahrt und Handel. Der Handel ging, mittelbar, gewiß weit über das Mittel-Meer hinaus; ungewiß ist dagegen, ob die stete und regelmäßige Schifffahrt weiter als die Colonien gegangen sei, und nicht wahrscheinlich. Weil die Phönicier zur See Vieles gewagt haben, so ist man geneigt geworden, ihnen Alles zuzutrauen; aber was einzelne Abentheurer gethan, das ist so wenig zu rechnen, als was durch Zufall, in Stürmen und Noth, geschehen. Durch diese Wagnisse, Abentheuer und Zufälle haben sie unstreitig große Kenntnisse von den Ländern der Erde und von ihren Bewohnern gewonnen, die späterhin von einzelnen Männern, z. B. von Marinus, zusammen gestellt sein mögen; wenn wir aber auch über diese Kenntnisse besser urtheilen könnten, als wir vermögen: was würden sie beweisen für die frühere Zeit und für die Schifffahrt in derselben? Vielleicht wollten die Phönicier darum nicht sagen, woher das Zinn, woher der Bernstein kam, weil sie beide Waaren nur durch Zwischenhändler, etwa am Ausflusse des Rhodanus, erhielten, und nicht wußten, aus welchem Lande dieselben bezogen wurden. Und in der That, wie kann man glauben, daß die Phönicier nur Portugal regelmäßig umschifft haben, da hier Karthago erst Colonien anlegen mußte? Wenn sie aber auch wirklich nach Britannien gekommen sein mögen: nach dem fernen Preußen kamen sie schwerlich; und auch von jenem Lande haben sie keine Kunde vererbt auf die, welche überall in ihre Fußstapfen traten, auf die Karthager. Nicht nur die Griechen waren äußerst unwissend über Alles,

was über die Säulen des Hercules hinausging, sondern auch die Römer blieben hierüber unwissend, selbst nach der Unterwerfung der Karthagischen Städte. Die Spuren, die man hier und dort von der Anwesenheit der Phönicier entdeckt zu haben meint, dürften nur gefunden sein, weil man sie gesucht, und vorausgesetzt hat, was erst bewiesen werden sollte. Ueberhaupt aber war damals nicht Alles, wie es jetzt ist; die samländische Küste bot nicht allein Bernstein; auch muß man nicht glauben, daß die Bewohner des Nordens sich deßwegen nicht gerührt haben, weil ihre Bewegungen von Niemanden für uns aufgezeichnet sind. Ueberdieß würde die Schifffahrt nach Preußen, um Bernstein zu holen, gewiß sehr unkaufmännisch gewesen sein: in so großer Menge war der Bernstein nicht vorhanden, daß man Schiffe mit demselben hätte befrachten können, und wäre er in solcher Menge gefunden worden, so würde es nicht der Mühe werth gewesen sein, ihn zu holen. Endlich kann mit Sätzen, welche bloß eine physische Möglichkeit darthun, ein historisches Ereigniß in keinem Falle bewiesen werden.

76. Indem aber von den Colonien aus die Erzeugnisse fremder Länder auf der See nach Phönicien geführt wurden, brachten Karavanen aus Armenien, was der Norden darbot, über Palmyra und Babylon die Reichthümer des inneren Asiens, eben daher und über Palästina die Kostbarkeiten und Schätze, welche aus Indien nach dem persischen Meerbusen kamen, welche das vielgesuchte Ophir vom arabischen sandte, welche Arabien

selbst und, durch die alte Memphis, ägyptischer Fleiß lieferte oder das innere Libyen. Alles dieses floß in Phöniciens Städten zusammen, und wurde dann, meist bearbeitet und veredelt, durch dieselben Schiffe des Meeres und der Wüste, die es gebracht hatten, für Nothdurft, Bequemlichkeit und Pracht weit und breit wieder ausgeführt. Daher ist nicht zu verwundern, daß „in Tyrus die Kaufleute Fürsten waren und die Krämer die Herrlichsten des Landes!"

Fünftes Capitel.

Die Israeliten vor der assyrischen Herrschaft.

77. Unbegreiflicher ist die Geschichte der Israeliten. Diese Brüder der Phönicier und Syrer sind die räthselhafteste Völkerschaft, welche die Geschichte kennt. Der erhabene Geist, der schon in ihren ältesten Sagen geheimnißvoll weht und waltet, mag vielleicht nicht Alle mit Erstaunen erfüllen: spätere Zeiten konnten ja die alten Ueberlieferungen mit diesem Geiste durchdrungen haben; die sonderbare Erscheinung, daß aus einem Volksstamme, der von den gebildetsten Völkern der alten Welt fast wie der Auswurf der Völker betrachtet ward, und der auch uns in seiner Geschichte im Ganzen nicht ausgezeichnet erscheint, eine Reihe von Männern hervorging, welche, durch Geist, Blick und Charakter bis zur Bewunderung, zur Anbetung groß und erhaben, die heiligsten und tiefsten Ideen, die der Mensch fassen kann, fort und fort ergriffen, läuterten, entwi-

ckelten, verkündigten, und dadurch Lehrer und Meister der gebildetsten Völker späterer Zeit geworden sind — diese Erscheinung mag nicht Allen gleich auffallend sein: bei dem Bedürfnisse der Menschheit dürfte durch die Lage Palästina's, durch das Leben der Phönicier und die Schicksale der Juden Vieles erklärlich scheinen. Aber welcher Mensch hätte die zerstreueten Israeliten, so wie sie (einzig in der Geschichte!) waren und sind, je betrachten können, ohne zu fragen: warum und wozu? — Wie aber: ist etwa darum Israel auseinandergesprengt, und weit und breit unter die Völker verworfen, weil er zwar seine Verfassung auf den Geist gegründet und sein Loos von dem Ewigen abhängig gemacht, aber auch das Menschliche versäumt, mit seiner Einsicht eifersüchtig gekargt, sich nicht zu seinem Volke gehalten, sondern auf seinen Stamm beschränkt, sich von anderen Völkern thöricht ausgeschlossen, sich nicht allseitig zu beschäftigen und zu bilden, nicht menschheitlich zu sein gestrebt hatte?

78. Griechen und Römer wußten von den Israeliten lange Nichts; und auch später wurde das einsiedlerische, menschenfeindliche Volk von jenen stolzen Völkern zu gering geachtet, als daß sie sich zur Beobachtung und zu gerechter Würdigung desselben hätten verstehen können. Was wir daher (namentlich, um von Justinus nicht zu sprechen, bei'm Tacitus, der doch nach Josephus geschrieben hat,) über die frühere Zeit angemerkt finden, hat durchaus keinen Werth, und ist von einer Art, welche die Glaubwürdigkeit selbst der besten Ge-

schichtschreiber in Hinsicht fremder Völker wohl etwas verdächtig machen kann. Darum muß man die Geschichte fast ganz allein aus einheimischen Schriften schöpfen. Und wenn man bedenkt, wie und wann diese Schriften wahrscheinlich entstanden, und wenn man nie das Verhältniß vergißt, in welchem sich die Israeliten zu Jehovah dachten, und wie sie bloß diesem Verhältnisse gemäß ihre Schicksale erzählten: so mag das Einzelne der Ereignisse allerdings Zweifeln unterworfen sein; im Ganzen aber liegt der Gang ihrer Schicksale vor Augen.

79. Die Israeliten erwuchsen aus Einer Familie, wiewol mit fremdem Blute vermischt. Der Stammvater war Abraham, der Fremdling, der aus Chaldäa als Nomade (u. d. J. 2000) nach Kanaan gekommen, und von der Lage und Beschaffenheit des Landes zu großen Wünschen und Hoffnungen wegen des Besitzes gereizt sein soll. Dieser Mann bildete so, wie spätere Zeiten seinen Charakter und sein Leben gedacht haben, in Vielem gleichsam das Volk vor, welches von ihm ausging. Er war verständig, gut, friedliebend, brav, gegen die Seinigen treu und mild, aber zugleich mißtrauisch gegen Fremde, zu Absonderung von Menschen, zu isolirter Stammherrschaft geneigt; dabei achtete er das Leben höher als die Ehre. Am würdigsten ragt er hervor durch Frömmigkeit, durch erhabenen Gehorsam gegen die Götter; zu dem höchsten, namenlosen Gott aber, der schon seinen Priester hatte, lernte er erst durch diesen Priester, Melchisedeck, in Kanaan die Hände auf-

heben. In seinen Schicksalen endlich schien Einiges, bis zum Lachen, gegen den Lauf der Natur. Die Geschichten seines Hauses stellen die einfachen Verhältnisse der Menschen damaliger Zeiten vortrefflich dar. Sie sind nicht frei von menschlichen Fehlern, Verirrungen, Sünden, aber sie sind auch voll von dem tiefsten, heiligsten, menschlichsten Gefühle. Durch Abrahams Urenkel, den frommen, tiefblickenden, geschmeidigen Joseph kam die Familie nach Aegypten, ohne ihre Lebensart zu ändern. Ihr starker Anwuchs daselbst unter manchen Begünstigungen im Ablaufe von mehr als 400 Jahren ist (wiewol die Zahlen in alter Zeit selten genau zu nehmen sind) keinesweges gegen die Naturgesetze menschlicher Vermehrung. Begreiflich ist aber auch bei dieser Vermehrung, daß die Aegypter dieselbe durch harten Druck aufzuhalten suchten, und noch begreiflicher, daß in den Israeliten eben deßwegen die heißeste Sehnsucht entstand nach dem nie vergessenen Vaterlande.

80. Der Mann, welcher sie auf wundervolle Art aus der Dienstbarkeit befreiete, Moses, wird mit Recht an die Spitze aller großen Männer gestellt, deren Namen die Geschichte hat. Das Schicksal seiner Jugend bewies seine hohe Bestimmung. Er verdiente seines Volkes Retter zu sein; denn umgeben von der Bildung Aegyptens wurde sein Herz nie durch die Rohheit dieses Volkes entfremdet; unter dem Stolze der ägyptischen Krieger verachtete er seine Brüder nicht in ihrer sclavischen Feigheit, und in der Pracht am Hofe der Pharaone vergaß er nicht das Elend derselben. Leicht

erhob er sich über das Loos seines Lebens, aber sein Volk achtete er niemals unter sich. Die Entscheidung jedoch gab die Wüste Arabiens, in welche er durch eine strafbare, aber aus tiefem Volksgeiste rasch vollbrachte That, voll des großen Gedankens der Befreiung seiner Brüder, zu entfliehen gezwungen ward. Bei verschiedenen Völkern nämlich hatte der menschliche Geist schon, mitten unter den Göttern, den Allwaltenden zu ahnen angefangen. Es scheint, daß man diesen Unsichtbaren, Gestaltlosen, ohne Namen, kindlich verehrt habe; bei einigen scheint man ihn ahnungsvoll (32) mit dem allgemeinen Namen der Vocale benannt zu haben. Selbst in Aegypten wurden die Götter mit Absingung der sieben Vocale verehrt; aber die Feier lag nicht in der Zahl Sieben, wie wohl behauptet ist, sondern in den Tönen. Nun gelang dem Moses, dort im einsamen Hirtenleben der Wüste, in erhabener, das menschliche Gemüth zu Andacht und Anbetung zwingender Natur, den unbestimmten Namen, nämlich alle Vocale, in einem Worte seiner Volkssprache zu entdecken, so die unendliche Bedeutung desselben eigenthümlich zu bestimmen, und den Herrn der Welt, der Himmel und Erde gemacht hatte, zu einem Volksgotte zu machen, der eben so wenig gebildet werden konnte, als andere Götterbildungen neben ihm nöthig waren. Jehovah, der Bleibende, der Ewige, wurde Israels Gott, weil kein anderes Volk sich den Höchsten also anzueignen verstand; sein Name verkündigte sein Wesen, und das war sein Volk, dem er sich durch diesen Namen offenbarte.

81. Durch Jehovah geschah (um d. J. 1500) die Befreiung, durch ihn Alles. Das Verfahren der Israeliten aber gegen die Aegypter beim Auszuge muß nach den Begriffen der damaligen Zeit, nach den Verhältnissen zwischen beiden Völkern und nach der Gewaltsamkeit des Augenblickes beurtheilt werden. Der vierzigjährige Aufenthalt in der Wüste war weise, und zeigt Moses in seiner ganzen Erhabenheit. Jehovah war überall so nahe, so besonders theilnehmend, daß man nicht begreift, wie das Volk ihn je wieder (geschweige so leicht!) verlassen konnte. Das Gesetz aber, welches Jehovah durch Moses den Israeliten zum Theil unter erschütternden, schauderhaften Umständen nach und nach gab, ist höchst merkwürdig und verdient ein tiefes Studium, nicht nur weil es das älteste ist, oder weil es sich durch inneren Zusammenhang auszeichnet, sondern auch und vorzüglich, weil fremde (ägyptische) Einrichtungen mit so großer Weisheit den Sitten, dem Volkscharakter und den Bedürfnissen der Israeliten angepaßt sind. Dadurch allein wurde möglich, daß ein solches Gesetz im Fortgange der Zeit so viele große Männer fand, die dasselbe aufrecht zu erhalten wünschen konnten. Der größte Fehler dieses Gesetzes war wohl die Lähmung des Geistes, die aus der Ewigkeit, welche vielen Vorschriften bestimmt ward, und aus der Vollendung der Absonderung, welche dasselbe bewirkte, hervorgehen mußte: aber dieser Fehler wurde durch den Charakter der Israeliten veranlaßt, und ohne diesen Fehler, dem die Israeliten allerdings zum Opfer gebracht sind, würde dieses kleine Volk, am Saum ei-

nes großen Welttheiles niemals seine Eigenthümlichkeit bewahrt, es würde den großen Einfluß auf die Gestaltung der Welt, dessen es sich rühmen darf, niemals gewonnen, und die ganze Geschichte würde einen anderen Gang genommen haben!

82. Nur wenn man bedenkt, daß die gesammten Israeliten Nachkommen der zwölf Söhne oder Enkel Eines Mannes und in sofern alle gleich waren; daß sie bisher von der Viehzucht gelebt hatten, und jetzt zu städtischem Leben und Ackerbau übergehen sollten und mußten; daß Moses, der wegen seines Verhältnisses zu seinen Brüdern gar keinen Anspruch auf Entscheidung, Anordnung, Einrichtung machen durfte, lediglich durch den Glauben des Volkes an Jehovah wirken, und darum das Volk gänzlich dem unsichtbaren Herrn zu unterwerfen, und zu einem starken, aber wahrhaftig priesterlichen Volke zu bilden streben mußte; daß eben deßwegen die Absonderung von anderen Völkern, zu welcher die Juden stets geneigt gewesen waren, einen neuen, höchstentscheidenden Grund erhielt; daß Einwirkungen des Klima, gewohnte Rohheit, altes Herkommen, Sitten und Gebräuche benachbarter Völker schlechterdings berücksichtigt und berechnet werden mußten: — nur, wenn man dieses Alles recht lebendig vor Augen hat, ist möglich, die kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, welche Israel von Moses erhielt, zu verstehen, zu würdigen, und in ihrer Ordnung, Umfassung, Consequenz, Strenge, Feinheit und Milde zu begreifen. Und wer sie begreift, der wird zuverlässig

dem Schöpfer einer solchen Welt seine Bewunderung nicht versagen!

83. Aber vierzig Jahre in der Wüste, unter Zeichen und Wundern, hatten nicht hingereicht, das entwürdigte, halsstarrige Volk zu erziehen und dem Herrn zu heiligen. Die erhabenen Gesänge Mosis erhielten nicht die Begeisterung für Jehovah; die Aufzeichnung der wundervollen Lenkung fesselte das Volk nicht in der Treue seines Gottes. Nach dem Tode des großen Gesetzgebers befolgte man, bei Eroberung des gelobten Landes, die selbst einem feigen Volke leicht werden zu müssen schien, die Vorschrift desselben nur zur Hälfte, und legte damit den Grund zu späterem Unglücke. Solche Gesetze, solche Zwecke machten die Vertreibung oder Vernichtung der Landes-Einwohner nothwendig! Die Vertheilung des Landes und die ersten, obgleich verzögerten Einrichtungen jedoch mochten Mosis Willen gemäß seyn. Die alte Stamm- und Familien-Verfassung wurde erhalten und erschien nur in einem etwas neuen Gewande, weil Ackerbau und das Leben in Städten Veränderungen nothwendig machten; die zwölf Stämme aber wurden durch den gemeinsamen König, Jehovah, durch dessen Beamteten, die Leviten, und durch religiose Volksfeste darum nur lose verbunden, weil man Mosis Befehl zur Ausrottung der Kanaaniter nicht befolgt hatte. Eine föderirte Republik läßt sich der bürgerliche Zustand der gesammten Israeliten schwerlich nennen; von einer Republik hatten weder Moses noch seine Nachfolger einen Begriff, und ein Bund

der Stämme unter einander fand nicht Statt. Die Bezeichnung: demokratische Theokratie, hingegen dürfte noch unpassender sein, weil Gottesherrschaft und Volksherrschaft sich widersprechen. Wo ein Gott gebietet, da muß er Despot sein. Aber begreiflich ist, wie der Mangel eines Königes, wie die Gleichheit aller Israeliten (mit Ausnahme des Stammes Levi), die Versammlungen und der Umstand, daß Jehovahs Herrschaft von dem Glauben, sonach von der Freiheit, des Volkes abhing — wie dieses Alles den Verhältnissen Israels einen republikanischen Schein zu geben vermocht hat.

84. Bald aber, nachdem auch Josua dahin war, und kein gemeinsamer Führer in großer Gefahr die alte Begeisterung erhielt, „wurden die geschonten Völker Israel zum Strick und Netze, zur Geißel in seinen Seiten und zum Stachel in seinen Augen." Israel verließ Jehovah und lösete sich fast gänzlich auf. Mehr als dreihundert Jahre lang bietet die zerrissene Geschichte wenig Anderes dar als einen widerlichen Wechsel von Sünde und Strafe, von Abgötterei und mannigfacher Dienstbarkeit, von Schande und Familien-Krieg, von Feigheit und Elend; und nur eine Reihe von Helden und Richtern (Athniel, Debora und Barak, Gideon, Jephtha, Simson) erhielten das Andenken an die vorigen Zeiten und an die Wunder des Herrn: und sie zeigten, daß Jehovah nicht müde ward, sich um die Liebe des verstockten Volkes zu bewerben. Durch sie wurde Israel hin und wieder frei vom fremden Joch, und gehorchte dem Gesetze. Bei diesem elenden Zustand aber

Gelehrtheit sich im Verborgenen ungemein erhoben habe; ungewiß hingegen möchte bleiben, wie Babylon zu Assyrien gestanden, und wie es von Assyrien frei geworden: ob zweimal? ob einmal? (oder gar nicht?) Jedoch dürfte aus Dem, was vom Belesys, Nabonassar (wichtig wegen der Zeitrechnung vom J. 747) und Nabopolassar erzählt oder gefabelt wird, verglichen mit Dem, was in den Medischen Geschichten an den Namen Arbakes, Deiokes und Kyaxares hängt, hervorgehen, daß Babylon, wie Medien, unter Assyrien gestanden, daß es sich, mit Medien, gegen dasselbe erhoben, sich befreiet, und um seine Unabhängigkeit mißlungene Kämpfe zu bestehen gehabt habe, bis endlich die Chaldäer entschieden.

94. Was aber diese Chaldäer betrifft: so scheinet die Vergleichung der Nachrichten bei Juden und Griechen darauf hinzuweisen, daß von Alters her „ein bitter, schnell Volk" weit und breit vom schwarzen Meere bis zur persischen Bucht nomadisch umhergezogen sei, welches die Juden Chasdim, die Griechen aber Chaldäer nannten. Es scheinet, daß dieser Name eine allgemeine Benennung für Gebirg-Bewohner und Nomaden-Horden gewesen sei, und daß derselbe keinen besondern Volksstamm, welcher etwa vom Kaukasus seine Zweige verderblich über die südlichen Gegenden an und zwischen den großen Strömen ausgebreitet hätte, bezeichnet habe. Solche Menschen aber können die bald sumpfige, bald verbrannte Steppe, die Babylon umgab, nicht zum üppigfruchtbaren Boden umgeschaffen, sie

können Babel nicht erbauet haben. Erklärlich hingegen möchte es sein, und entsprechend anderen Erscheinungen in der Geschichte, wenn, während der Blüthe der assyrischen Herrschaft, junge Männer aus diesen Horden häufig in assyrische Kriegsdienste getreten wären, beim Verfalle dieser Herrschaft sich durch Meuterei und Empörung der allgewaltigen Stadt Babylon bemeistert, und ihr neues Reich auf die gewöhnliche Weise, durch Unterjochung, zu sichern gesucht hätten. Wie es aber gekommen, daß der allgemeine Volksname später Bezeichnung der Priester-Kaste in dem neuen Reiche geworden, das ist völlig ungewiß. Drei Erklärungen bieten sich dar. Zuerst: die Priester begingen ihre gottesdienstliche Feier im Freien; darum mögen sie schon früher mit jenem allgemeinen Namen Chaldäer benannt sein. Als nun Babylon in die Gewalt der Chaldäer gerathen war: da hatten sie Geschmeidigkeit genug, sich, durch Geltendmachung ihres Namens, den Siegern anzuschließen, und diese Sieger waren klug genug, sich die Verwandschaft, wegen der Befestigung ihres Reiches, gefallen zu lassen. Die Priester werden daher nur den anderen Babyloniern gegenüber Chaldäer genannt. Zweitens: die Chaldäer hatten ihre eigenen Priester; diese traten an die Stelle der babylonischen und wurden nun vorzugsweise mit dem Namen der Sieger benannt. Drittens: die gleiche Benennung ist bloß zufällig! Die erste Annahme ist aber am Wahrscheinlichsten, weil es Glaube des Morgenlandes gewesen zu sein scheinet, daß in jedem Land eine besondere Gottheit walte, und daß eben deßwegen weder ein Kriegsheer in einem

fremden Lande Sieg und Ruhm gewinnen, noch neue Bewohner eines Landes Heil und Glück haben könnten, wenn sie die Gottheit desselben nicht nach einheimischer Weise verehreten. Diese Weise aber: wer kannte sie anders als die einheimischen Priester? Für diese Ansicht scheinet auch die Bemerkung des Ktesias, daß die Chaldäer die ältesten Babylonier, und die des Strabo, daß sie einheimische Philosophen gewesen, zu sprechen. Selbst die Propheten, welche die Priester uralt machen, scheinen für sie zu zeugen; und nicht minder hat sie die gerühmte Sternkunde und andere Weisheit der Chaldäer für sich. Im Uebrigen mag Nabopolassar der erste unabhängige König, chaldäisches Stammes, in Babylon gewesen sein, dessen Sohn Nebukadnezar die Herrschaft verbreitete und befestigte, die jener gegründet hatte.

95. Aber dieselbe Ursache vielleicht, durch welche die Gründung des neuen Reiches möglich geworden war, hatte den ägyptischen Pharao Nekos oder Necho nach Asien gezogen, um durch den Besitz der holzreichen Küsten-Länder große Entwürfe der Ausführung näher zu bringen. Da erkannte das betrogene Judäa, welches bei dem Untergange des alten Feindes neue Hoffnungen gehegt zu haben scheint, die Freundschaft großer Staaten für die kleinen! Es wagte, wie es scheint, eine Schlacht gegen die Aegypter; es verlor die Schlacht; der König Joahas wurde gefangen, und das Volk mußte gehorchen. Aber damit war dem Könige von Babylon der Weg gezeiget, wohin er seine Kraft zu wenden hatte. Die Festsetzung der Aegypter in Palästina

und Syrien, längs der Küsten des Mittel-Meeres konnte er nicht dulden. Wäre sie auch für sein Reich nicht gefährlich gewesen: so mußte ihn schon die assyrische Geschichte veranlassen, die Aegypter zu vertreiben. Also kam es zwischen Aegyptern und Chaldäern zum Krieg. Und als bei Karchemisch, Circesium, am Euphrat (u. d. J. 606) „der Held über den Helden gefallen," und als eine Schlacht gekämpfet war, aus welcher von den Aegyptern „der Starke nicht entfliehn, der Schnelle nicht entrinnen konnte:" da fiel wie ganz Vorderasien so Juda in die Gewalt der Chaldäer. Um diese Zeit verzweifelten kundige Männer unter den Juden an der Herstellung ihres Staates; und mit Recht forderte der verständige, sanfte, kummer- und wehmuthsvolle Jeremias auf zum Gehorsam gegen den König von Babel, gegen Jehovah, das Gesetz und die Sitten der Väter. Aber das verblendete Volk hörte nicht auf Wort und Beispiel: „der Mohr wandelte nicht seine Haut, und der Parder nicht seine Flecken." In der großen Bewegung mächtiger Reiche verlor man alle Besinnung. Von Hoffnung und Furcht hin und hergetrieben „wie eine verlockte Taube", auch wohl von der Erinnerung an die Größe in früherer Zeit und von dem Anblicke des Jammers in der Gegenwart gequälet, griff man hier- hin und dorthin, und machte Versuche aller Art um Heil und Rettung. Selbst die fürchterliche Züchtigung, welche Nebukadnezar gegen Juda und den König Jojakim verfügte, diente nicht zur Warnung. Zedekiah, Jojakims Bruder, verachtete den Eid, brach den Bund, verließ den Gott seines Volkes und wandte sich abermals

zu Aegypten. Aber „die Aegypter wurden den Israeliten ein Rohrstab, der schnell zerbrach, und ihnen tief in die Seite fuhr.“ In der That nach solchen Versuchen blieb dem Könige von Babylon kaum Etwas übrig, als (J. 588) „den Tag des Jammers und der Trübsal“ auch über das widerspänstige Jerusalem zu bringen, und auf dem heiligen Boden „nur ein arm und kümmerlich Volk“ zurückzulassen, das wohl einige Handlungen der Rache und des Schmerzes verüben, aber nicht mehr gefährlich werden konnte. Der Tempel Jehovahs ward zertrümmert, und die vorzüglichsten Einwohner wurden in die sogenannte Babylonische Gefangenschaft geführt (um d. J. 600). Gewiß ein Unglück ohne Gleichen für die Juden! Wer aber die Stellung derselben bei der damaligen Lage der Welt gehörig würdigt, und wer die sittliche Auflösung und die religiose Verworrenheit bei ihnen erwägt, der wird kaum umhin können, diese Hinwegführung der Juden als ein Mittel der Rettung des Heiligsten anzusehen. Ohne sie möchten die Juden in religioser Hinsicht gänzlich zu Grunde gegangen, und damit ihre große Bestimmung durchaus vereitelt sein. (63).

96. Auch Sidon wurde zerstört; auch Tyrus am Meere, mit Sidon, wie es scheint, nicht ohne Plane gegen Babylon, nicht ohne Schuld an Jerusalems Unglück, erfuhr, „daß die Chaldäer keine Assyrer (72) waren.“ Nach wackerer Vertheidigung sank die Stadt (J. 600) endlich, zum Entsetzen naher und ferner Länder, vor dem hartnäckigen Herrscher;

aber er gewann nur Mauern und Schutt; die Insel-Tyrus nahm die fliehenden Menschen und Schätze auf, trotzte der Gewalt und blühete in stolzer Schönheit fort. Von dem an gehorchte das übrige Phönicien, wie Palästina und Syrien, dem wunderlichen Despoten. Die Art, wie dieser die Auslegung des bedeutungsvollen Traumes verlangt, scheint für manchen Gewalthaber späterer Zeit Muster und Beispiel gewesen zu sein. Wie weit aber Nebukadnezar seine Streifereien nach Süden und Westen verbreitet hat, das ist nicht zu bestimmen.

97. Nach dem Tode des stürmischen Eroberers (an dessen Namen spätere Zeiten strenge Warnungen vor Trotz und Uebermuth gehängt haben, weil er gezeigt, „wie der Verstörer, nachdem er Alles verstört hat, selbst verstört wird") gerieth auch diese naturwidrige babylonische Herrschaft, schneller als zuvor die assyrische, aber aus denselben Gründen, in Verfall. Der Umstand, daß sich mit ihr über Assyriens Trümmern das medische Reich gebildet, mußte der babylonischen Macht, die Nebukadnezar tollkühn nach anderen Seiten gelenkt hatte, gefährlich werden und ihren Untergang beschleunigen. Feindliche Berührungen zwischen zwei solchen Staaten (51) konnten nicht ausbleiben. Und wenn gleich diese Berührungen nicht sogleich verderblich wurden, und wenn man sich auch bemühete, durch ungeheuere Anstalten (von Herodot einer Königin Nitokris zugeschrieben) die Hauptstadt des Reiches zu sichern: so mußte sich doch bald zeigen, daß der Geist leicht todten

Widerstand besiegt. — Die Namen der Könige werden verschieden angegeben; was von ihnen geschehen, kann nicht zur Gewißheit gebracht werden; das aber scheint gewiß zu sein: etwa tausend Jahre nach Mosis Gesetzgebung, fünfhundert nach Davids Herrschaft, siebenzig nach Ninive's Zerstörung, gerieth Babylon, „die zarte Lüstlin," „die herrliche Pracht der Chaldäer," „die Frau über Königreiche," in die Gewalt der Perser, nachdem Cyrus die Macht von Medien und Lydien, von den Babyloniern ungehindert, vereinigt hatte. (u. d. J. 530.)

98. Uebrigens wissen wir von den Einrichtungen der Gesellschaft Nichts; jedoch leidet es wohl keinen Zweifel, daß die Menschen in Kasten gesondert gelebt haben. Das hingegen, was Herodot über Sitten und Leben der Babylonier, freilich erst in der Zeit der persischen Herrschaft, angemerket hat, zeugt für eine bedeutende Stufe von Bildung in asiatischer Art (34), von der Fortdauer großes Verkehres mit Fremden, unter den Chaldäern (93), von Pracht und Ueppigkeit und von despotisch-verständigen Anordnungen. Die Aussetzung der Kranken auf dem Markte, damit Jedermann Rath geben möge, beweiset wenigstens, daß man keine Aerzte hatte. Die jährliche Verheirathung der Jungfrauen ist im Grundsatze vortrefflich, und verräth nur in der Art — durch eine Vergantung, welche die Schönheit gegen den Brautschatz ausglich — die Rohheit der Zeit. Die Feier der Mylitta ist nicht ohne Beispiel; so, wie Herodot sie beschreibt, hat sie

wohl nicht Statt gefunden, und ein seltsames Mittel, um Zucht und Keuschheit zu fördern, war sie allerdings; aber etwas Heiliges ist schwerlich hinein zu deuteln!

III. Medien.

Siebentes Capitel.

Die Meder. (Skythen.)

99. Da die Nachrichten über Assyrien und Babylon schon so ungewiß und widersprechend waren: so ist nicht zu verwundern, daß über dem, von den Sitzen der Erinnerung entfernteren, Medien ein noch dickeres Dunkel ruhet. Die Juden trafen nicht mit den Medern zusammen; darum erscheinen diese bei ihnen nur als ein fernes, mächtiges Volk, ohne bestimmte Angaben. Herodots Nachrichten sind merkwürdig: sie zeigen, wie sich der Grieche die Entstehung der despotischen Gewalt dachte, und sind zugleich eine vortreffliche Einleitung in die persischen Geschichten. Was wir von Ktesias über Könige und Thaten angemerket finden, das schließt sich an seine Erzählungen von Assyrien an; es ist, man möchte sagen, ein ärmlicher Nachklang und eine Ergänzung von diesen. Indeß ist es weder mit Herodot zu vereinigen, noch ohne Gewaltsamkeit mit den assyrischen Geschichten der Juden. Die übrigen Vorstellungen und Angaben hellen eben nicht auf.

100. Wenn man aber die Natur dieser östlichen Gegenden, die ungemeine Fruchtbarkeit, die Mannigfaltigkeit und Köstlichkeit der Erzeugnisse, für Krieg und Handel gleich geschickt, bedenket; wenn man beachtet, was über einzelne Städte, wie die alte Baktra, angemerket ist; und wenn man damit vergleichet, was über den Kunstfleiß der Meder, und über die Eintheilung des Volkes in sechs Kasten (unter welchen die Mager als Priester und Gelehrte) vorkommt: so kann man kaum zweifeln, daß hier sehr früh Menschen zusammengetreten sind, sich kriegerisch berührt, vielfachen Verkehr getrieben und unter despotischer Herrschaft zu höherer Bildung aufgestrebt haben. Selbst Herodots Bemerkung, daß die Völker unter den Medern über einander nach dem Verhältnisse der Entfernung geherrschet haben, scheinet auf uralte Zeiten hinzuweisen. Den schönsten Beweis aber von einer früheren Bildung geben Zoroasters religiose Sagen und politische Lehren. Allerdings ist es zweifelhaft, wann Zoroaster gelebt hat; es mag selbst zugegeben werden, daß man ihn erst in die Zeit der Perser, und namentlich in die Zeit des Königes Darius Hystaspis setzen dürfe. Der Kern seiner Lehre aber ist ohne Zweifel viel älter; und da er in der That selbst nur als Wiederhersteller und Ordner gelten will: so ist wohl erlaubt, das Zendavesta im Wesentlichen aus einer früheren Zeit herzuleiten. Dieses Zendavesta aber ist gewiß ein tiefsinniges Denkmal alter Weisheit; es setzt große Erfahrungen und großen menschlichen Verkehr voraus, und mag dafür zeugen, daß im Inneren Asi-

ens der menschliche Geist früh tiefe Wahrheiten über Welt und Leben, und daß er große politische Gedanken zu fassen versucht habe; aber auch der größte Geist kam nicht über den Despotismus hinaus, wie viel weniger die Wirklichkeit! Denn wenn Zoroaster gleich den Gegensatz zwischen einer guten und einer bösen Grundkraft, die, im Unendlichen eins, mit einander kämpfend, das Leben und seine Erscheinungen erzeugen, aufgefaßt hatte: so gestaltete sich doch Ormudz und sein Lichtreich, gegenüber dem Ahriman und dessen Gehülfen, auf eine solche Art, daß sie dem irdischen Despoten ein Vorbild des Strebens geben konnten und sollten. Die nähere assyrische Macht indeß verdeckte oder verschlang lange die Herrlichkeiten dieser Länder im Morgen.

101. Ein so großes und reiches Land jedoch, wie Medien, konnte unmöglich lange einer Macht gehorchen, die sich selbst durch naturwidrige Verbreitung und Völker-Versetzungen auflösete. Die Art aber, wie Ktesias die Befreiung durch den Arbakes zu Stande kommen läßt, ist der Natur menschlicher Verhältnisse im Oriente gemäßer, als was Herodot vom Delokes erzählt; aber griechischer möchte dieses sein, und im Erfolge vereinbarlicher mit der Zeitrechnung der Juden. Die Hauptstadt Ekbatana oder Agbatana hingegen (nach Ktesias ein Werk der Semiramis) dürfte älter sein, als Herodot sie macht; aber das Auffallende, daß sie ohne Mauern war bei der starken Befestigung der königlichen Burg, schien durch seine Nachricht wohl erklärt zu werden. Uebrigens ist bei Herodot an jeden Na-

men der medischen Fürsten ein bedeutendes Ereigniß geknüpft. Der kluge und strenge Deiokes gründet (u. d. J. 700), mit Schlauheit das Bedürfniß der Menschen nach Recht und Gesetze zu seinem Vortheile benutzend und befriedigend, die Herrschaft seines Stammes. Phraortes, sein Sohn, legte den Grund zum Untergange derselben, weil er die Sicherheit seines Reiches in unbestimmter Eroberung suchte. Von den Ersten der Bezwungenen, den Persern, sollte das Verhängniß über Medien kommen!

102. Unter dem kriegslustigen Kyaxares soll der Norden (welcher, so lange ein Absatz möglich blieb, mehr Menschen erzeugen mochte, als er ernähren konnte) zum ersten, oder vielleicht zum anderen Male seine Gränzen geöffnet und einen großen Scythen-Schwarm weit über Asien hin ausgeschüttet haben. Aber der Norden, in welchem die Scythen die nächsten Sitze an der bekannten Welt hatten, war den Griechen so furchtbar und grausenhaft, daß die einzelnen Nachrichten, welche Kaufleute, bald ehrlich, bald täuschend (um Aufsehen, Gewinn und Scherz) von ihren Reisen über die Völker desselben zurückzubringen pflegten, zu den seltsamsten Vorstellungen Veranlassung gaben. Diese Vorstellungen hat der Vortrefflichste unter den Forschern des Alterthumes, Herodot, nach seiner Meinung von der Gestalt der Erde und nach seiner Kenntniß des Einzelnen mit Kühnheit und Verstand zusammengestellt; in der kunstreichen Anordnung seines geschichtlichen Werkes ist diese Zusammenstellung ein merkwürdiger

Ausbau; und der Eindruck, welchen die Betrachtung derselben hervorbringt, ist so tief und wahr, daß man das Einzelne vor dem Ganzen kaum noch bemerkt. Soviel scheint gewiß zu sein, daß mit den nördlichen nomadischen Völkern von den Medern Kriege geführt werden mußten, deren Ausgang zweifelhaft war. Damit stimmt auch Ktesias; und sollte die Unternehmung der Chaldäer gleichfalls, wie vermuthet ist, damit zusammenhängen? Indeß konnten diese Vorfälle die völlige Vernichtung der assyrischen Macht wohl aufhalten, aber nicht hintertreiben. Ninus fiel; und Medien erreichte die Gränzen der Lyder, den Halys. Aber Astyages, der Sohn des Kyaxares, vermochte, mit aller Vorsicht, dem Geschicke nicht zu entgehen; in seltsamer Verblendung arbeitete er an seinem eigenen Verderben, und schien dasselbe zu verdienen, weil er sich nicht scheuete, es sogar durch Unthaten von sich abzuwenden. Dasselbe Verhängniß, welches seinen Enkel erhielt, verschaffte durch diesen die Gewalt über Medien den Persern (J. 560)!

IV. Persien.

Achtes Capitel.

Kores, Kyros, Cyrus.

103. Juden und Griechen bezeugen einstimmig, daß die Perser Jahrbücher gehabt, in welchen zwar wohl nicht die Geschichte des Reiches, aber desto sorgfältiger das Leben der Könige verzeichnet war. Allein

diese Jahrbücher sind in den mannigfaltigen Veränderungen der Zeiten und Herrschaften untergegangen; und wenn spätere Schriftsteller des Morgenlandes sich auch auf alte Annalen berufen, so scheint ihnen dieses keinen größeren Werth geben zu können. Indeß sind die anmuthigen, mährchenhaften Erzählungen dieser Schriftsteller (Mirkhond's u. a.) darum sehr merkwürdig, weil sie die Gestaltung der Vorzeit in der Ueberlieferung und dem Geiste des Morgenlandes zeigen können. Mit den gleichzeitigen hebräischen und griechischen Schriftstellern sind sie nicht zu vereinigen, und auch nicht zu vergleichen, wiewohl die Erzählung von der schönen Esther und Xenophon's Cyropädie ziemlich schwer machen, über den Maßstab der Wahrheit für persische Geschichten zu entscheiden. Aus Esra's, aus Nehemia's kurzen und verwirrten Erzählungen, die kaum mit einander, mit den Griechen aber gewiß nicht übereinstimmen, ist wenig zu lernen; noch weniger aus den Propheten, Haggai, Sacharja. Ktesias, der unter den Griechen am meisten wissen konnte, ist leider meist verloren. Herodot lebte zwar den persischen Kriegen fast gleichzeitig und war in Persien; seine Erzählung ist auch an sich vortrefflich: ob aber alle Zeit wahr — wer mag es entscheiden! Solche Kriege haben bei den eitelen und geschwätzigen Griechen zuverlässig viele falsche Gerüchte zur Schmach der verhaßten Feinde und zur eigenen Verherrlichung in Umlauf gebracht, von welchen auch wohl ein verständiger und vorsichtiger Mann einen Theil glauben mochte, da er nicht im Stande war, den Ungrund zu erforschen. Xenophon kann unverwerflicher Zeuge sein für das, was

er selbst gesehen; und Arrian verdient für die verständige Benutzung der Berichte von Augen-Zeugen Lob. Aber die Entwickelung des Lebens eines Volkes begreift man noch nicht, wenn man dem Untergange seiner Herrschaft zusieht. Und wie sind diese Griechen zu vereinigen? Wir aber halten uns zumeist an Herodot, weil er durch innere und äußere Wahrhaftigkeit den meisten Glauben verdient, und den beßten Zusammenhang giebt.

104. Die Landschaft Persis, Pars, Fars, war theils auf rauhen Gebirgen unfruchtbar und wild, theils wegen dürres Sandes brennend und öde, endlich gesegnet und schön in wasserreichen Thälern. Sie machte für ihre Bewohner eine verschiedene Lebensart nothwendig, aber im Ganzen konnte sie nur ein Geschlecht erzeugen, kräftig, einfach, roh. Und so werden die alten Perser allerdings geschildert, jedoch gilt diese Schilderung nur von den herrschenden Stämmen. Denn in Persien bestanden zehn Stämme, für Vertheidigung, Ackerbau und Viehzucht, und sie bestanden wahrscheinlich lange vor ihrer historischen Merkwürdigkeit. Diese Stämme waren indeß wohl keineswegs bloß aus der verschiedenen Lebensart, welche die Natur des Landes nothwendig machte, hervor gegangen; sondern sie hatten ihren Ursprung in Unterdrückung und Befnechtung. Denn es waren nicht etwa Abtheilungen der Gesellschaft, sondern es waren, wie die Nähe Indiens, die asiatische Weise, und einzelne Züge der Geschichte vollkommen beweisen, wahre Kasten, die jede Gemeinschaft zwischen

den Stämmen unmöglich machten. Die obersten waren die Herren, die untersten waren Sclaven, die Germanier nicht weniger als die Marder. Und ein solches Kasten-Wesen ist kein Erzeugniß der Natur, sondern es geht nothwendig aus einem gewaltsamen Zustande der menschlichen Gesellschaft hervor und setzt eben deßwegen ein älteres Leben voraus in ganz anderer Weise. Der vornehmste jener Stämme aber, die Pasargaden, oder wohl besser Parsagaden, lieferte vielleicht die Krieger, die, wie es scheint, beständig gerüstet, im Perser-Lager, Parsagad, bereit standen, um nöthiges Falles jedem Feind entgegen zu gehen. Unter ihnen war der König, aus der edelsten Familie, der Achämeniden (Dschemschids?). Aber die Geschichte ist unbekannt; wahrscheinlich jedoch ist, daß die Perser, seit ihrer Absonderung in Stämmen, vielleicht mit kurzdauernden Ausnahmen, bis auf den König der Meder Phraortes ihre Unabhängigkeit bewahrt haben (101). Durch ihre Unterwerfung wurde die Entwickelung ihres Lebens unterbrochen.

105. Das Andenken an diese Unabhängigkeit erhielt sich daher in ihnen desto lebendiger, je länger sie dieselbe zu behaupten gewußt hatten. Aber das allgemeine Verlangen, das medische Joch abzuwerfen, erhob sich in Cyrus zu Sprache und That; darum gelang diesem, mit der Kraft der Perser die kühnen Entwürfe auszuführen, die sein Geist zu fassen groß genug war. Das Schicksal dieses Mannes in seiner Jugend ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, und deßwegen sein

Auftritt desto glänzender. Wie Moses, so ward er als Kind ausgesetzt; aber die Erzählung ist minder einfach, weil die Verhältnisse der Stämme im Perser-Volke nöthig machten, das Hohe nicht nur vom Hohen entsprießen zu lassen, sondern auch zu zeigen, daß die eingeborene Hoheit der Gesinnung nicht durch Unglück und niedrige Umgebung entwürdiget werden könne. Dabei erfuhr Astyages, der Meder König (102), sein Großvater, daß der Mensch dem Schicksale nicht zu entgehen vermöge, sondern daß er durch Versuche dieser Art nur leicht in Frevel und Sünde gerathe und Schuld auf sich häufe und das Schwerste verdiene! Sein Verfahren verschaffte dem Cyrus Anhänger in Medien. Durch eine Verbindung mit diesen des Erfolges gewiß, wagte Cyrus den Betrug, sich für den königlichen Statthalter auszugeben, und, bekannt mit der Weise und der Bildung der Perser, zeigte er alsdann seinem Volk in schwerer Arbeit und üppigem Genusse den Jammer der Sclaverei und den Werth der Unabhängigkeit. Hierauf stellten sie sich um ihn her und folgten dem Rufe der Empörung. Astyages aber, der feige und darum grausame Despot, arbeitete ihm durchaus vor; er benahm sich überall verkehrt, vergriff sich in allen seinen Maaßregeln und übertrug die Ausführung derselben, in seltsamer Verblendung, verrätherischen Männern. Daher ist nicht zu verwundern, daß die trügerische Schlacht bei Parsagad (J. 560) Alles entschied. Die Meder, unzufrieden mit ihrem harten Könige, sahen die Herrschaft desselben nicht ungern in fremde Hände kommen, und erkannten erst dann, zu vergeblicher Reue, was es heißt,

die Unabhängigkeit zu verlieren! Nicht ihr König allein trug das Unglück; es kam über Alle!

106. So zur Herrschaft eines großen Reiches gelangt, zeigte Cyrus sogleich seinen hohen Sinn und gewaltigen Geist; die Perser bewiesen Empfänglichkeit für Bildung und Sitte, aber bei der Aneignung des Ertrages eines fremden Lebens behielten sie doch nicht lange Kraft genug, den treuen Sinn für ihr Volk und ihren alten Abscheu gegen jede Lüge zu bewahren. Den Medern wurde so wenig als möglich fühlbar gemacht, daß sie unterworfen waren, weil sie gewonnen werden sollten; was bei ihnen Herkommen und Gesetz war, das blieb; die Mager behielten ihr Recht und ihr Ansehen, damit die Götter des Landes nach gewohnter Weise verehret werden konnten. Den Harem des medischen Königes scheint Cyrus zu dem seinigen gemacht zu haben: denn den Morgenländern galt, wie es scheint, der Harem für den eigentlichen Sitz des Reiches, so daß derjenige im Reiche herrschen zu müssen schien, der in des Königes Harem herrschte; und besonders Derjenige, welcher die Frau oder die Beischläferin zu erhalten wußte, die zuletzt des vorigen Königes Liebe genossen hatte. Die Perser aber, welche Lust hatten, ihr rauhes Vaterland um die Genüsse, die das medische Reich darbot, zu vertauschen, wurden mit vieler Weisheit an den heimischen Boden geknüpft: da hatte Kraft und Freiheit von Alters her gewohnet, nur da schienen sie bewahret werden zu können vor Erschlaffung und Knechtschaft! Darum mag das alte Perserlager verschönert und zum Volks-

size geheiliget, es mag Persepolis (die Perserstadt, Tschil-Minar, deren wundervolle Trümmer noch jetzt den erstaunten Forscher in der leider! unverständlichen Sprache der Vorwelt eindringlich anreden) erbauet und Parsagad zur ewigen Wohnung verstorbener Könige bestimmt sein. Aber diese Weisheit des Cyrus wurde im Fortgange der Zeit zur Thorheit, weil auch er und seine Nachfolger sich und ihre Herrschaft nicht zu beschränken verstanden. Zur ersten Erweiterung derselben reizte ihn jedoch Krösus, König von Lydien, Schwager des Astyages.

Neuntes Capitel.

Klein-Asien bis auf Krösus, König von Lydien.

107. Betrachtet man die Halb-Insel, die wir mit dem Namen Klein-Asien zu bezeichnen gewohnt sind, an und für sich: so scheint kaum ein Land geeigneter, ein großes Volk zu ernähren in Selbstständigkeit, in mannigfaltiger und eigenthümlicher Bildung. Gegen Asien durch hohe Berge geschützet, öffnet das Meer, welches ringsher ihre Küsten bespült, ihre Ufer zerreisset, ihre Flüsse empfängt, den Zugang zur Welt, zu nahen und fernen Völkern; und in sich selbst ist das Land reich an allen Erzeugnissen der Natur, die der Mensch verlangen mag zur Vertheidigung, zur Nahrung, zum Verkehr und zur Bequemlichkeit; von karger Rauheit bis zu üppiger Schöne geht die Natur so allmählig über, daß zur Vollendung des Ganzen rohe Kraft und die feinsten menschlichen Genüsse neben einander möglich

bleiben. Aber bei näherer Ansicht scheinet die Halb-Insel durch ihre Lage wie durch ihre Beschaffenheit mehr zu Europa als zu Asien zu gehören. Sie scheinet wenigstens zwischen beiden hingebreitet wie eine weite Bühne, den Völkern beider Welttheile zum Verkehr und zur Berührung, um ihnen Gelegenheit zu bieten, sich in Frieden und Krieg an einander auszuarbeiten, und sich gegenseitig den Gewinn darzubringen, den Völker von Völkern zu ziehen vermögen für Bildung und Menschlichkeit.

108. Der Entwickelung des Lebens der Menschen, die sich auf diesem Boden von Alters her bewegt haben mögen, kann die Geschichte keinesweges folgen. Das aber ist gewiß, daß Klein-Asien niemals, soweit die Geschichte reichet, von Menschen Eines Volkes bewohnet worden, daß es nie zu Einem Staate, der bleibend und eigenthümlich etwas geworden wäre, gekommen ist. Alle alten Sagen und Ueberlieferungen stimmen darin mit den Nachrichten späterer Geschichte überein, daß immer ein großes Gewühl höchst verschiedener Völker, die theils seit uralten Zeiten das Land inne gehabt hatten, theils aber aus Asien, und theils aus Europa eingewandert waren, in diesen Gefilden sich umher getrieben. Daher ein wundersames Gemisch in Sitten, Sprachen und Religionen. Vieles war Europäisch, griechischen Bräuchen nicht ungleich. Hin und wieder glaubt man unter Griechen zu sein, und nicht etwa bloß in Troas und auf der West-Küste überhaupt, sondern auch bei solchen Völkern, an deren barbarischer

Abkunft man nicht zu zweifeln pfleget. Als sich aber im Verfolge der Zeit die Eigenthümlichkeiten europäischer und asiatischer Völker bestimmter gestalteten: da nahm jene in ihrer schönsten Erscheinung Besitz von den Küsten des weltverbindenden Meeres; sie bemächtigte sich, man möchte sagen, der Pforten des Lebens und der Bildung, und schloß den asiatischen Despotismus ein. Um die Zeit, als die Israeliten unter ihren ersten Königen sich zu Selbständigkeit und Größe zu erheben schienen, setzten sich die Griechen auf der herrlichen Küste Klein-Asiens fest, baueten eine Reihe vortrefflicher Städte, zogen den größten Gewinn des alten Umtriebes, und bildeten sich Lehrer und Muster für höhere Bildung.

109. Aber von den meisten der dreißig Völker, deren Herodot in diesem Land (und es war seine Heimath!) gedenkt, giebt es keine Geschichte, sondern nur Sagen und allgemeine Andeutungen, die kaum festhängen an einigen Namen. Ueberall war früh Thätigkeit und Betrieb; hin und wieder auch wohl feiner Genuß; aber, wenn wir die griechischen Colonien hier übergehen, wie wenig wissen wir! Wie wenig von des rauhen wald- und steppenreichen Kappadociens Bewohnern, den später s. g. Leukosyrern; (sie kamen mit dem medischen Reich in persische Gewalt)! Wie wenig von Denen im Süden, wohin früh Phönicier Waaren und Bildung gebracht haben mögen; wo Cilicien, nach Lage und Natur, reiche phönicische Städte, wohlhabende Ackerbauer, arme Nomaden und kühne Seeräuber zeugte;

wo Pamphylien auf hohen Bergen starke, raublustige Menschen ernährte, welche die Küsten ihres Landes aus Rohheit nicht zu benutzen versuchten; wo Lycien hochgesinnte Einwohner, fähig zu jeder großen That, erzog, die früh zu Bildung und Freiheit gestrebt zu haben scheinen; wo Karien endlich kriegerische Männer sowohl für fremde Kämpfe als eigene Freiheit bildete, und griechischen Handel, Gewerbe und Reichthum in vollem Glanze sah! Wie wenig von Denen im Norden, wo Paphlagonien, allem Gehorchen ungeneigt, eine vortreffliche Reiterei zu Krieg und Schlacht lieferte; wo Bithynien schöne Wiesen und herrliche Früchte darbot, und durch Beides aus dem nahen Thracien verschiedene Völker anlockte, die weder Städte ummauerten, noch die langgestreckte Küste benutzten; wo endlich Mysien seinen Bewohnern Segen und Ueberfluß gewährete! Troas aber ist ein heiliger Boden! Homers göttliche Dichtung, obwohl von geschichtlichen Ereignissen ausgehend und geschichtliche Ereignisse darstellend, hat denselben aus dem Gebiet historischer Forschung hinweggerückt. Ueber den Zustand der Zeit, über Leben und Art, und über die Verhältnisse dieser Gegenden giebt auch die Dichtung herrliche Aufschlüsse: aber das, was sie erzählet, braucht darum, weil es in sich selbst wahr ist, keine weitere Frage zu leiden. Es ist eine abgeschlossene Welt, vom Geiste der Geschichte getragen und vom Himmel der Dichtkunst überwölbt. Die Einzelnheiten in derselben können nur mit Sicherheit unter einander, und nicht ohne Gefahr mit Etwas außer ihr verglichen werden! Selbst die Geschichte der Phrygier

lebte, gedemüthiget; dann aber schreckte die Gefahr, welche die junge persische Macht seinem Reiche zu drohen schien, ihn auf zu Entschluß und That. Aber aus lauter Vorsicht wurde Krösus unbesonnen. Nachdem er mit thörichtem Vorwitze die Wahrhaftigkeit der Orakel geprüft, und das Orakel zu Delphi bewährt gefunden hatte, trauete er blind der eigenen Auslegung theuer erkaufter, vielsinniger Sprüche der Pythia, verschmähete auf die Stimme menschlicher Klugheit zu hören, welche Sandanis so verständig erhob, rüstete sich mit kühnen Hoffnungen zum unglückseligen Krieg, und ging, ohne die Mitwirkung ferner Bundesgenossen abzuwarten, über den verhängnißvollen Fluß nach Kappadocien, um allein das Glück zu versuchen. Mit ihm Thales von Milet.

Zehntes Capitel.

Kyros und Kambyses. (Lyder, Griechen, Babylonier, Juden, Skythen, Araber.)

112. Mit seinen Persern und der erzwungenen Hülfe der unterjochten Völker des vormals medischen Reiches zog Cyrus dem verwegenen Krösus entgegen. Bei Pteria in Kappadocien trafen sie hart auf einander; aber hier fiel die Entscheidung nicht, sondern Krösus ging belehrt zurück, um von Neuem zu rüsten, und Aegypten, Babylon und Lacedämon an Bund und Hülfe zu mahnen. So mochte die alte Art der Krieg-Führung sein. Cyrus aber trat mit einer neuen Weise ins

Leben. Durch die Kühnheit seiner Entwürfe, und durch seine Raschheit in der Ausführung derselben, verwirrete und vereitelte er die weitläufigen Pläne seines Gegners. In der letzten Schlacht bei Sardes kämpften die Lyder nicht unrühmlich; aber die Hoffnung des Krösus auf seine schöne Reiterei wurde schrecklich getäuschet. Die Schlacht ging verloren und Sardes fiel, etwa zwanzig Jahre nach dem Umsturze des medischen Reiches (J. 537) in die Gewalt des Siegers. Dieses ungeheuere Unglück, das plötzlich über die einst so glücklichen Mermnaden hereinbrach, öffnete dem gefangenen Krösus die Einsicht in Solons verachtete Warnung, wie seinem wackern Sohne den stummen Mund. Und durch Beides entging er dem Tod und erkannte mit ergreifender Rührung, daß die Weisheit länger hält als Macht und Schätze, und daß die Götter Recht behalten, auch wenn der Sterbliche ihnen die Sclavenkette, die er für den Glauben an sie trägt, höhnend auf die Schwelle wirft.

113. Als die griechischen Städte, welche früher den Abfall von Krösus umsichtig verweigert hatten, dieses Schicksal des lydischen Reiches sahen: da hätten sie gern den Sieger als ihren Herrn in derselben Weise anerkannt, wie zuvor den König von Lydien. Cyrus aber wußte recht gut, „daß man gefangenen Fischen nicht mehr pfeifet!" Nun erfuhren seine Feldherren allerdings, daß die Griechen noch keinesweges im Netze waren, aber sie brachten dieselben doch bald alle hinein! Nur die Milesier, von den lydischen Königen nicht überwunden, machten zu rechter Zeit mit Cyrus denselben

117. Gegen Norden aber gränzte das persische Reich an zahlreiche, kriegerische Völker, die zu den Scythen gerechnet wurden. Gegen diese zog Cyrus zum Kriege; denn der Krieg wird, wie Jagd und Spiel, dem Glücklichen leicht zur Leidenschaft, und wer Vieles vollbracht, glaubt Alles zu können; auch mochten ihm solche Völker für seine Herrschaft gefährlich scheinen. Aber ihn trieb sein Geschick; er sollte erfahren, daß es einen Wechsel menschlicher Dinge giebt. Gegen der Massageten hochgesinnte Königin Tomyris erscheint der gewaltige Kriegsheld klein. Das Vertrauen, mit welchem sie ihm die Bestimmung des Kampfplatzes überläßt, setzt ihn in unerwartete Verlegenheit. Die Wahl, die er auf des Krösus Rath trifft, würde am Besten durch einen glücklichen Ausgang gerechtfertigt worden sein. Furchtbar aber und ergreifend ist die Art, mit welcher die Königin, im gerechten Grimme, den gefallenen Helden mit Blut sättiget. Aber, wie über seiner Geburt, so ruht über seinem Tod (J. 530?) ein sinnvolles Dunkel; und selbst Xenophon's Erzählung, obwohl sie nicht wahrscheinlich ist, vermehret dieses Dunkel.

118. Bei seinen unaufhörlichen Kriegen und Eroberungen hatte Cyrus für das Innere des Reiches wenig thun können. Nur der Hof war auf medische Art gebildet und Susa wohl schon der Aufenthalt desselben; im Uebrigen hatte sich Cyrus begnügen müssen mit den Maßregeln zu Erhaltung des alten Sinnes in seinen Persern, zur Sicherung des Eroberten, zur Gewinnung der Unterworfenen. Deßwegen war für das große Reich

sitze geheiliget, es mag Persepolis (die Perserstadt, Tschil-Minar, deren wundervolle Trümmer noch jetzt den erstaunten Forscher in der leider! unverständlichen Sprache der Vorwelt eindringlich anreden) erbauet und Parsagad zur ewigen Wohnung verstorbener Könige bestimmt sein. Aber diese Weisheit des Cyrus wurde im Fortgange der Zeit zur Thorheit, weil auch er und seine Nachfolger sich und ihre Herrschaft nicht zu beschränken verstanden. Zur ersten Erweiterung derselben reizte ihn jedoch Krösus, König von Lydien, Schwager des Astyages.

Neuntes Capitel.

Klein-Asien bis auf Krösus, König von Lydien.

107. Betrachtet man die Halb-Insel, die wir mit dem Namen Klein-Asien zu bezeichnen gewohnt sind, an und für sich: so scheint kaum ein Land geeigneter, ein großes Volk zu ernähren in Selbstständigkeit, in mannigfaltiger und eigenthümlicher Bildung. Gegen Asien durch hohe Berge geschützet, öffnet das Meer, welches ringsher ihre Küsten bespült, ihre Ufer zerreisset, ihre Flüsse empfängt, den Zugang zur Welt, zu nahen und fernen Völkern; und in sich selbst ist das Land reich an allen Erzeugnissen der Natur, die der Mensch verlangen mag zur Vertheidigung, zur Nahrung, zum Verkehr und zur Bequemlichkeit; von karger Rauheit bis zu üppiger Schöne geht die Natur so allmählig über, daß zur Vollendung des Ganzen rohe Kraft und die feinsten menschlichen Genüsse neben einander möglich

bleiben. Aber bei näherer Ansicht scheinet die Halb=Insel durch ihre Lage wie durch ihre Beschaffenheit mehr zu Europa als zu Asien zu gehören. Sie scheinet wenigstens zwischen beiden hingebreitet wie eine weite Bühne, den Völkern beider Welttheile zum Verkehr und zur Berührung, um ihnen Gelegenheit zu bieten, sich in Frieden und Krieg an einander auszuarbeiten, und sich gegenseitig den Gewinn darzubringen, den Völker von Völkern zu ziehen vermögen für Bildung und Menschlichkeit.

108. Der Entwickelung des Lebens der Menschen, die sich auf diesem Boden von Alters her bewegt haben mögen, kann die Geschichte keinesweges folgen. Das aber ist gewiß, daß Klein=Asien niemals, soweit die Geschichte reichet, von Menschen Eines Volkes bewohnet worden, daß es nie zu Einem Staate, der bleibend und eigenthümlich etwas geworden wäre, gekommen ist. Alle alten Sagen und Ueberlieferungen stimmen darin mit den Nachrichten späterer Geschichte überein, daß immer ein großes Gewühl höchst verschiedener Völker, die theils seit uralten Zeiten das Land inne gehabt hatten, theils aber aus Asien, und theils aus Europa eingewandert waren, in diesen Gefilden sich umher getrieben. Daher ein wundersames Gemisch in Sitten, Sprachen und Religionen. Vieles war Europäisch, griechischen Bräuchen nicht ungleich. Hin und wieder glaubt man unter Griechen zu sein, und nicht etwa bloß in Troas und auf der West=Küste überhaupt, sondern auch bei solchen Völkern, an deren barbarischer

Abkunft man nicht zu zweifeln pfleget. Als sich aber im Verfolge der Zeit die Eigenthümlichkeiten europäischer und asiatischer Völker bestimmter gestalteten: da nahm jene in ihrer schönsten Erscheinung Besitz von den Küsten des weltverbindenden Meeres; sie bemächtigte sich, man möchte sagen, der Pforten des Lebens und der Bildung, und schloß den asiatischen Despotismus ein. Um die Zeit, als die Israeliten unter ihren ersten Königen sich zu Selbständigkeit und Größe zu erheben schienen, setzten sich die Griechen auf der herrlichen Küste Klein-Asiens fest, baueten eine Reihe vortrefflicher Städte, zogen den größten Gewinn des alten Umtriebes, und bildeten sich Lehrer und Muster für höhere Bildung.

109. Aber von den meisten der dreißig Völker, deren Herodot in diesem Land (und es war seine Heimath!) gedenkt, giebt es keine Geschichte, sondern nur Sagen und allgemeine Andeutungen, die kaum festhängen an einigen Namen. Ueberall war früh Thätigkeit und Betrieb; hin und wieder auch wohl feiner Genuß; aber, wenn wir die griechischen Colonien hier übergehen, wie wenig wissen wir! Wie wenig von des rauhen wald- und steppenreichen Kappadociens Bewohnern, den später s. g. Leukosyrern; (sie kamen mit dem medischen Reich in persische Gewalt)! Wie wenig von Denen im Süden, wohin früh Phönicier Waaren und Bildung gebracht haben mögen; wo Cilicien, nach Lage und Natur, reiche phönicische Städte, wohlhabende Ackerbauer, arme Nomaden und kühne Seeräuber zeugte;

wo Pamphylien auf hohen Bergen starke, raublustige Menschen ernährte, welche die Küsten ihres Landes aus Rohheit nicht zu benutzen versuchten; wo Lycien hochgesinnte Einwohner, fähig zu jeder großen That, erzog, die früh zu Bildung und Freiheit gestrebt zu haben scheinen; wo Karien endlich kriegerische Männer sowohl für fremde Kämpfe als eigene Freiheit bildete, und griechischen Handel, Gewerbe und Reichthum in vollem Glanze sah! Wie wenig von Denen im Norden, wo Paphlagonien, allem Gehorchen ungeneigt, eine vortreffliche Reiterei zu Krieg und Schlacht lieferte; wo Bithynien schöne Wiesen und herrliche Früchte darbot, und durch Beides aus dem nahen Thracien verschiedene Völker anlockte, die weder Städte ummauerten, noch die langgestreckte Küste benutzten; wo endlich Mysien seinen Bewohnern Segen und Ueberfluß gewährete! Troas aber ist ein heiliger Boden! Homers göttliche Dichtung, obwohl von geschichtlichen Ereignissen ausgehend und geschichtliche Ereignisse darstellend, hat denselben aus dem Gebiet historischer Forschung hinweggerückt. Ueber den Zustand der Zeit, über Leben und Art, und über die Verhältnisse dieser Gegenden giebt auch die Dichtung herrliche Aufschlüsse: aber das, was sie erzählet, braucht darum, weil es in sich selbst wahr ist, keine weitere Frage zu leiden. Es ist eine abgeschlossene Welt, vom Geiste der Geschichte getragen und vom Himmel der Dichtkunst überwölbt. Die Einzelnheiten in derselben können nur mit Sicherheit unter einander, und nicht ohne Gefahr mit Etwas außer ihr verglichen werden! Selbst die Geschichte der Phrygier

ist in den gordischen Knoten der Mythe geschürzet, welchen der Forscher umsonst zu lösen versucht. Ihr Glaube, daß sie die ältesten Kinder der Erde seien, konnte sie am wenigsten schützen vor fremdem Hohn; aber die Vortrefflichkeit der weiten Gefilde Phrygiens, die mannigfaltigen Erzeugnisse der Kunst, die reichen Städte und der bedeutende Handel zeugten dafür, daß hier lange vor Cyrus menschliche Bildung geblühet hatte.

110. Eben so ist von den Lydern wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit des Bodens, den sie bewohnten, die köstlichen Gaben der Natur, die Nähe des Meeres und frühe Berührungen mit Europäern, mögen sie in uralter Zeit zu Thätigkeit, Umtrieb und Handel hingerissen haben. Dadurch bildeten sie sich zu einem erfindungsreichen Volke, welches in Krieg und Frieden, unter guten Einrichtungen, zu handeln und zu genießen verstand. Die Erfindung des Metallgeldes jedoch ist von ihnen wohl nicht, wie Herodot glaubt, gemacht worden, aber vielleicht haben die Griechen Metallgeld bei ihnen am häufigsten, vielleicht auch am frühesten, gefunden. Der große Verkehr mit Fremden aber (vielleicht wurden auch Colonien von ihnen gestiftet) und der Reichthum, den sie dadurch und durch Ackerbau und das Gold des Tmolos erwarben, scheinen ziemlich früh die Sitten, besonders der Weiber, verdorben zu haben; Menschen wurden um Gewinn greuelhaft verstümmelt, und die Frauen selbst verkauften sich niedrigen Lüsten. Aber wie weit die Entwickelung der Lyder, Bildung und Entartung, unter den beiden ersten Königsstämmen der

Atyaden und der Herakliden, gekommen sein, wie lange jener Stamm geherrscht haben mag, ist ungewiß. Zu der Zeit, als Salmanassar Israel unter das Joch der Assyrer brachte (59 und 90), etwa hundert Jahre vor der Verbreitung der chaldäischen Macht (94), und kaum zwanzig vor der Vereinigung der Meder durch den Deiokes (101), ging die Herrschaft, durch Eitelkeit, Weiberlist und Frevel, an die Mermnaden über (um d. J. 720), nachdem sie gegen 500 Jahre bei den Herakliden gewesen war. Gyges, der Mermnade, ermordete Kandaules, den letzten Herakliden, und bemächtigte sich des Reiches.

111. Die rächende Gottheit vergaß dieser Vorfälle nicht. Dennoch gelang im Ablaufe von anderthalb hundert Jahren den Mermnaden, die lydische Macht, ungeachtet des Einfalles nordischer Völker (102), in mannigfaltigen Kriegen so zu heben, daß es dem fünften dieses Stammes, Krösus, nicht schwer wurde, die Halbinsel bis an den Halys, die griechischen Städte nicht ausgenommen, aber ausgenommen die Cilicier und Lycier, zu unterwerfen, und seine Hauptstadt Sardes mit Schätzen und Pracht, zur Bewunderung naher und fernher gekommener Menschen, anzufüllen. Ueber solches Glück wurde der sonst sehr verständige Mann eitel, übermüthig und unfähig, einfache Wahrheit zu hören, wie Solon sie ihm verkündigte, also daß er das Schicksal zu verdienen schien, welches ihm die rächende Gottheit aufbewahrt hatte. Zuerst wurde er durch häusliches Unglück, welches er an seinen beiden Söhnen er-

lebte, gedemüthiget; dann aber schreckte die Gefahr, welche die junge persische Macht seinem Reiche zu drohen schien, ihn auf zu Entschluß und That. Aber aus lauter Vorsicht wurde Krösus unbesonnen. Nachdem er mit thörichtem Vorwitze die Wahrhaftigkeit der Orakel geprüft, und das Orakel zu Delphi bewährt gefunden hatte, trauete er blind der eigenen Auslegung theuer erkaufter, vielsinniger Sprüche der Pythia, verschmähete auf die Stimme menschlicher Klugheit zu hören, welche Sandanis so verständig erhob, rüstete sich mit kühnen Hoffnungen zum unglückseligen Krieg, und ging, ohne die Mitwirkung ferner Bundesgenossen abzuwarten, über den verhängnißvollen Fluß nach Kappadocien, um allein das Glück zu versuchen. Mit ihm Thales von Milet.

Zehntes Capitel.

Kyros und Kambyses. (Lyder, Griechen, Babylonier, Juden, Skythen, Araber.)

112. Mit seinen Persern und der erzwungenen Hülfe der unterjochten Völker des vormals medischen Reiches zog Cyrus dem verwegenen Krösus entgegen. Bei Pteria in Kappadocien trafen sie hart auf einander; aber hier fiel die Entscheidung nicht, sondern Krösus ging belehrt zurück, um von Neuem zu rüsten, und Aegypten, Babylon und Lacedämon an Bund und Hülfe zu mahnen. So mochte die alte Art der Krieg-Führung sein. Cyrus aber trat mit einer neuen Weise ins

Leben. Durch die Kühnheit seiner Entwürfe, und durch seine Raschheit in der Ausführung derselben, verwirrete und vereitelte er die weitläufigen Pläne seines Gegners. In der letzten Schlacht bei Sardes kämpften die Lyder nicht unrühmlich; aber die Hoffnung des Krösus auf seine schöne Reiterei wurde schrecklich getäuschet. Die Schlacht ging verloren und Sardes fiel, etwa zwanzig Jahre nach dem Umsturze des medischen Reiches (J. 537) in die Gewalt des Siegers. Dieses ungeheuere Unglück, das plötzlich über die einst so glücklichen Mermnaden hereinbrach, öffnete dem gefangenen Krösus die Einsicht in Solons verachtete Warnung, wie seinem wackern Sohne den stummen Mund. Und durch Beides entging er dem Tod und erkannte mit ergreifender Rührung, daß die Weisheit länger hält als Macht und Schätze, und daß die Götter Recht behalten, auch wenn der Sterbliche ihnen die Sclavenkette, die er für den Glauben an sie trägt, höhnend auf die Schwelle wirft.

113. Als die griechischen Städte, welche früher den Abfall von Krösus umsichtig verweigert hatten, dieses Schicksal des lydischen Reiches sahen: da hätten sie gern den Sieger als ihren Herrn in derselben Weise anerkannt, wie zuvor den König von Lydien. Cyrus aber wußte recht gut, „daß man gefangenen Fischen nicht mehr pfeifet!" Nun erfuhren seine Feldherren allerdings, daß die Griechen noch keinesweges im Netze waren, aber sie brachten dieselben doch bald alle hinein! Nur die Milesier, von den lydischen Königen nicht überwunden, machten zu rechter Zeit mit Cyrus denselben

Bund, in welchem sie mit den lydischen Königen gestanden hatten und entgingen dadurch für dieses Mal der allgemeinen Unterwerfung. Die übrigen Joner hielten zwar in Panionium eine Versammlung, um gemeinschaftlich Rath zu pflegen, und ihre Kräfte zum Kampfe zu vereinen; da sie aber früher den Rath des weisen Thales, eine feste Verbindung einzugehen, vernachlässiget hatten, und da sie auch jetzt im Augenblicke der Angst und Noth den Rath des weisen Bias, sämmtlich nach Sardo zu gehen, und frei zu bleiben und groß zu werden in der Freiheit, nicht zu befolgen vermochten: wie hätten sie Einheit gewinnen können für Krieg und Schlacht! Ihre Bitte bei den Lacedämoniern um Hülfe ist ein Zeugniß für diese, aber sie hatte keinen Erfolg. Hier und dort ward ein vergeblicher Kampf gewaget. Einige dachten auch groß genug, die theuere Heimath lieber zu verlassen, und hinter weiten Meeren ein Obdach für Freiheit und Leben zu suchen, als in heimischer Bequemlichkeit die Knechtschaft zu ertragen. Aber der schöne Entschluß der Phocäer kam doch nur zur Hälfte zur Ausführung; ein fürchterlicher Fluch sogar, den sie selbst zwischen sich und die alte Heimath gestellt hatten, vermochte nicht, die wankenden Seelen aufrecht zu erhalten, und die Sehnsucht nach Dem, was hinter ihnen lag, zu unterdrücken. Das war das Unglück für Beide, sowohl für Die, welche zurückkehrten, als für Die, welche weiter steuerten. Die ungeheuere That der Lycier in Xanthus hingegen steht rein da. Diese besonnene und allgemeine Aufopferung erschüttert des Menschen Geist, zwinget zu Achtung und Bewunderung,

und wirket dem Jammer der Seele über so großes Unglück entgegen durch Aufregung der kräftigsten Gefühle in des Menschen Brust!

114. Zur Sicherung so vieler und so schneller Eroberungen in einem Lande, welches noch so hochgesinnte Menschen hatte, wandte Cyrus klug und gelehrig Maßregeln aller Art an. Die Zweckmäßigkeit derselben ist unverkennbar, wenn sie gleich bei dem unglückseligen und verderblichen Ziele, dem er zustrebte, hart, und in der Folge, unter schwachen oder unklugen Fürsten, vernichtend werden mußten. Um die Unterworfenen zu gewinnen, ließ er ihnen, soviel möglich, ihre Einrichtungen und Gesetze, und stellte ihnen Vögte aus ihrer Mitte: darum hatten Viele sich über die persische Herrschaft nicht zu beschweren. Um aber jedem Versuche für die Freiheit sogleich begegnen zu können, besetzte er die Städte und belegte das Land mit starken Heerhaufen: durch diese wurde zugleich die Eintreibung der Steuern, Geschenke genannt, bewirket. Und um gefährliche Kräfte zu brechen, und Anderen eine schreckende Warnung zu geben, wurde gegen Widerspänstige und Unruhige das alte bewährte Mittel gewaltsamer Versetzung angewendet: gewiß aber auch in der Folge nie so einfach vollkommen, wie Herodot es darstellt. Gegen die Lyder aber, die durch eine Empörung das letzte Schicksal verdient zu haben schienen, rieth Krösus, welcher, seit er die Todes-Angst ausgestanden, das Leben für das höchste Gut angesehen und dasselbe darum auch in Schande und Schmach für erträglich ge-

halten haben mag, weil er es selbst ertrug, entnervende und verweichlichende Befehle an. Ihnen wurden die Waffen genommen und dann ward ihnen aufgezwungen, was wohl in anderen Zeiten zarte Jünglinge frei erwählt haben: Putzkleider, Citherspiel und Gesang. Dadurch erreichte der Eroberer seinen Zweck; sie wurden aus Männern Weiber, ohne Kraft und Ehre, ungefürchtet und darum ungeachtet.

115. Der Krieg gegen Babylon, den Cyrus selbst unternahm, war, obgleich ihn zumeist Lust und Leidenschaft dazu bewegen mochte, bei der nunmehrigen Lage der Dinge politisch nothwendig. Auf der Heerfahrt ist nicht unmerkwürdig, daß Cyrus den Fluß Gyndes, der ein heiliges Pferd hinweg gerissen hatte, in drei hundert und sechszig Kanäle theilte, um Rache zu üben für den Frevel! Da der König von Babylon, Labynetus, aus Sorglosigkeit oder Unkunde, Lydien hatte fallen lassen, so konnten die hohen Mauern der alten Königsstadt das verdiente Geschick nur eine Zeitlang von ihm abhalten. Die erhabene Babylon gerieth in persische Gewalt, weil Cyrus, bei der Unvorsichtigkeit ihrer Bewohner, nur den Widerstand der Natur zu überwinden hatte (J. 533. 97). Darauf gehorchte auch das ganze babylonische Reich, also daß Cyrus' Herrschaft sich über alle Länder Asiens verbreitete vom Süden der persischen Bucht bis an den Pontus Euxinus, und von Joniens und Phöniciens Küsten bis weit hinter den kaspischen See, zu den fernen Gebirgen, aus welchen sich der Oxus und der Jaxartes ergießen!

116. Nach Diesem erlaubte Cyrus den Juden, die Nebukadnezar vor fast siebenzig Jahren in die Gefangenschaft geführt hatte (95), zurückzukehren in die viel ersehnete Heimath, welche ihnen, wegen Jehovahs hoher Wohnung, Davids glänzender Herrschaft und vieler alten Erinnerungen, erst im Unglücke heilig geworden war. Denn in der Fremde hatten sie ihr Herz gewandt, schrecklich belehret durch die ungeheuere Erfahrung, wie nichtswürdig und elend ein Volk ist, das weder frei zu sein, noch zu gehorchen versteht; sie waren zurückgekehret zum Sinn und Gesetze der Väter, und hätten sich an Dem, durch Den sie waren, an Jehovah, eben so festgehalten, als sie sonst gewohnt gewesen, ihn sündlich zu verlassen. Aber ihre Kraft war gebrochen; ein König brauchte sie nicht mehr zu fürchten; der Platz, den sie einnahmen, mochte zur Bändigung Anderer besser gebraucht werden; auch konnte die Verehrung des unsichtbaren, gestaltlosen Jehovah dem alten erhabenen Naturdienste der Perser, ohne Bild und Tempel, nicht eben greuelhaft dünken. Jedoch, was auch den Cyrus bestimmt haben mag: die Rückkehr der Juden in ihr altes Vaterland und die Wieder-Erbauung des Tempels ist unendlich folgenschwer geworden für spätere Zeiten. Ohne die Babylonische Gefangenschaft hätten die Juden wahrscheinlich Nichts gerettet, was sie bedeutend gemacht hätte für die Welt; ohne die Rückkehr aus der Gefangenschaft würde ihnen kaum gelungen sein, einen Einfluß auf die Entwickelung des Lebens zu erhalten.

117. Gegen Norden aber gränzte das persische Reich an zahlreiche, kriegerische Völker, die zu den Scythen gerechnet wurden. Gegen diese zog Cyrus zum Kriege; denn der Krieg wird, wie Jagd und Spiel, dem Glücklichen leicht zur Leidenschaft, und wer Vieles vollbracht, glaubt Alles zu können; auch mochten ihm solche Völker für seine Herrschaft gefährlich scheinen. Aber ihn trieb sein Geschick; er sollte erfahren, daß es einen Wechsel menschlicher Dinge giebt. Gegen der Massageten hochgesinnte Königin Tomyris erscheint der gewaltige Kriegsheld klein. Das Vertrauen, mit welchem sie ihm die Bestimmung des Kampfplatzes überläßt, setzt ihn in unerwartete Verlegenheit. Die Wahl, die er auf des Krösus Rath trifft, würde am Besten durch einen glücklichen Ausgang gerechtfertigt worden sein. Furchtbar aber und ergreifend ist die Art, mit welcher die Königin, im gerechten Grimme, den gefallenen Helden mit Blut sättiget. Aber, wie über seiner Geburt, so ruht über seinem Tod (J. 530?) ein sinnvolles Dunkel; und selbst Xenophon's Erzählung, obwohl sie nicht wahrscheinlich ist, vermehret dieses Dunkel.

118. Bei seinen unaufhörlichen Kriegen und Eroberungen hatte Cyrus für das Innere des Reiches wenig thun können. Nur der Hof war auf medische Art gebildet und Susa wohl schon der Aufenthalt desselben; im Uebrigen hatte sich Cyrus begnügen müssen mit den Maßregeln zu Erhaltung des alten Sinnes in seinen Persern, zur Sicherung des Eroberten, zur Gewinnung der Unterworfenen. Deßwegen war für das große Reich

ein großer König doppelt nothwendig. Aber Kambyses (Achasverus?), des Cyrus ältester Sohn, war dem Vater ungleich; ungesund am Leib und am Geiste, wenigstens ungeprüft und unbewähret durchs Leben, aufgewachsen im Gefühl, einst Alles zu können, dabei schwach, jähzornig und unbändig: so folgte er dem Vater. Dem zweiten Sohne, Smerdis (oder Tanyoxarkes), hatte Cyrus, eben nicht mit Weisheit, eine eigene Herrschaft bestimmt. Dieser Kambyses zog bald zum Kriege wider Aegypten. Nach der Ursache dieses Krieges darf Niemand fragen; sie lag theils im Charakter des Königes, noch mehr aber in der Natur eines übermächtigen Staates, der Keinen fürchten zu dürfen glaubet; Verrath und Aufreitzung scheinen hinzugekommen zu sein. Aegyptens König, Amasis, war ein weiser Mann; aber wenn er auch dem Anwachse der persischen Macht nicht gleichgültig zugesehen, so hatte er, ein Emporkömmling, doch nur daran denken dürfen, sich in seiner neuen Herrschaft zu befestigen und sie den Aegyptern angenehm zu machen. Nachdem aber Sardes und Babylon gefallen waren, konnte Aegypten um so weniger Ruhe hoffen, da schon frühere Begebenheiten (95) die Absicht Aegyptens auf Asiatische Länder gezeigt hatten. Von den Arabern erkaufte Kambyses den Durchzug.

119. Die Halbinsel Arabien kann man nicht in der Gesammtheit aller Länder der Erde betrachten, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß sie zwischen Asien und Afrika ebendasselbe gewesen sei, was Natolien zwischen Asien und Europa (63 und 107). Bei-

de scheinen beiden Welttheilen anzugehören; und durch Lage, Natur und Beschaffenheit, ja selbst durch die Größe steht Arabien, als Theil Asiens angesehen, zu Afrika in demselben Verhältniß, in welchem durch dieses Alles Natolien, als Theil Asiens, zu Europa stehet. Und in der That: auch in Arabien war von sehr frühen Zeiten her ein ähnliches Völkergetreibe, Einwanderungen, Auszüge, Umtausch und Vermittelung aller Art, aber Alles in einem ganz anderen Charakter, angemessen der wunderbaren Natur, der nahen Sonne und der afrikanischen Empfänglichkeit. Die große Verschiedenheit des Landes: die grause Wüste, und der südliche, durch mancherlei kostbares Rauchwerk und andere hochgeschätzte Gaben ausgezeichnete Landstrich, Jemen, längs des Meeres, herauf an der westlichen Bucht: machte den Bewohnern eine verschiedene Lebensart nothwendig; aber überall dieselbe Bestimmung! Zahlreiche Hirten, die nur wenige Oerter für Sicherheit und Haltung angelegt hatten, durchzogen die Wüste, Nahrung für ihr Vieh suchend, sich selbst von ihrem Viehe nährend. Allein in ihren Heerden fand sich das häßliche, aber zum Entbehren und Ertragen am Meisten fähige und im Leben und Tode nützliche Thier, das Kamel, welches die Natur den Menschen gegeben hat, um Leben und Verkehr auch da möglich zu machen, wo allgemeine Erstorbenheit und Erödung allgemeine Vernichtung nothwendig zu machen scheinen. Mit diesen Kamelen bildeten sie die großen Handels-Karavanen, knüpften Indien, Aegypten, Babylon und Phönicien an einander und an die Welt, förderten dadurch Menschlichkeit und Bildung, sammelten sich selbst

kaum zu benutzende Reichthümer, und bildeten sich, da ihnen viel anvertrauet wurde, zu rechtschaffenen, ehreglühenden, kriegerischen Männern. Wie sich aber Seeräuber zeigen, wo Seehandlung ist, so ist nicht zu verwundern, daß auch Raubhorden sich mit und neben dem Landhandel einfanden. Längs der Ufer des Meeres hingegen, und so weit Fruchtbarkeit und Gedeihen reicht, entstand früh eine Reihe herrlicher Städte, die, von sehr verschiedenen Menschen bewohnet, durch eine ausgebreitete Schiffahrt die Erzeugnisse und Gaben Indiens und Afrika's theils umtauschten, theils jenen oder auch afrikanischen Karavanen zuführten, und mit unglaublichem Gewinne weit und breit durch die Welt förderten. Darüber wurden Reichthümer gehäuft und Werke der Kunst aufgeführet, die den Leidenschaften der Menschen solche Bewunderung einflößten, daß sie die Glückseligkeit dieser Gegenden beneideten und ersehnten. Aber die Geschichte der arabischen Völker ist wenig bekannt, bis in späterer Zeit eine religiose Begeisterung der Welt ihre Kraft zeigte; von Fremden indeß sind auch sie nicht allgemein unterworfen, und Kambyses hatte wohl Recht, von den Herrschern der Wüste Freundschaft und Unterstützung zu erkaufen.

120. Kambyses kam an den Nil. König Amasis war gestorben. Sein Sohn Psammenit wagte eine Schlacht, unterstützt von griechischen und karischen Mieth-Truppen, die sich, durch grausame That und scheußlichen Trank, auf gräßliche Weise zu dem Kampfe vorbereiteten. Dennoch verlor er die Schlacht. Eine wilde

Verzweifelung, welche die Aegypter ergriff, rettete Memphis nicht. Der Thron der Pharaone wurde schnell zusammengebrochen. (J. 525?) Mit rührender Männlichkeit ertrug der König Psammenit die Schmach und das Unglück seines Hauses; aber der Jammer seiner Freunde und Diener preßte ihm bittere Thränen aus, und für die Befreiung seines Vaterlandes machte er Versuche, welche, verzeihlich und löblich an sich selbst, den trotzigen Sieger zum Zorn und zur Rache reitzten. Vielleicht fielen diese Versuche in die Zeit, als Kambyses, aufgeblasen über den raschen Sieg seiner längst bewährten Krieger, nicht zufrieden mit der freiwilligen Unterwerfung benachbarter Völker, der Libyer, Cyrenäer, Barkäer, keine Unternehmung für zu gewagt hielt, und, während er an die Eroberung Karthago's dachte und durch die schrecklichste Wüste gegen Ammonium ein großes Heer sandte, selbst wider langelebende Aethiopen zog, deren kraftvoller König seiner tollen Eitelkeit Weisheit und Witz entgegengesetzt hatte. Aber die Versuche liefen unglücklich ab. Das Heer wider Ammonium verschwand ganz von der Erde; der Zug nach Aethiopien endigte thatlos, mit gräßlichen Leiden, mit schrecklichem Verlust; und eben deßwegen konnte der Plan gegen Karthago gar nicht versucht werden. Dennoch gelang den Aegyptern nicht, das fremde Joch abzuwerfen. Kambyses ließ den Pharao ermorden, wüthete dann, um die widerspänstige Kraft des schroffen Volkes zu brechen, mit unerhörtem Frevel gegen Sitte und Religion, und suchte im Uebermuthe der Leidenschaft durch Zertretung des Heiligen und Ehrwürdigen und durch Zerstö-

rung alles Großen und Schönen Sicherheit und Gehorsam.

121. Als aber Kambyses sich in argwöhnischer Wildheit auch wider sein eigenes Haus wandte: da durften die Mager, die ihres Volkes über der Gunst persischer Könige nicht vergessen hatten, einen Versuch, die Herrschaft den Persern wieder zu entreißen, allerdings wohl für ausführbar halten. Und durch die bedeutungsvolle (106) Besitznahme des Harems in Susa, und durch den Umstand, daß Kambyses, im Gefühle schwerer Schuld, unvermutheten Tod fand, als er (nach acht- oder achtzehnjähriger Gewalt?) dem Versuche begegnen wollte, wurde dem Mager Smerdis (Artachsasta?) leicht, einige Monden aus tiefer Verborgenheit eine milde Herrschaft zu führen, die ihn allen gehorchenden Völkern lieb machte. Im Uebrigen mag unter Kambyses im Inneren des Reiches Nichts verändert sein. Freilich wird unter ihm zum ersten Male königlicher Richter gedacht; aber diese königlichen Richter waren offenbar nicht von ihm eingesetzt; vielmehr scheint es, daß man sie im medischen Reiche vorgefunden. Sie waren „Weise, die sich auf Landes Sitten verstanden;“ sie waren „Verständige auf Recht und Händel;“ sie bildeten den obersten Gerichts-Hof, „sprachen Recht und legten den Persern die väterlichen Gesetze aus.“ Des Königes Gewalt beschränkten sie in keiner Weise. Und wenn Kambyses ihnen eine Frage, die ihn selbst betraf, vorlegte: so geschah das nur Gewissens halber, wegen religiöser Zweifel. Die Antwort der Richter: es gäbe

ein Gesetz, nach welchem der König der Perser thun könne, was er wolle, zeuget hinlänglich für den Zustand des Reiches; und das Schicksal der königlichen Richter Sisamnes, unter Kambyses, und Sandokes, unter Darius, bestätigen vollkommen dieses Zeugniß!

Eilftes Capitel.

Dareios. (Skythen; Griechen; Aegypten.)

122. Die Verschwörung der sieben Fürsten gegen den ohrenlosen Mager, um den Persern die Herrschaft zu erhalten, und die Ausführung derselben ist merkwürdig und lehrreich über Leben und Sitte. Ergreifend aber ist die große That des Prexaspes, der, früherer Mißhandlung und gegenwärtiges Glückes gleich wenig eingedenk, sich selbst dem Tode weihete, um seinem Volke die Herrschaft zu erhalten; sie zeiget, welcher Volksgeist, in Zeiten der Kraft und des Gelingens, auch bei willkührlicher Herrschaft möglich ist. Selbst das Kunststück, durch welches dem Darius (Dariaves), (dessen Vater man wohl mit Unrecht Hystaspes zu nennen pfleget), die königliche Gewalt verschafft wurde, ist unterrichtend sowohl über den Glauben der Perser, als über den Charakter und den Geist des neuen Königes. Wenn aber die Athenäer die schönen Reden, welche nach des Magers Ermordung über die beste Verfassung gehalten und in welchen die Vorzüge der Demokratie, Aristokratie und der Monarchie gegen einander abgewogen sein sollen, nicht für ächt hielten, so kann man kaum

umhin, ihnen Recht zu geben. Und doch beweisen selbst diese Reden, daß der Despotismus für diese Zeiten und Völker gehörte: denn ihm gab man den Vorzug! Unter allen Königen aber, welche die Perser nach dem Cyrus gehabt haben, ist Darius an Geist und Kraft der größte. Während seiner langen (einunddreißigjährigen oder sechsunddreißigjährigen) und thatenvollen Herrschaft, in welcher auch er sich zuerst durch Uebernahme des alten Harems zu befestigen suchte und dann durch Thaten und Weisheit, kam das Reich auf den Gipfel seiner Macht.

123. Keine Stadt aber mag die Sache des Magers lebendiger ergriffen haben, als die alte Babylon, die unter den Fremden von ihrer vorigen Höhe herabgesunken war, und jetzt in Armuth und Druck frühere Sorglosigkeit und Versäumniß zu spät beklagte. Sie blieb auch in der Empörung, als Darius zum Königthume gelangte; sie rüstete sich selbst mit grausamem Ernst und durfte am Erfolge nicht verzweifeln, weil im ganzen Reich unruhige Bewegungen Statt fanden: selbst im westlichen Klein-Asien hatte Darius an dem so herrschsüchtigen, als treulosen und schändlichen Orötes einen gefährlichen Feind. Aber die angestrengteste Aufmerksamkeit war fruchtlos, da die Babylonier vergaßen, den Feinden in jeglicher Gestalt zu mißtrauen. Durch die häßliche List, mit welcher Zopyrus sich nach arger Selbst-Verstümmelung in Babylon eindrängte, und durch die Aufopferung einiger tausend Menschen vom persischen Heer, um dem Betruge den Anschein von Wahrheit zu geben, bemeisterte sich Darius der Stadt,

zerstörte die alten hohen Mauern und strafte grausam das verzeihliche Vergehen (J. 517). Eben so beruhigte er glücklich die übrigen Theile des Reiches. Daß er aber dann den Zins der Unterworfenen festbestimmte (auf 14,560 Euböische Talente), und für diesen Zweck das Reich in zwanzig Landvogteien oder Satrapeien eintheilete, das scheint mit der Erlassung aller Steuern durch Smerdis zusammenzuhängen: es sollte eine populäre Maaßregel sein. Ueber die kleine Summe jedoch aus dem ungeheueren Reiche muß man sich nicht wundern. Was für Wehr und Verwaltung gehörte, war hierunter nicht begriffen; sie war für des Königes Person und Hof, und selbst dazu mußte noch gar Vieles herbeigeschafft werden, durch mannigfaltige Geschenke, Einziehungen, Abgaben und Leistungen in Natur-Erzeugnissen. Dabei aber war es dem Zwecke der Herrschaft gemäß, und in des Cyrus Sinne, daß Pars frei blieb von aller Steuer. Ueberhaupt wurde für Sicherheit und Ruhe gut gesorget, durch Feldherren neben den Satrapen, durch königliche Schreiber, durch plötzliche Untersuchungen der Landvogteien, durch geordneten Botenlauf. Ackerbau und Handel wurden dadurch und auf andere Weise, besonders durch Zoroasters Lehre, vielfältig gefördert. Endlich scheint auch der Hof unter Darius vollständig eingerichtet zu sein: denn die unsterbliche Leibwache, die hohen Beamteten, die vielen Bedienenden, die große Schaar der Frauen des Harem, die Verschnittenen, gaben demselben Glanz und Ehrfurcht. Den Wechsel des Hoflagers zwischen Susa, Babylon und Ekbatana darf man keinesweges in alter Lebensart

suchen, sondern man muß ihn der Bequemlichkeit und der Sicherheit zuschreiben. Manches aber im Leben der Könige, welches sonderbar erscheinet, mag eine höhere Bedeutung gehabt haben. So wie z. B. der Perser nicht für sich allein beten durfte, sondern nur für Alle; so mag der König überall aus den Haupttheilen seines Reiches gelebt haben, um sich täglich zu erinnern, daß er Allen angehörte! —

124. Der Krieg gegen die Scythen im Norden des schwarzen Meeres wurde, wie es scheint, zunächst nur angefangen (J. 513), um durch Abmüdung der unterworfenen Völker in einer großen Unternehmung alle gefährliche Wünsche und Bestrebungen unschädlich zu machen. In diesem Sinne hatte wenigstens der gefangene Arzt, Demokedes, der sich nach Hellas und der Freiheit sehnte, eine Unternehmung gegen die Hellenen angerathen. Darius aber zog verständiger Weise einen Krieg gegen die Scythen vor. Denn ehe er weiter nach Westen hin vordrang, mußte er nothwendig das ganze Becken des schwarzen Meeres zu gewinnen suchen, zu dessen nördlichen und westlichen Ufern er ohnehin durch den Handel und die Colonien der griechischen Städte in seinem Reiche gezogen ward. Aber der Zug wurde angetreten ohne die gehörige Kenntniß von dem Land und den Völkern des Nordens. Die Perser glaubten durch ein ungeheueres Heer unwiderstehlich zu sein; und sie waren unwiderstehlich, aber sie gewannen Nichts. Die scythischen Völker konnten sich nicht vereinigen; aber sie kannten den Vortheil des Landes, das sie bewohn-

ten; sie hatten eine Erfindung gemacht, welche Herodot mit Recht für die größte hält, die ein Volk machen kann, die Erfindung: unantastbar zu sein! Auch wußten sie in ihren Steppen Nichts zu vertheidigen, als die Gräber der Väter! Ueberhaupt aber scheinet Darius den Krieg eben nicht verstanden zu haben; seine Maßregeln, bei dem Uebergang über den Ister und wegen der Sicherung der Brücke, waren wenigstens höchst unvorsichtig; und wären seine Fehler nicht durch zwei Griechen, durch den guten Rath des Koes zuerst und dann durch den frechen Eigennutz des Tyrannen Histiäus verbessert, so dürften die Perser, nachdem sie von den Scythen hin und her gelockt, irre geführt und in aller Weise geneckt waren, einen jammervollen Untergang gefunden und die Joner dürften die Freiheit wieder gewonnen haben, welche Miltiades ihnen zu verschaffen hoffte und wünschte. Nun aber blieb die Thür Europa's in der Gewalt der Perser; die starken, aber zerrissenen Völker Thraciens wurden unterworfen und schrecklich mißhandelt und die Joner, welche den günstigen Augenblick nicht benutzt hatten, schienen das harte Urtheil der Scythen, denen ihre Beute entgangen war, zu verdienen: sie seien treue und deßwegen vortreffliche Sclaven, aber feig und schlecht als freie Männer. — Uebrigens gelang die Erweiterung seiner Herrschaft gegen Indien (J. 508) dem Darius besser, weil sie durch des Scylax Kundschaft besser vorbereitet war. Das harte Schicksal Barka's (J. 511) aber war ein unbedeutendes Ereigniß für den großen König.

125. Weit wichtiger, ja unendlich folgenreich für die Ausbildung des menschlichen Geistes, waren die Kriege gegen die Griechen. Die Ursache derselben ist keinesweges in irgend einer bestimmten alten oder neuen That zu suchen, sondern diese Kämpfe gingen hervor aus der innersten Natur der Menschen und Staaten und aus dem eigentlichen Wesen der Volksthümlichkeiten. Was sie zunächst herbeiführte, war das Gefühl, fremde Herrschaft sei ein großes Unglück; entfernter, aber nicht minder mächtig, wirkte zugleich die natürliche Feindschaft, die zwischen der europäischen und asiatischen Eigenthümlichkeit statt finden mußte, indem diese, zu Despotie und Sklaverei geneigt, allgemeine Unterjochung suchte, jene aber für Freiheit und Bildung kräftig entgegenstrebte. Schon Herodot scheint dieses geahnet zu haben; denn er betrachtet die Hellenen und asiatischen Barbaren als im Streite von Alters her, und suchet den Anfang der Zwiste in den Sagen und Mähren der Vorzeit. Aber wie wunderbar sind in diese großen Bestrebungen der Völker die persönlichen und augenblicklichen Verhältnisse der Menschen, die zum Ausbruche Veranlassung gaben, hinein verflochten! Die Unruhen auf Naxos, des Aristagoras von Milet selbstsüchtiger Plan, Händel und Mißglück, die Unzufriedenheit und Entwürfe des sklavisch gesinnten Histiäus, Hippias' Verbannung und Groll, Athens Jubel und Unbesonnenheit: es sind lauter Glieder Einer Kette, an welcher sich das große Ereigniß fortwand. Ohne jenen inneren Sinn jedoch hätte Aristagoras bei den Ionern nie Gehör und Anhang zur Empörung gefunden;

und die überraschende Verbrennung von Sardes (J. 501) war nur nöthig, um den alten weitverbreiteten Stoff in Flammen zu setzen.

126. Allein gelingen konnte und durfte das Unternehmen keinesweges. Wenn auch die Athenäer, die, nach verflogenem Rausche, bestürzt und schüchtern zu Hause eileten, geblieben wären; wenn auch den Urhebern an Statt einer gemeinen Seele ein erhabener Sinn eingewohnt, und wenn die Verbindung der ionischen Städte auch mehrere Anhänger gefunden hätte: so würden die Joner der ungeheueren Macht des Königes doch um so weniger widerstanden haben, je mehr es in der Natur solcher Verbindungen lieget, daß die erste Begeisterung und Einigkeit nicht dauern kann. Das Unglück Joniens war daher nothwendig; es war auch nothwendig als Einleitung der größeren Ereignisse. Nach dem Seesiege der Perser bei Lade (J. 496), durch Verrath und Feigheit erleichtert, mußte Milet, früher dem Unglücke der übrigen Joner entgangen, das verkündete Geschick erdulden. Die Einwohner wurden fortgeschleppt, und erhielten Wohnsitze am Ausflusse des Tigris. (J. 495). Mit ihrem Falle war der Ausgang des Aufstandes entschieden, und in den Flammen blühender Städte, auf den Inseln wie auf dem Lande, und in der greuelvollen Mißhandlung freiheitliebender Menschen konnten Despoten und Sclaven ihren Sieg feiern. Das ungeheuere Unglück aber wird menschlichem Gefühle nur erleichtert durch die erhabene Denkart einiger Städte und Männer, und durch die rächende

Gottheit, welche den Schlechten (Aristagoras, Histiäus) verdienten Untergang bereitete.

127. Solch' ein Ausgang mußte den König, auch ohne des Sclaven tägliche Mahnung, und die Aufreitzung des Hippias, zur Unterjochung Griechenlandes antreiben. Das Schicksal des ersten Versuches, den Mardonius (J. 493) machte, hätte freilich Warnung sein können; aber die Leidenschaft bethörete. Der zweite unter Datis Anführung, und des Athenäers Hippias Leitung, scheint, in der gewöhnlichen Hoffnung vornehmer Flüchtlinge, auf eine Ueberraschung angelegt zu sein, von der man um so mehr erwarten mochte, da so Viele dem großen König Erde und Wasser geschickt hatten. Auf die Weise scheinet sich das räthselhafte Zusammentreffen bei Marathon (J. 490) und die Umsegelung Suniums erklären zu lassen. Aber die Schmach, mit welcher man sich enttäuschet sah, verlangte nicht minder Rache als zuvor die Mißhandlung der Herolde, und die dreijährige Rüstung im ganzen großen Reiche beweiset, wie tief dieselbe empfunden wurde. Jedoch der Tod ersparte dem Darius (J. 487) die neue Schmach, die sein und der Atossa Sohn, Xerxes, ein Enkel des Cyrus, in Eitelkeit, Uebermuth und Verblendung, über sich und die Perser gebracht hat.

Zwölftes Capitel.

Xerxes und seine Nachfolger.

128. Als Xerxes König wurde, stand Aegypten in Empörung. Es war ein Unglück für dasselbe, daß der Schmerz über die verlorene Freiheit nicht bis zum Abzuge des Heeres nach Europa unterdrückt worden war. Daher wurde dem Könige nicht schwer, härtere Fesseln über das Land zu bringen (J. 485). Aber dieser Erfolg reizte seine Seele zu neuen Unternehmungen. Die Aleuaden, ein Königs-Geschlecht in Thessalien, welches den Geist griechischer Freiheit fürchten mochte, und die Pisistratiden, die sich nach der verlorenen Tyrannei in Athen zurück sehnten und Rache zu üben wünschten an ihren Gegnern, lockten und drängten. Und hätte er, Xerxes, verständigem Rathe, wie Artabanus ertheilte, Gehör geben wollen: trieb nicht ein wunderlicher Geist ihn und diesen weisen Oheim zu der großen Bestimmung! Aber unvorsichtig wurde Nichts unternommen. Die Rüstung dauerte vier Jahre im ganzen Reiche; Nichts wurde versäumt; das Bündniß mit Karthago indeß möchte zu bezweifeln sein; der größte Fehler aber war die schlechtgeordnete Vereinigung so großer Macht zu solchem Zweck. Es ist jedoch schwer zu sagen, ob Unwissenheit oder Eitelkeit daran die größte Schuld hatte. Der Zug selbst (J. 481) ist von Herodot schön beschrieben: ob die umständliche Genauigkeit für oder wider die Wahrhaftigkeit der Darstellung zeugt, ist kaum zu entscheiden. Im Ganzen zeigte Xerxes morgenländisch-königliche Gesinnungen.

Die Geißelung und Fesselung des stürmischen Hellespontes mag bei einem Volke nicht ohne Bedeutung gewesen sein, dessen erste Männer, wie Pharnuches, scheugewordenen Pferden die Füße abschneiden ließen: die Züchtigung des Gyndes durch Cyrus (115) war in demselben Geiste. Die Peitsche wurde vielleicht nicht häufiger geschwungen, als weiland in deutschen Heeren der Stock. Die Heerschau bei Doriscus ist merkwürdig für das Kriegswesen und giebt einen Maßstab für die Würdigung menschlicher Kräfte und menschliches Lebens in dem ungeheueren Reiche. Die Durchgrabung des Athos wurde schon im Alterthume nicht geglaubt, und die Größe des Heeres ist von den fabelnden Griechen — (Graecia mendax) — gewiß sehr übertrieben. Indeß lernte Xerxes bei den Thermopylen seine Feinde kennen, und die großen Tage von Salamis (J. 480), Platää und Mykale (J. 479) zeigten schreckbar, daß unterjochte Völker die Kraft der Unterjocher nicht vermehren, sondern schwächen und vernichten. Der stolze Gedanke, die Welt zu bezwingen, verließ auf einmal den gedemüthigten König; und wenn auch die Zerstörung Athens seinem Rückzug einigen Schein des Sieges geben mochte: so war doch seine und des Reiches Kraft gebrochen, und Beider Schicksal bestimmt.

129. Von diesem an unaufhaltbarer Verfall! Xerxes fand nach Liebes-Händeln und betäubenden Lüsten verdienten Tod (J. 466); das Reich aber schwankte, wie aus dem Schwerpunkte gehoben, und schien bald dem Umsturze nahe. Um den ungewissen Thron erhob

sich beständiger Streit; ein böser Geist trieb das königliche Haus mit den greuelhaftesten Ausbrüchen roher Leidenschaft gegen sich selbst; in den Provinzen wurden die Satrapen, indem sie durch unkluge Vergrößerung ihrer Macht gewonnen werden sollten, zu Empörungen gereizt; die unterjochten Völker, nicht mehr in siegreichen Kämpfen beschäftiget, strebten zurück nach der alten Unabhängigkeit, um so lebendiger, je mehr die Unterdrücker, Kampf und Kraft vergessend, verächtlich wurden; die Könige aber waren unfähig, des Reiches ungeheueren Leib mit neuer Seele zu durchdringen und zu beleben. Schnell wie die medische, wie die babylonische Herrschaft würde auch die persische vernichtet sein, wenn nicht die Völker Asiens in den mannigfaltigen Unterjochungen ermüdet wären. Aber selbst der Krieg mit den fernen und getrennten Griechen, der einst mit solchem Uebermuth unternommen war, wurde so gefährlich als schmachvoll, und mußte mehr mit Bestechung geführt werden als mit dem Schwerdte. Das aber machte den Persern möglich, noch gegen anderthalbhundert Jahre den Namen der Herren von Asien zu führen, daß zuerst die Griechen sich solchen Bestechungen zugänglich zeigeten, in der Folge aber zugleich sich selbst lähmten durch innere Kämpfe.

130. Schon Artaxerxes Langhand (J. 466—425) vermochte die Empörung eines Satrapen nicht mit Gewalt zu unterdrücken; und wenn auch das empörte Aegypten, griechischer Hülfe ungeachtet, bezwungen wurde (J. 456): wie wuchs die Schmach des Krieges

mit den Griechen, denen man feig auswich, um keine Niederlage zu erleiden! Und doch, als der unächte Darius II. (J. 424 — 404) über zwei Bruderleichen hinweg sich auf den königlichen Stuhl gesetzt hatte, wagten auch schon die Aegypter, durch alle Leiden ungebrochen, einen neuen Aufstand, an welchem das noch von Cyrus unterworfene Cypern freudigen Antheil nahm. Und mehr, als über den Erfolg desselben, muß man sich, bei den unaufhörlichen Empörungen der Satrapen, darüber wundern, daß der Aufstand der Meder, welche dem Beispiele folgten, nicht gelang. Dem andern Artaxerxes, Mnemon, (J. 404 — 362) gab das Schicksal über seinen Bruder Cyrus, dem die Vorliebe der Mutter die Mittel verschafft hatte, um den Thron streiten zu können, auf welchen er durch seine Geburt und durch seinen Geist Ansprüche zu haben glaubte, freilich den Sieg. Aber der unglückliche Bruderkampf reizte nicht bloß die Königin Mutter auf zu verderblicher Wuth, sondern er machte auch die Griechen, deren wenige Tausend, die mit Cyrus gegangen waren, als Feinde das Reich ungestraft durchziehen konnten, mit dem elenden Zustande desselben bekannt, und führte eine Erneuerung des Krieges mit den Griechen herbei, in welchem Agesilaus schon den Gedanken faßte, den persischen Thron umzuwerfen. Und nach menschlicher Einsicht wäre dieser Gedanke nicht zu kühn gewesen, wenn es den Persern nicht gelungen wäre, durch einen Krieg in Griechenland den Agesilaus zu entfernen, und durch griechische Eifersucht einen vortheilhaften Frieden zu erhalten. Wie wenig sie

diesen Frieden verdienten, das bewiesen die Kriegszüge gegen den Euagoras von Salamis, gegen die Kadusier und die Aegypter: auch mit griechischer Hülfe gelang es nicht, die Empörten wieder zum Gehorchen zu bringen. Uebrigens bietet das Reich gegen das Ende des Artaxerxes ein Bild von Zerrüttung und Auflösung dar, das wirklich ekelhaft ist, weil das menschliche Gefühl weder durch eine hohe Gesinnung noch durch eine große That versöhnet wird. Und wenn Artaxerxes der Dritte (Ochus), nachdem er sich durch unerhörte Grausamkeit gegen die eigenen Brüder einen frevelhaften Thronbesitz verschafft (J. 362 — 338), auch durch besondere Umstände und Mittel mancher Art das Glück hatte, noch ein Mal die Gränzen des alten Reiches zu sehen, und den verschiedenen Völkern desselben eine täuschende Ruhe aufzuzwingen, so scheinet dieses nur geschehen zu sein, um Alles zu Einem großen Zusammensturze, für welchen in weiter Ferne eine junge Macht mit bewunderungswerther Schnelle empor wuchs, zu vereinigen. Denn eine solche unnatürliche, von den unterworfenen Völkern gehaßte, und von verweichlichten, nervenlosen Söhnen kraftvoller Väter elend, ohne Einheit und Tugend, geführte, Herrschaft, konnte des wohlgesinnten Darius Kodomannus (J. 386) schwache Hand nicht mehr halten. In drei Schlachten, wider Alexander den Großen am Granikus, bei Issus (J. 333) und in der Ebene von Arbela und Gangamela (J. 331) gekämpft, fiel die ganze Herrschaft, und der Brand der alten Perser-Stadt verkündigte der Welt den ungeheueren Fall (J. 330).

Zweites Buch.
Afrikanische Staaten.

I. Aegypten.

Erstes Capitel.
Allgemeine Ansicht von Land und Volk und von den Quellen der Geschichte.

131. Indem man den ägyptischen Boden betritt, scheinet sich eine ganz eigene Welt zu eröffnen. Alles stellet sich merkwürdig dar, auffallend, überraschend, seltsam, unbegreiflich. Man befindet sich im Lande des Wunderbaren und Geheimnißvollen; aber mitten im Dunkel der Umgebung glaubt man einiges Licht auf Das fallen zu sehen, was vor aller menschlichen Erinnerung lieget. Die ersten Völker des Alterthumes hielten es nicht unter sich, den Ursprung des Herrlichsten ihrer Art und Kunst in Aegypten zu suchen; und wir fühlen uns durch die räthselhaften Ueberbleibsel menschlicher Werke, die in unendlicher Menge dieses Land bedecken, zu erfreulichen Ahnungen über das Streben und Treiben der Menschen in jenen Zeiten gehoben, aus welchen kein Laut herübertönet, von welchen kein Buchstabe re-

det. In der That: wenn man bedenkt, was die Alten über der Aegypter Wesen und Bräuche angemerkt haben, und wenn man aus den Trümmern der Wunderwerke desselben erkannt hat, welch ein Leben sich einst auf diesem Boden bewegt haben muß, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: die Natur habe auf diesen kleinen Raum darum so viel Eigenthümliches zusammengehäuft, um den forschenden Menschen über ihre nahe Erödung und Abgestorbenheit zu trösten, deren Anblick sie, um Licht und Wärme zu verbreiten, ihm nun einmal nicht ersparen konnte.

132. Und nicht leicht wird ein anderes Land so auffallend, als Aegypten, zeigen, wie die Völker und ihre Umgebungen für einander passen, und wie das Ausgezeichnete der ersten bedingt ist durch die Eigenthümlichkeit der anderen; wie die Natur leistet, was der Geist verlangt, oder wie der Geist die Richtung nimmt, welche die Natur ihm anweiset. Durch Berge, Wüsten und Meere war das Land eingeschlossen: dadurch war es den Fremden unzugänglich, und konnte leicht gegen dieselben vertheidiget werden; die Aegypter selbst aber konnten das Meer, welches ihre Küsten bespülte, nicht zum Verkehre mit anderen Völkern benutzen, weil die Natur ihnen nur Holz zum inneren Betrieb und zur Verfertigung solcher Särge, wie ihr Glaube über das Verhältniß des Leibes zur Seele verlangte, verliehen hatte und keinesweges für die Schifffahrt. Daher blieben sie auf das enge Nil-Thal eingeschränkt, und bildeten sich in sich selbst aus, wenn auch Fremde zu See

und Land zu ihnen gekommen sein mögen; und wie, nach Platon, ihre Musik und ihre Gemälde seit Jahrtausenden eigenthümlich und sich selbst gleich, ohne Verfall und ohne Entartung, blieben: so ihr ganzes Leben! Ausgelebt jedoch haben sie sich nicht; sie sind in ihrer Entwickelung unterbrochen; und viele Räthsel, welche ihre Geschichte darbietet, möchten gelöset sein, wenn ihnen vergönnt gewesen wäre, zu vollenden. Ob nun ursprünglich der größte Theil Aegyptens, ob wenigstens das schöne Delta ein Geschenk des Nils gewesen, mag immerhin ungewiß sein; das hingegen ist außer allem Zweifel, daß der Nil dem Land aus segenreicher Verborgenheit fort und fort die üppige Fruchtbarkeit regelmäßig zuströmte, durch welche Aegypten so vielen Menschen Nahrung und Betrieb verschaffte. Wohin der Nil nicht drang, da war Erödung und Tod. In der reichen Schöpfung hingegen, die durch ihn belebt wurde, durch die Anstrengung, zu welcher er die Menschen bald zwang und bald reizte, und wiederum durch die Muße, die er gewährte, mußten sich die Aegypter zu einem kräftigen und geistreichen Volk ausbilden; aber in dieser Abgeschiedenheit unter diesem heißen Himmel mußten sie auch zu ganz besonderen Ansichten und Sitten gelangen, der Geist mußte eine abweichende Richtung erhalten, ihre ganze Art mußte einsiedlerisch, ihr Sinn zur Wollust und ihr Charakter zur Verschlossenheit geneigt werden!

133. Das Buch der Geschichten dieses Volkes indeß ist leider! mit starken, unlösbaren Siegeln belegt.

Etwas Historisches wissen wir erst von den Zeiten, als Aegypten angefangen, der Welt anzugehören, und damit aufgehört hatte, sein eigenthümliches Leben rein zu erhalten. Alles, was kundige Männer — auf Reisen, auf Kriegeszügen oder auf welche Art es sei — bis auf den gegenwärtigen Augenblick erforschet haben, dienet nur dazu, den Geist zu neuen Forschungen zu reizen; Alles, was sie in späterer Zeit gesehen haben, vermehret nur die Räthsel über die Vorzeit. Moses hätte wol Vieles berichten können; aber er zog vor, ganz seinem Volke zu leben, und gedenket der Aegypter nur in dieser Beziehung. Und was dann, nach langem Schweigen der biblischen Schriftsteller, die späten Propheten haben, sind Andeutungen des Augenblickes und über die Vorzeit gar nicht unterrichtend. Sehr lehrreich redet zwar Herodot über Aegypten; aber als dieser weise Forscher das Land selbst besuchte, da war der Thron der Pharaone längst zusammengebrochen, und Aegypten hatte die frevelhafte Zerstörung durch Kambyses erfahren. Er wurde über die Zeit der Kraft, in welcher alle die Herrlichkeiten entstanden, deren Verfall zu seiner Zeit bejammert wurde, durch ägyptische Priester unterrichtet; aber diese Nachrichten stellen sich sogleich dar als unzusammenhängend, und mit so vielen Deuteleien durchwebt und mit so vielen Mährchen umhüllet, daß ein besonnener Forscher kaum den Versuch wagen wird, aus dem Ganzen der Erzählung das Geschichtlich-Wahre abzusondern, und noch weniger wird er glauben, dieser Versuch, falls er denselben wagte, sei ihm gelungen!

134. Und in der That: wie ist zuvörderst zu glauben, die ägyptischen Priester seien über den Gang der Vorzeit gründlich und im Zusammenhang unterrichtet gewesen! Das Andenken früherer Begebenheiten wurde in Aegypten, so viel uns bekannt ist, nur durch Hieroglyphen erhalten. Diese, überhaupt das älteste und natürlichste Mittel menschlicher Mittheilung, waren ursprünglich unstreitig leicht verständlich. Diejenigen, welche noch jetzt den Schlüssel zu den Hieroglyphen nicht bloß suchen, sondern wirklich gefunden zu haben glauben, werden allerdings behaupten, daß dieselben auch im Fortgange der Zeit diese leichte Verständlichkeit behalten haben, wenigstens für die Priester, die im Besitze des Schlüssels gewesen sein sollen. Daß aber die Hieroglyphen von Alters her nach einem Systeme gebildet und geordnet worden, und daß dieses System im Ablaufe der Jahrhunderte, bei der zunehmenden Bildung, unter wechselnden Verhältnissen, immer dasselbe geblieben sei: Das ist eine Annahme, die weder aus allgemeinen, noch aus besonderen Gründen gerechtfertigt werden kann. Und ist sie nicht zu rechtfertigen, diese Annahme, so ist an Einen Schlüssel, der Alles schließet, nicht zu denken. Von den Priestern aber ist um so weniger zu vermuthen, daß sie die Hieroglyphen aus allen Zeitaltern richtig verstanden haben, da die wissenschaftlichen Kenntnisse der Aegypter groß und mannigfaltig waren, da man für alle diese Kenntnisse Hieroglyphen gebrauchte, und da doch die Zahl derselben, nach den Denkmälern geschätzt, die sich, mit Hieroglyphen bedeckt, erhalten haben, nur beschränkt ge-

wesen zu sein scheinet. Nun mag zwar wahr sein, daß den Priestern auch eine heilige Buchstabenschrift zu Gebote gestanden, aber diese Schrift, ohnehin ein späteres Erzeugniß, konnte schwerlich vor Mißverständniß und Verwechselung schützen. Erst in der Zeit der Griechen mögen, wie das Denkmal von Rosette beweiset, die Befehle der Eroberer für alle Unterthanen in der Bildersprache und in Buchstabenschrift zugleich bekannt gemacht worden sein! — Wenn aber auch das Unwahrscheinliche zugegeben würde, daß die Priester die Geschichte der Vorzeit wirklich und wahrhaftig gekannt haben: ist zweitens von den verschlossenen Aegyptern, ist von den geheimnißvollen Kasten-Gliedern zu erwarten, daß sie ehrlich und offen gesagt haben werden, was ihnen bekannt war! Wenn sie nicht zu einem Griechen, dem sie schon wegen ihres Hasses gegen Persien zugethan sein mußten, wenn sie nicht zu einem solchen Griechen geredet hätten: sie hätten auch vielleicht diese Mährchen nicht ausgesprochen, mit welchen sie den sinnigen Forscher unterhielten! — Bei diesem Allen ist ihre Mittheilung von höchster Wichtigkeit für die Geschichte. Das Einzelne mag durchaus ungewiß sein: die großen Verhältnisse des Lebens, besonders das Verhältniß zwischen den Priestern und den Königen, (das Wichtigste,) scheinen daraus hervorzugehen. Was hingegen des einheimischen Manethons Verzeichniß und Rechnung, was des fleißigen Diodors spät gesammelte Nachrichten, Sagen, Mythen, was Strabons immer lehrreiche Forschungen betrifft, so sind sie allerdings wichtig; aber auch sie vermögen nicht aufzuklären, was

Herodot dunkel gelassen hat. Thucydides endlich berichtet nur Weniges aus seiner Zeit.

Zweites Capitel.

Die ungewissen Zeiten. (Meroe. Indien.)

135. Später, als die hohen, segenreichen Fluren Asiens, ward ohne Zweifel Aegypten von Menschen bewohnt (48); dennoch muß es sehr früh zu regem Leben gekommen sein. Die ersten gesellschaftlichen Verbindungen scheinen in Ober-Aegypten Statt gefunden zu haben, wo nachmals Wunder-Werke aller Art das Erstaunen der Fremden erregten, wo von der einst so glänzenden hundertthorigen Thebä noch jetzt unermeßliche Trümmer zeugen, wo die hohe Pracht und Wissenschaft Tentyra's uns noch immer aus kostbaren Ueberbleibseln offenbar wird. Indeß fand schon Abraham (u. d. J. 2000) auch in Unter-, höchstens in Mittel-Aegypten einen Staat, einen König und einen Hof, dem Lüste und höfische Lebensart nicht unbekannt waren. Oberhalb Aegyptens aber bestand, gleichzeitig mit Aegypten, und, wie man geglaubt hat, älter als Aegypten, ein äthiopischer Staat, Meroe, ausgezeichnet, wie es scheint, durch Handel und Bildung. Von diesem Staate, dessen Entfernung von den Sitzen gebildeter Völker der Einbildungskraft allerdings Raum läßt zu mancher Gestaltung, den Alten bald eine Stadt und bald eine Insel, hat man angenommen, er habe von Alters her, in Verbindung und Verkehr mit den Hindus, den Be-

pel, die Obelisken, Pyramiden, das Labyrinth, die Schleusenwerke,) und das ganze Leben des ägyptischen Volkes bildete sich zu der Vollendung, deren es fähig war.

137. Wenn man aber über die Namen der Könige — von Menes bis Seth — bis Psammetich — hinweg sieht, und die Ueberlieferungen, die sich an ihnen halten, nicht achtet; wenn man sich um keine Zeitrechnung bekümmert, die doch kaum zu berichtigen ist; wenn man die Deuteleien, in welchen sich Aegypter und Griechen gleich stark gefielen, um ihre gegenseitigen Mythen und Ansichten mit einander auszugleichen und zu vereinigen, von sich weiset, und lediglich auf das blicket, welches uns ein Bild von ihren bürgerlichen Verhältnissen gewähren mag: so scheinet sich folgendes Resultat zu ergeben. Das ägyptische Leben entwickelte sich in einem Kampfe zwischen den Kriegern und Priestern, die, indem sie Beide nach der Herrschaft rangen, bald überwiegend, bald überwogen, sich im Ganzen das Gleichgewicht hielten, wiewohl die Wage sich meistens zu den Kriegern hinüberneigte; oder, allgemein ausgesprochen, in einem Kampfe zwischen Thron und Altar, zwischen Willkühr und Satzung, Schwerdt und Geist. Wie sich die beiden Menschen-Classen, die für jenes stritten und für dieses, die Krieger, den König an der Spitze, und die Priester, durch ein Oberhaupt (Piromis) vereinigt, ursprünglich einander gegenüber gestellt haben mögen, das ist keinesweges zu bestimmen. Wollte man an Einwanderungen denken, so scheint es der Natur mensch-

licher Verhältnisse und den Beispielen der Geschichte gemäß, entweder anzünehmen, daß die Krieger als Eroberer nach Aegypten gekommen, oder daß Krieger und Priester zugleich eingewandert seien. Wie sich aber auch der Gegensatz ausgebildet haben mag: die Krieger, die Führer des Schwerdtes, hielten sich in bestimmten Gauen zusammen, die Priester aber, die Pfleger des Geistes, waren durch alle Gauen verbreitet.

138. Was den Gegensatz selbst betrifft, so scheint ein Fortschritt des Geistes in den Staatsverhältnissen unverkennbar. Strenger Despotismus herrschte in den asiatischen Reichen, und die Priester kamen mit allen ihren Kenntnissen nicht über den Dienst desselben hinaus; ihr ganzes Bestreben ging nur dahin, die Willkühr der Könige auf das Beste zu lenken, damit er gleich sein sollte dem Vater unter seinen Kindern. Ormudz beherrschete sein Reich nicht ohne Gehülfen und nicht ohne Feinde, aber er theilte mit Keinem die Entscheidung. So der König der Reiche Asiens (100). In Aegypten aber hat der alte erhabene Naturdienst aufgehört: den Schöpfer deckte ein Schleier, den Keiner aufhob, und Vergötterung gewisser Geschöpfe befriedigte den Menschen. Jenen Thron, den Ormudz allein besessen hatte, theilten Osiris und Isis und unter oder neben ihnen standen andere Götter. Eben so war die Herrschaft getheilt zwischen dem ersten Krieger und dem ersten Priester, und dadurch der Despotismus von ganz anderer Art. Hätten wir die Mythen von Osiris und Isis rein: so würden wir vielleicht daraus Vieles er-

kennen über das Verhältniß zwischen den Priestern und Königen: auch in späterer Zeit und bei einer ganz anderen Ansicht der Welt und des Lebens ist wohl das Bild der Sonne und des Mondes für die geistliche und weltliche Herrschaft gebraucht worden!

139. Aus diesem Gegensatze scheint aber auch Alles, was wir von ägyptischer Geschichte und Art wissen, am leichtesten begreiflich zu sein. Die Weise, wie Joseph zu der Gunst des Pharao die Gunst der Priester suchte; die Vertheilung alles Landes zwischen dem Könige mit seinen Kriegern und den Priestern dergestalt, daß diese den dritten Theil frei und unabhängig besaßen; das strenge Kasten-Wesen; der Umstand, daß die Priester den König umgaben, vor ihm beteten, königliche Gesinnungen lehrend, und ihn leiteten, während besoldete Krieger ihn bewachten; das Todtengericht, auch über die Könige; der Bau der herrlichen Tempel, der schönen Denksäulen und der anderen großen Werke, die dem Glauben entsprachen oder dem Lande dienten, wie das Labyrinth und der See Möris; die Erbitterung der Priester gegen die Könige, welche Pyramiden aufgeführet, nachdem sie zuvor die Tempel verschlossen, d. h. die Priester unterdrückt hatten; der Versuch der Priester, einen aus ihrer Mitte, Seth, auf den Thron zu bringen, und die Krieger zu unterdrücken, mit seinen Folgen: alles Dieses scheint auf den Gedanken hinzudrängen, daß die Priester fort und fort gestrebt, durch die Könige zu herrschen, oder durch religiose Satzungen die Willkühr zu fesseln, und daß, so oft und so lange

Einigkeit zwischen Priestern und Königen Statt fand, Alles im Segen und eigenthümlichen Gedeihen stand, daß aber, sobald der alte Despotismus obsiegte, Unglück über das ägyptische Volk hereinbrach.

140. Und auf diese Weise dürfte sich über die Pyramiden oder, wohl besser, Piramyden die Meinung des alten Weisen bewähren, daß sie Werke der Tyrannei gewesen, von gewaltthätigen Königen aufgeführt, um die Kraft des Volkes unschädlich zu machen. So wie die Könige Asiens diese Kraft der Völker zerstreueten und in die Ferne leiteten, zu Schlacht und Eroberung, weil die schönen Fluren und der freie Gesichtskreis den Gedanken allgemeiner Herrschaft erweckten: so vereinigten die Despoten Aegyptens, deren Blick das enge Nilthal begränzte, diese Kraft auf Einen Punkt, und hinterließen der Nachwelt in anderer Art Beweise ihrer gewaltigen Größe. Diese Beweise mögen sie allerdings an gewisse Vorstellungen, Geheimnisse und Feierlichkeiten geknüpft haben, die wir nicht kennen, und hieraus mag sich die Aehnlichkeit in der Anlage und der Gestalt dieser Massen erklären lassen: aber der letzte Grund, solche ungeheuere Massen für jene Vorstellungen aufzuhäufen, und menschliche Kraft in dieser Weise zu verbrauchen, kann kaum ein anderer gewesen sein, als ihre despotische Gewalt zu sichern und ihre Größe zu verewigen. Allerdings ist der Gedanke solcher Bauten zu solchem Zweck unserem Leben und unseren Sitten so fremd, daß es schwer wird ihn fest zu halten. Darum ist begreiflich, wie man immer von Neuem versucht werden kann, ir-

gend eine verständige Bestimmung für die Piramyden auszusinnen. Bis jetzt aber ist noch keine erdacht, bei welcher nicht entweder das Mittel mit dem Zweck in argen Widerspruche stände, oder welchem nicht irgend ein Zug in der Geschichte widerspräche, und mit den Einrichtungen der Piramyden, so weit wir dieselben kennen, unvereinbarlich wäre. Die jetzt gewöhnliche Annahme, welche Viele als bewiesen anzusehen scheinen, daß nämlich die Pyramiden erbauet worden, um die Leichen der Könige, oder der Priester, oder der Könige und der Priester zugleich aufzunehmen, ist kaum besser begründet, als irgend eine andere; und fast scheint man nur so fest an ihr zu halten, weil sie wenigstens aus der Verlegenheit hilft. Bei der Vorstellung der Aegypter von dem Leben nach dem Tode, nach welcher sie die Erhaltung des Körpers für nothwendig achteten und deßwegen denselben so sorgfältig zur Mumie machten und für eine trockene Felswohnung zur Aufbewahrung desselben ängstlich sorgten, ist allerdings zu vermuthen, daß die Könige auch im Tode so weit über die Gestorbenen in einer sicheren und festen Wohnung hervorzuragen gesucht haben, als sie im Leben über den Sterblichen gestanden. Aber kann diese Vermuthung beweisen, daß die Pyramiden zur Erreichung dieses Zweckes gedienet haben? Zuerst dringet sich schon die Frage auf: Wozu so viele Pyramiden und von so verschiedener Größe? Warum nicht entweder Eine gemeinschaftliche Pyramide für alle Könige? oder warum nicht eine besondere für jeden? Zweitens: Im Inneren zweier Pyramiden, die geöffnet sind, findet sich Nichts, das eine Todten-Wohnung

verriethe, als etwa eine Kiste, die freilich einen Leichnam, und selbst einen großen Leichnam, die aber auch gewiß etwas Anderes eingeschlossen haben kann. Und wozu diese engen Gänge, Züge und s. g. Brunnen? Drittens: Gesetzt aber, diese unförmlichen Gebäude hätten den angeführten Zweck dennoch gehabt: warum ließ Cheops einen so kostbaren Weg verfertigen, welcher nicht weniger Aufwand von Kunst und Kraft erforderte, als die Pyramide selbst? Viertens: eine Todten-Wohnung der Könige oder Priester war doch ohne Zweifel ein heiliger Ort: wie kommt es denn nun, daß es Pyramiden ohne Hieroglyphen giebt? Wie kommt es, daß die Priester auf die Erbauer derselben zürneten? wie, daß sie die albernen Mährchen über ihre Entstehung erzählten? wie, daß die Gebäude die spöttisch-empörenden Inschriften hatten? In der That, man begreift Dieses nicht bei der Annahme, die Pyramiden seien die Leichen-Kammern der Könige oder Priester, so wenig als man es begreifen würde, wenn man ihnen eine wissenschaftliche oder religiose Bestimmung geben wollte. Man begreift es aber, wenn man die Pyramiden als Werke der Tyrannei und der Beknechtung ansieht; und man kann nicht umhin, bei dieser Ansicht, es edel und gerecht zu finden, daß die Priester die Namen derjenigen Könige, welche frevelhaft genug gewesen, auf solche Art der Nachwelt ihre Gewalt zu beweisen, nicht aussprechen, sondern lieber die Pyramiden nach dem Namen des Hirten Philitis benennen wollten. Die Pharaone konnten daraus lernen, daß die Unsterblichkeit der Fürsten, ihr Ruhm wie ihre Schande, in der Hand

Derer liegt, welche den Griffel der Geschichte halten. Daher möchte man sagen: wie sich in den Tempeln und dem Labyrinthe, mit ihren Höfen, Hallen, Zimmern, Säulen, Gemälden, Statuen und Hieroglyphen, die Mannigfaltigkeit des religiosen und politischen Lebens der Aegypter offenbarte: so legte sich in den harten plumpen Massen der Pyramiden das Bild der einfach ungeheueren Last despotischer Tyrannei vor Augen.

141. Wenn man nun bedenkt, daß durch die ganze Kasten-Einrichtung der Geist in sofern gelähmet werden mußte, als dem Menschen versagt war, sich den Kreis seines Lebens frei (35) abzumarken: so ist allerdings ein harter Despotismus in Aegypten nicht zu verkennen, und die Priester übten denselben nicht minder als die Krieger. Wollte man ihnen aber deßwegen den Vorwurf des Betruges, selbstsüchtiger Herrschlust und niedriger Absichten machen: so würde man sie nicht geschichtlich beurtheilen, sondern ihnen unsere Einsichten unterschieben. Auch muß man die Fesseln nicht enger denken, als sie waren. Nur die Priester-Kaste und die Krieger-Kaste waren geschlossen; in dem unteren Kreise, welcher das ganze gewerbthätige Leben umschloß — το δουλικον γενος, nach Aristoteles — blieb mannigfaltige Beweglichkeit. Wenn man aber von der einen Seite behaupten darf, daß das schroffe Kasten-Wesen nicht ursprünglich in Aegypten geherrscht haben könne, weil dasselbe, als ein Zustand der Gewalt und der Unterwerfung einen anderen Zustand besserer, natürlicher Verhältnisse voraussetzet, so kann man von der anderen Seite gewiß nicht

umhin zu bedauern, daß die persische Eroberung, die Durchbildung der Aegypter in ihrer eigenthümlichen Weise unmöglich gemacht habe. Man kann sich dieses Bedauerns um so weniger erwehren, je weniger die Aehnlichkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen in Aegypten mit den gesellschaftlichen Einrichtungen in Indien zu verkennen ist. In Indien ist die schroffe Absonderung der Menschen von einander bestanden bis diesen Tag; in Aegypten aber arbeitete das Leben in den Ereignissen, die wir etwas besser kennen, und die nun angedeutet werden sollen, unverkennbar auf eine Ausgleichung, auf eine Annäherung, auf neue Verhältnisse hin!

Drittes Capitel.

Psammetich und sein Haus.

142. Viele Jahrhunderte nämlich waren mit der Ausbildung des Zustandes der Dinge, der beschrieben ist, hingelaufen, meist gewiß ohne andere Kriege, als etwa mit den Nomaden-Horden, welche die nahen Wüsten durchstreiften, obgleich die Priester in den Zeiten großer Eroberer auch von ungeheueren Eroberungen ägyptischer Könige, unter welchen besonders Sesostris glänzet, fabelten, und obgleich die Bibel eines Krieges der Aegypter gegen Rhehabeam, Salomo's Sohn, gedenkt. Um die Zeit aber, als Israel von dem assyrischen Könige Phul eine traurige Unabhängigkeit erkaufte (58 u. 90), soll Aegypten von Aethiopen unterworfen sein (u. d. J. 760); nach fünfzigjähriger Herrschaft jedoch, von

Sabakus (und seinen Nachfolgern?) so mild und weise geübt, wie selten von Eroberern zu geschehen pfleget, wurde dasselbe wieder frei von den Fremden. Unter diesen Umständen ward den Priestern möglich, einen aus ihrer Mitte, Seth genannt, auf den Thron der Pharaone zu erheben; die Krieger widersetzten sich dieser Ungebühr: aber ein Gott kam dem Priester-Könige zu Hülfe gegen den Assyrer Sannacharib, den Eroberungslust und Verbindungen zwischen Juden und Aegyptern wider ihn gereizt hatten, und Seth bestand nicht übel mit seinen Krämern und Handwerkern (um das Jahr 700. 60). Dennoch mißlang der verwegene Versuch, aber etwas ganz Neues, mannigfaltige Unruhen, waren, wie es scheint, die Folgen desselben.

143. In diesen Unruhen scheint Aegypten in die Gewalt mehrerer Könige gekommen zu sein; aber die gegenseitige Eifersucht derselben, durch Verträge, gemeinsame Bauten und Anstalten nicht gestillet, soll es Einem unter ihnen möglich gemacht haben, die Herrschaft, die ihm ein Orakel verheißen hatte, an sich zu bringen. Psammetich aus Sais, durch Lage und Betrieb seines Landes vielleicht der mächtigste der zwölf Fürsten, wurde (etwa hundert Jahre vor des Cyrus Erhebung, J. 660?) durch eherne Männer aus Jonien und Karien, welche das Geschick ihm zuführte, in den Stand gesetzt, Herr des Thrones der Pharaone zu werden, und sich auf demselben zu behaupten. Dieser Vorgang änderte Vieles in Aegypten. Schon das war nicht unbedeutend, daß der König seinen Aufenthalt in

Sais behielt, fern von der alten Memphis, dem Haupttempel und dem hohen Priester, den er übrigens zu gewinnen suchte. Wichtiger aber war, daß Psammetich den Jonern und Kariern, deren Hülfe er den Thron verdankte, einen Theil von den Ländereien der Krieger-Kaste als Belohnung wohlgeleisteter Dienste einräumte. Seit dem Einfalle der Aethiopen blieb gegen diese vielleicht ein bewaffneter Haufe zur Hut aufgestellt, und die Güter dieser abwesenden Krieger mag Psammetich auf solche Art verwendet haben, um diese furchtbare Kaste zu schwächen und Mittel zu erhalten, seinen Thron fortwährend mit fremden Truppen zu umgeben. Die Auswanderung der dadurch verkürzten Krieger war vielleicht nicht so stark, als Herodot sie macht, aber bedeutend war das Ereigniß in jedem Falle, so wie es eine unübersehbare Veränderung war, daß durch diese Joner und Karier ein lebhafter Verkehr mit den Hellenen angeknüpft und der alte Nil den Fremden geöffnet ward. Vor dieser Zeit hatte Aegypten mit dem Auslande wenig Berührung, und konnte deßwegen seine Eigenthümlichkeit so treu bewahren: der Karavanen-Handel, dessen Straße durch Aegypten lief, scheint durch Fremde betrieben zu sein und besonders durch Phönicier: die Tyrier hatten in Thebe einen eigenen Bezirk (73). Der neue König, mehr im Leben bewandert als die alten Pharaone, und Fremdlingen verbunden, erkannte die glückliche Lage Aegyptens; es sollte den Handel treiben, zu welchem dieselbe einlud. Dieser gute Gedanke aber, welcher in derselben Weise hätte ausgeführt werden sollen, in welcher etwa Holland in neuerer Zeit Theil am Handel

genommen hat, erzeugte den anderen, nicht guten: die schöne, holz- und hafenreiche Küste Palästina's, Phönicien's und Syrien's mit den blühenden Handels-Städten zu erobern, welche der König in seinem früheren Verhältnisse kennen gelernt hatte. Indem aber die Griechen die neue Handels-Freiheit mit Eifer benutzten, und indem der unpolitische Entwurf auf Asien, zu welchem die Miethtruppen reizen und die ganze Veränderung in Aegypten drängen mochte, zur Ausführung gebracht werden sollte, trat Aegypten aus der eingezogenen Sicherheit in das bewegliche Leben der Völker und theilte von dem Augenblick an das Loos der übrigen Reiche.

144. Die Entwürfe Psammetichs nämlich waren zu reizend, und der Verfall der Assyrischen Herrschaft ließ zu stark eine glückliche Ausführung derselben hoffen, als daß nicht des Pharao Nekos reger Geist dieselben (J. 610) hätte ergreifen sollen. Aber schon die Belagerung von Azotus, die sein Vater unternommen, hätte ihm zeigen können, wie wenig den Aegyptern der Krieg gelingen würde. Der Anfang versprach zwar Erfolg. Judäa, der Assyrer Zerrüttung, der Aegypter Ungeschicklichkeit erblickend und dadurch vielleicht zu der Hoffnung neuer Selbständigkeit erhoben, war nicht im Stande, zu widerstehen. „Wie ein Strom zog Aegypten einher, und seine Wellen erhoben sich stolz.“ Aber der Tag des Unfalles nahete rasch heran; Nebukadnezar begegnete dem Pharao mit der Erobererkraft einer neugegründeten Herrschaft; eine einzige Schlacht — bei Karchemisch (J. 606) — reichte hin, um und um Furcht zu

verbreiten, und die Angreifenden auf Vertheidigung des eigenen Bodens zurück zu werfen (95). Nach diesen Unfällen gab wahrscheinlich Nekos das große Werk, dessen Gedanke lobwürdig bleibt, wenn gleich nicht gehörig hatte untersucht werden können, ob das erstrebte Ziel erreichbar sei — das Werk der Verbindung des Mittel-Meeres mit der arabischen Bucht, um hier und dort erbauete Flotten zu Einer Unternehmung gebrauchen zu können, wieder auf, weil er eingesehen hatte, was ihm ein Orakel verkündigt haben soll, daß er nur für Barbaren arbeite. Im Uebrigen ist der Glaube, mit welchem die Erzählung von der Umschiffung Afrika's, die Nekos ausgedacht und Phönicier ausgeführt haben sollen, von Vielen für wahr gehalten worden, allerdings für beide Theile, den König und die Schiffer, rühmlich; aber Der, welcher kalt prüft, findet in der Beschaffenheit Afrika's, in der Lage Aegyptens, in der Kenntniß der Priester und in der Vorstellung Herodots von der Gestalt der Erde und von der Lage der Länder, nicht nur Gründe, die ganze Nachricht zu bezweifeln, sondern auch, die Unrichtigkeit zu erklären.

143. Die fortdauernde Erbitterung der Juden gegen ihren Unterjocher scheinet nach Nekos' Tod (um d. J. 600) in Aegypten die Hoffnung erhalten zu haben, daß die Ausführung des alten Entwurfes und zugleich Rache an den Chaldäern doch noch möglich sei. Und wenn auch während der kurzen Herrschaft des Psammis, (welchen die klugen Griechen zur Erhaltung des vortheilhaften Verkehres nicht ungefeiert ließen,) wenig geschah: so

unternahm doch Apries (Pharao Hophra um d. J. 594) Züge wider Asien zu See und Land; jene nicht ohne Erfolg, aber mit diesen vermochte er weder von seinen Verbündeten noch von sich selbst das Geschick abzuwenden. Denn nachdem Jerusalem (J. 588) gefallen war, sah vielleicht selbst der Nil „den Schlächter aus Mitternacht.“ Diese Erfahrungen waren hinreichend, um den Volkssinn der Aegypter gegen die Plane ihrer Könige aufzuregen. Aber Apries wurde nicht von Eroberungs-Gedanken zurückgebracht, sondern er ließ sich sogar durch die von den griechischen Colonisten in Cyrene bedrängten Libyer zu einem Kriege gegen jene verleiten. Bei dieser Unternehmung sahen die Aegypter vielleicht keinen Zweck. Als sie daher eine große Niederlage erlitten hatten, so traten sie wider ihn in offenen Aufruhr. Die Tapferkeit fremder Söldlinge konnte die Masse der Empörten, als sie bei Momemphis hart an einander geriethen, nicht überwältigen. Priester und Krieger theilten die gemeinsame Erbitterung und mit ihnen das gesammte Volk. Und da Apries im Grimme des Mißlingens sich bis zur Grausamkeit vergessen hatte, so schien er die Volks-Rache zu verdienen, welcher Amasis, sein Besieger, ihn ungern überließ.

Viertes Capitel.

Von Amasis bis auf Alexander den Großen.

146. Amasis, zuvor ein gemeiner Krieger, und durch feine und gute Sitte keinesweges ausgezeichnet,

bewies durch Verstand und Tugend sich des Thrones werth, auf welchen ihn ein unerwartetes Glück (um d. J. 569) rasch erhoben hatte. Er kannte und theilte den Sinn seines Volkes. Darum ließ er die Eroberungs-Entwürfe fahren, befestigte durch Bund und Heirath mit den Cyrenäern Frieden und Freundschaft, beförderte dadurch und sonst auf mannigfaltige Weise den einträglichen Verkehr mit den begünstigten Hellenen, gewann die Priester durch Ehrfurcht gegen die Götter, beschäftigte das Volk, nach alter Art, mit großen Bauten, und sorgte durch weise Verordnungen für innere Ruhe und Sicherheit. Uebrigens theilte er sein Leben verständig zwischen Arbeit und Genuß. Daher geschah, daß Aegypten nie größeres Glück genossen zu haben schien, als unter seiner Herrschaft. Also war sie Allen lieb und Keiner versagte dem Götter-Bilde darum die Verehrung, weil das Metall vormals zu niedrigen Zwecken gebraucht war. Aber zu derselbigen Zeit, während Aegypten sich einer süßen Ruhe erfreuete und sich einer trüglichen Hoffnung sorglos überließ, stürzte Cyrus mit seinen Persern die Throne Asiens, und Lydien und Babylon gingen unter, ohne daß Aegypten sich erhoben hätte. Und welche Eroberung wäre nunmehr den Persern näher und reizender und leichter gewesen, als die des schönblühenden, reichen Landes! (118)

147. König Amasis hatte einst den lieben Gastfreund von Samus, Polykrates, aufgegeben, weil er dem Glück eines Sterblichen nicht trauete, dem kein Leid beigemischet war. Wegen solcher frommen

Weisheit, die sich in den Schicksalen des Polykrates schrecklich bewährte, verstattete vielleicht die Gottheit, daß er das Unglück, welches seinem Reiche bestimmt war, nur hereindrohen, und nicht hereinbrechen sah. Sein Sohn Psammenit aber (J. 525) erlebte dasselbe nach kurzer Herrschaft. Zwar wurde eine Schlacht an dem pelusischen Nil-Arme gewagt, aber die unkriegerischen Aegypter, obgleich von erbitterten Griechen wacker unterstützt, vermochten der Perser sieggewohnten Schaaren nicht zu widerstehen; und dann konnten die Mauern der alten Memphis ein Reich nicht schützen, das nicht von geübter Tapferkeit vertheidiget ward. Als das Unglück entschieden war: da zeigte Psammenit bei dem Falle seines Hauses königliche Gesinnung; aber die verlorene Herrschaft konnte er so wenig vergessen, als das Volk die verlorene Unabhängigkeit (120). Da traf Aegypten eine große Verwüstung und Zerrüttung; nichts Heiliges wurde geachtet; keine Sitte, kein menschliches Gefühl geschont. Leidenschaft und Absicht mögen gleich stark gewirkt haben. Denn die Stellung der Priester, dem Throne gegenüber, mußte dem vollkommenen Despoten eben so zuwider sein, als die schroffe Eigenthümlichkeit des Volkes den Siegern insgesammt fremd, seltsam und widerlich erscheinen mochte. Uebrigens erfuhr Aegypten nur, was alle Völker erfahren haben, welche ihre Selbständigkeit zu behaupten entweder nicht verstanden oder versäumten: Zerbrechung ihrer Volkskraft, und Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeit, damit ihnen der Gehorsam leicht und zur Gewohnheit würde. Aber mäßige Eroberer pflegten klug und vorsichtig nur in

einer Reihe von Jahren, durch allmählige Bearbeitung und Verschlechterung, zu erstreben, was Kambyses, der Sclave seiner Leidenschaft, auf einmal erreichen wollte.

148. Unter des Darius weiser Herrschaft mag sich Aegypten erholt haben; es wurden sogar nützliche öffentliche Arbeiten angeordnet; die Verbindung des rothen Meeres mit dem Nile wurde wieder versucht, und nur mäßige Auflagen erhoben. Aber die erste Gewaltthätigkeit hatte die Gemüther zu tief erbittert, als daß man um das erste Gut der Sterblichen nicht Alles hätte aufbieten sollen. Es wurden drei Versuche gemacht. Der erste, entweder übereilt oder vielleicht durch Griechen beschleunigt, um des Königes große Rüstung gegen sie selbst abzulenken, mißlang: Xerxes bezwang die Empörten zu ihrem und seinem Unglücke (J. 487—484). Zwanzig Jahre später (J. 463), als unter Artaxerxes Langhand der Verfall der persischen Macht kund zu werden schien, ließen sich die Aegypter durch den libyschen König Inarus, unterstützt von einer Flotte der Athenäer, zu einer neuen Empörung bewegen, die schon gefährlicher, und vielleicht nie gänzlich unterdrückt wurde, wenn gleich der Libyer am Kreuze sterben mußte und die Athenäer einen traurigen Untergang fanden (J. 456). Endlich ward, als Darius Nothus auf dem blutbefleckten Throne saß, dem treubewahrten Volkssinne die Freude, daß durch den Amyrtäus, der wahrscheinlich ein Abkömmling der vorigen Könige war, der [illegible] noch einmal (J. 441)

wieder aufgerichtet ward. Aber das eigentliche Leben war dahin. Die Perser, mehr und mehr vom Gefühle des eigenen Verfalles gedrückt, mögen den Aegyptern einheimische Könige für Zins und Dienst zugestanden haben. Von da an war Aegypten weder unterworfen noch unabhängig. Die unaufhörlichen Bewegungen im persischen Reiche reizten dasselbe wiederholt zum Kriege; die Griechen, in sich selbst entzweiet, standen auf der Seite der Perser, wie der Aegypter. Diese aber gewannen die alte Selbständigkeit nicht mehr. Der siebente König nach dem Amyrtäus, Nektanebus, mußte, von einem Griechen treulos verrathen, fliehend (J. 354) das Land den Persern abermals überlassen, damit es mit diesen gleiches Geschick erfahren konnte. Aber der Haß gegen die Unterdrücker blieb; und als Alexander der Große die persische Herrschaft zusammenwarf, ward er, obgleich nicht weniger ein Fremder, von den Aegyptern freudig als Befreier begrüßt; ihre Kraft war in den mannigfaltigen Empörungen und deren traurigen Folgen so erschöpft oder gebrochen, daß ihnen ein ruhiges Gehorchen nicht mehr schwer wurde. —

II. Karthago.

Fünftes Capitel.

Allgemeine Ansicht von dieser Geschichte.

149. Ueber den Verlust der Geschichten von des Morgenlandes früheren Reichen trösteten wir uns leicht,

weil sich der Sinn und Gang derselben in den späteren zu wiederholen scheinet. Mehr mußten wir bedauern, daß uns nicht vergönnt war, der Entwickelung ägyptischer Eigenthümlichkeit zu folgen. Aber durch die besonderen Verhältnisse Karthago's, von der Gründung der Stadt bis zu ihrer Zerstörung, würde die Geschichte derselben eine ganz vorzügliche Wichtigkeit haben; sie würde höchst lehrreich sein für Völker, wie für Staaten. Und auch von Karthago giebt es leider! — keine Geschichte! Die einheimischen Schriftsteller sind, durch Geschick, vielleicht durch den Fleiß, gewiß nicht gegen den Wunsch der Besieger Karthago's, untergegangen. Es ist ein böses Zeichen, daß die Römer die Bücher, welche sie in Karthago fanden, so gering achteten! Die Schrift des Mago über den Ackerbau ließen sie übersetzen; alle anderen Schriften gaben sie hinweg, und wir haben Nichts aus denselben, als was etwa Sallustius für seinen Jugurthinischen Krieg benutzt haben mag. Wir kennen daher Karthago nur durch Fremde, nur durch Feinde, und wir kennen sie fast nur in der feindlichen Berührung mit diesen Feinden. Die Geschichten anderer Völker sind von Griechen und Römern ohne Zweifel auch oft falsch oder verkehrt dargestellt; der Grund aber lag gewöhnlich in Unkunde, in Beschränktheit, oder in gekränktem Stolze. Von den Geschichten Karthago's hingegen haben Griechen und Römer kaum irgend einen Theil ohne Groll und Haß gedacht. Freilich mögen nicht Alle sich dieses Hasses bewußt gewesen sein. Aber eine so lange Eifersucht, Kriege, die Jahrhunderte hindurch dauerten,

mit einer Feindseligkeit ohne Namen und Maß geführt, und ganz auf Vernichtung und Verderben gerichtet, mußten den Sinn für das Leben der Gegner ganz zerstören. Es ist mit Völkern wie mit Einzelnen. Die menschliche Natur ist in ihrem Wesen so gut, daß der Mensch zu fortdauernder Ungerechtigkeit nur fähig wird, wenn er Dem, an welchem er sie vollbringt, noch größere Ungerechtigkeit Schuld giebt. Darum nimmt er das Zweideutige für schlecht, setzt das Unverstandene in ein gehässiges Licht, horcht auf Verläumdungen, und wenn er auch Erdichtungen unterläßt, so verschmäht er doch Verdrehungen nicht. So stärkt er sich zum Vollbringen des Unrechtes, so beruhigt er sich über das Vollbrachte. Und in jener Zeit, wo weder gleiche Sitten noch gleiche Religion das Urtheil milderten, und wo ein langer freundlicher Verkehr den Charakter des Gegners nicht früher kennen gelehret hatte, war noch leichter möglich, den Volkshaß aufzustacheln und zu nähren, als es jetzt sein würde!

150. Aber wie viel auch Polybius, Livius, Diodor, Appian und Justin, theils wegen ihrer späten Zeit, theils aus Mangel gehöriger Forschung, oder wegen persönlicher Verhältnisse, wegen beschränkter Zwecke, ohne großen historischen Sinn, und wegen des Interesses beredter Darstellung, entweder nicht wissen konnten, oder übersehen, absichtlich verschwiegen, entstellt und verdrehet wiedergegeben haben mögen: Karthago wird nie gering geachtet werden, so lang' es Menschen giebt, die sich über ihre Zeit und Verhältnisse zu

erheben und die Erscheinungen des Alterthumes zu würdigen wissen. Denn ein Staat, der von so geringem Anfange zu solcher Größe empor gestiegen ist; der es wagen konnte, mit Rom über die Herrschaft der Welt zu kämpfen, und der mehrmals einen glücklichen Ausgang des Kampfes hoffen durfte; der Feldherren hervorbrachte, die selbst von Feinden den größten aller Zeiten gleich geachtet wurden, Hamilkar Barkas, Hannibal, Hasdrubal; dessen Bürger zu der größten Aufopferung, deren der Mensch fähig ist, für das Vaterland begeistert werden konnten, wie die Philänen, wie Hamilkar; der Vertrauen fand bei vielen unverdorbenen Völkern, im Handel wie im Kriege; der sich auf seine Gerechtigkeits-Liebe und auf seinen politischen Charakter berufen durfte; dessen Verfassung von dem größten Staatsgelehrten, den Griechenland erzogen hat, Aristoteles, zu den vollendetsten gerechnet ward, die je menschliche Verbindungen gehabt hatten; der selbst bei fremden, bei besiegten Völkern Schriftsteller fand, die seine Einrichtungen, wie seine Thaten, voll Bewunderung ihres hohen Sinnes, der Nachwelt, wiewohl (so hat das Unglück die Karthager verfolgt!) umsonst, zu erhalten strebten, wie Philin von Agrigent; der einen Philosophen erzeugte, den Griechenland achtete, und dessen Weisheit selbst bei dem ungeheueresten Unglücke seines Vaterlandes nicht ausging, Klitomachus: — ein solcher Staat muß von einem eigenen Geiste der Ordnung, Mäßigung und Anstrengung durchdrungen und belebt gewesen sein! Dabei kann der endliche allgemeine Verfall nicht befremden. Von Anfang an lag etwas Unnatürliches in ihrer Herrschaft;

in der Folge versäumte sie den alten Geist, sie wich ab von dem Grundsatz ihres früheren Lebens, vergaß die Gränzen der Völker und Länder, und überließ sich den Leidenschaften. Da schlug die letzte Stunde, und nicht unverschuldet.

Sechstes Capitel.

Gründung und Vergrößerung des Staates. (Libyer.)

151. Im Süden von Aegypten wohnten, in glücklicher Unbekanntheit, Aethiopen. An diese, westlich von Aegypten, stieß ein verbranntes Land, das, nach der Vorstellung der Alten, weder Menschen noch Thiere nährte. Darauf folgte nördlich eine Wüste, von den ersten und gewaltigsten Thieren der Schöpfung bewohnt: nur hin und wieder fanden Menschen einen Platz, der für die Erhaltung des Lebens geschickt war. Weiter gen Mitternacht, längs der Ufer des Meeres, gab es vortrefflichen Boden, wenn gleich die Sandwüste selbst das Gestade hin und wieder erreichte. Auf diesem Boden trieben sich eine Menge Völkerschaften in roher Freiheit nomadisch umher, verschieden in Brauch und Sitte, verschieden durch Stamm und Namen, Alle mit der gemeinsamen Benennung Libyer bezeichnet. Die Fruchtbarkeit dieser Gegenden aber, das Salz und Gold der Wüste, die großen und mannigfaltigen Thiere, welche Noth oder Uebermuth, bald lebend bald todt, im Krieg und Frieden zum Bedürfnisse machten, zogen fremde Völker dahin, so wie die Welt mit sich selbst in Verkehr trat, und die Menschen sich über die Fluthen

wagten, um sich Alles zu verschaffen, was die Natur darbot.

152. Am frühesten kamen die Phönicier, und baueten sich auf dem Theile der Küste an, der ihnen für den Gewinn der Landes-Erzeugnisse, und für ihre Fahrten nach Tartisch am Bequemsten lag (78). Da die Eingeborenen das Meer nicht zu benutzen und deßwegen nicht die Ufer zu schätzen verstanden: so mag den Fremdlingen die Anbauung daselbst nicht theuer zu stehen gekommen sein; der Tand, den sie in dunkelen Schiffen brachten, reichte vielleicht hin, die Eingeborenen zu befriedigen. Unter den Oertern nun, welche die Phönicier gründeten, war Karchedon oder Karthago keinesweges der älteste; aber Karthago wurde durch ihre ausgezeichnete Lage, durch den gewandten Gewerb-Fleiß, durch den alten Geist großer Unternehmungen, den Tyrus auf sie vererbte, endlich durch die Begünstigung des Glückes, bald die erste unter den phönicischen Städten. Die Zeit ihrer Gründung (etwa u. d. J. 880?) ist ungewiß, und ihre spätere Größe hat Veranlassung gegeben, daß die Art derselben in ein mährchenhaftes Dunkel gehüllt ist.

153. Nach der Natur menschlicher Dinge jedoch und für das Verständniß der späteren Erscheinungen, dürfte anzunehmen sein, daß die phönicischen Städte, Karthago, Utika, Tysdrus, Tunis, Adrumetum u. s. w. zuerst mit dem Mutterland in freundschaftlichen Verhältnissen geblieben seien, so daß sie nicht bloß Handel

mit einander getrieben, sondern daß sie überhaupt so eng vereint waren, als die Entfernung, die Verhältnisse und die menschliche Natur verstatteten, und daß diese Städte zweitens unter sich auf dieselbe Art verbunden gewesen, wie die Städte des Mutterlandes ihnen ein Vorbild gaben. Für die erste dieser Annahmen scheinen mehrere Angaben der Geschichte zu sprechen. Als die Phönicier in Afrika zu Macht und Reichthum sich empor hoben, während das Mutterland durch die großen Reiche in Asien unterworfen wurde, da wollte dieses dennoch zur Bezwingung Karthago's keine Schiffe hergeben, und scheuete bei dieser Weigerung den Zorn des Königes Kambyses nicht. — Noch in dem zweiten Vertrage, den die Karthager (S. 345) mit den Römern schlossen, nahmen sie sich der Tyrier an und wendeten ihnen einen Theil der Vortheile zu, welche sie durch den Vertrag für ihren Handel erhielten. Denn, daß die Tyrier, welche in diesem Vertrage vorkommen, wirklich die alten Phönicier seien, läßt sich kaum bezweifeln. Eine andere Tyrus hat es, so viel uns bekannt, nicht gegeben; jene alte Tyrus aber war bei dem gänzlichen Verfalle der persischen Herrschaft in den letzten Zeiten zu einer Art von Unabhängigkeit gelangt, und trieb einen starken Handel; Bündnisse jedoch durfte sie, da sie den König von Persien immer als ihren Herren anerkannte, nicht eingehen; und darum mochte Karthago für die Mutter-Stadt vortreten.— Endlich erscheinen überall, wo vormals asiatische Phönicier für Handel oder Herrschaft Städte gegründet hatten, später afrikanische, dieselben vertheidigend und nutzend! — Für die zweite Annahme hingegen scheint

der Umstand zu zeugen, der sonst schwerer zu erklären sein möchte, daß Karthago zu so weit verbreiteten Besitzungen in Afrika gelangt ist und in so kurzer Zeit.

154. So wie nämlich die phönicischen Städte durch Handel und Gewerb an Reichthum und Bevölkerung gewannen, mögen sie wetteifernd nach Vergrößerung ihrer Besitzungen getrachtet haben. In Asien durften die Phönicier solche Gedanken nicht hegen; die nomadischen Libyer aber verstatteten ihnen, nach Erweiterung der Verbindung und nach Vergrößerung der Kraft zu streben, um sich zu Nahrung und Gewerben Mittel zu verschaffen, und sich vor fremder Macht zu sichern. Daher mögen, wie von Karthago selbst, nach Aristoteles, so von allen phönicischen Städten im Inneren des Landes, nach Glück und Bedürfniß weiter und weiter, Oerter gegründet sein, um die Libyer in der herumschweifenden Lebensart zu beschränken, und ans Gehorchen zu gewöhnen, um den Handel zu erleichtern, zu erweitern, und um Ackerbau zu treiben. Und weil die Phönicier den Libyern nicht bloß mit der Gewalt der Waffen überlegen waren, sondern weil sie auch mit dem Geist ihrer Bildung der libyschen Rohheit, und mit ihren Kenntnissen der libyschen Unwissenheit entgegen traten: so wurden die Libyer, bald durch Lehre und Beispiel gewonnen, bald durch List und Schwerdt bezwungen, an Haus und Herd gefesselt, und es entstand aus der Vermischung der Phönicier mit den Libyern, und aus der Aneignung des Lebens der Ersten durch die Letzten ein neues Geschlecht, welches mit dem Namen der Libyphönicier un-

terschieden wurde. Die Gränzen, welche das Gebiet der phönicischen Städte auf diese Weise umschlossen, lassen sich freilich nur unsicher angeben; sie dehnten sich indeß unstreitig weit aus, und selbst die Bewohner der Steppen, welche ihnen nicht mehr gehorchten, standen in sofern unter ihnen, als sie ihnen miethweise für Krieg und Handel Menschen und Thiere lieferten. Und wie wichtig ihnen diese Steppen-Bewohner gewesen seien, das zeigte der Kampf, den sie über dieselben führten, und die große That der Philäne, durch welche derselbe geendigt sein soll.

155. Als aber im Fortgange der Zeit Karthago über die anderen Städte hinauskam, und durch Größe, Reichthum und Betrieb die erste wurde: da mag die ursprünglich freie Verbindung dasselbe Schicksal gehabt haben, welches der Städte-Bund im Mutterland erfahren hatte. So wie hier Tyrus, so kam dort Karthago an die Spitze des Ganzen. Aber je größer Karthago wurde, je reicher und mächtiger, selbst durch die Bedrängnisse des Mutterlandes, desto lästiger mochte die Vormacht einer Stadt den übrigen Städten werden, die ihr Anfangs gleich gewesen waren. Daher wurde die Eifersucht, die sich gegen Tyrus erhoben hatte, gegen die stolze Karthago dreifach groß, und die neidische Art, mit welcher diese den Handel der übrigen Städte, wie aus den Verträgen mit Rom erkannt werden mag, zu lähmen und an sich selbst zu bringen suchte, mußte den Unwillen noch mehr erhöhen. Nur Utika, durch höheres Alter ehrwürdig, und durch ihre Lage

mit Karthago fast eins und außer dem Handels-Zwange, behielt die Ehre, noch mitgenannt zu werden; den übrigen mußte der allgemeine Name Bundes-Genossen genügen.

156. Das Verhältniß Karthago's zu den Bewohnern des phönicischen Gebietes war also sehr mannigfaltig. Zuerst mußten ohne Zweifel die Städte, die sie selbst gegründet, und nach welchen sie arme und unruhige Bürger zu entfernen pflegte, schon einen widerstrebenden Sinn in sich hegen, und den Bürgern Karthago's gleich zu bleiben trachten; die Libyer hingegen, die auf solche Art gefesselt oder unterworfen waren, mögen vielfältig selbst die Bildung darum als ein Joch angesehen haben, weil sie von Fremden kam und mit Beschränkungen verknüpft war, die sie früher nicht gekannt hatten. Ferner blieb in jeder ursprünglich phönicischen Stadt der natürliche Wunsch, die erste oder der ersten gleich zu sein, und dieser Wunsch führte nothwendig zu desto größerer Eifersucht und Erbitterung, je weiter das Ziel des Strebens entfernt wurde. Die Oerter endlich, die von diesen phönicischen Städten gegründet waren, mit den Libyern, die zu ihnen gehörten, standen zu diesen Städten eben so, wie Karthago's Gründungen zu ihr selbst; aber grade dieses mochte den Karthagern für ihre Vormacht heilsam sein. Sonach hing das phönicische Gebiet in Afrika nur sehr lose zusammen; bürgerliche Einheit war unmöglich; ein gemeinsames Vaterland, für welches zu leben und zu sterben Jedem das Höchste geschienen hätte, gab es nicht; zu Einer Macht wurde das Ganze

nur durch Karthago's Herrschaft. Und wie unnatürlich war die Herrschaft Einer Stadt, mit fremdem Sinn auf fremdem Boden gegründet, über ein solches Gebiet, das von Menschen so ganz verschiedener Art bewohnt wurde! Daher vermochte Karthago zwar viel gegen fremde Mächte, sobald große Männer den ungelenken Leib mit ihrem Geiste durchdrangen, und dann die Vormacht geltend machten, um Alles zu schrecken, und Menschen, Geld, Getraide, was immer, zu verlangen und beizutreiben; aber sie mußte nothwendig kraftlos und auf sich selbst allein beschränkt werden, sobald solche Männer fehlten oder die Furcht vor ihrer Vormacht sonst verschwunden war.

Siebentes Capitel.

Die Verfassung.

157. Wenn man dieses Verhältniß überdenket: so kann man sich wohl im Allgemeinen sagen, daß ohne eine — nach Zeit und Umständen — vortreffliche Einrichtung, ohne gute Verwaltung, ohne große Aufmerksamkeit und Anstrengung, Karthago unmöglich hätte sein können, was sie war; aber wir kennen die Verfassung der übrigen phönicischen Städte gar nicht, und die von Karthago nur sehr wenig. Zwar scheinet man voraussetzen zu dürfen, daß die Städte insgesammt ursprünglich von asiatisch-phönicischen Begriffen bei ihren Einrichtungen ausgegangen seien, und daß sie diese Einrichtungen nach und nach verändert haben, so wie sich das Leben erweiterte, wie der Blick umfassender und die

Bedürfnisse dringender wurden; aber was ist mit dieser Voraussetzung gewonnen, da wir auch von den inneren Verhältnissen der phönicischen Städte so schlecht unterrichtet sind! Mehr ist vielleicht auf folgende allgemeine Bemerkung zu bauen. Ein Staat, der sich zumeist durch Handel erhalten muß, wird leicht zu republicanischen Einrichtungen getrieben, weil der Handel nicht nur den Käufer und den Verkäufer gleich stellet, sondern weil er auch Sicherheit und Festigkeit verlanget. Will oder muß aber ein solcher Staat zugleich Herrschaft über Unterworfene oder Verbundene behaupten: so ist dieses kaum anders möglich, als durch ein scharfes System von Aufsicht, Mäßigung, Schnelligkeit und Strenge. Ein solches System aber verträget sich so wenig mit Volks-Herrschaft, die ihrer Natur nach blind, ungestüm, langsam und schwankend ist, als es ohne Volks-Gunst, welche nur Haltung und Nachdruck zu geben vermag, behauptet werden kann. Eben deßwegen ist ein solches System, wie vortrefflich es auch an sich sein mag, einer doppelten Gefahr ausgesetzt. Wenn Diejenigen, welche dasselbe aufrecht erhalten sollen, im Mindesten, sei es aus Verkehrtheit, aus Leidenschaft oder in Augenblicken der Noth, von der Bahn abweichen, die allein zum Ziele führet, so artet es aus entweder in Härte und despotische Gewalt dieser Menschen, oder in Schwäche und in den Jammer der Volkes-Herrschaft. Und so wie das Eine geschiehet oder das Andere, so verlieret der Staat nothwendig das Gleichgewicht, wanket hin und her, und wird, weil er Nichts hat, was ihn halten kann, leicht umgeworfen durch Gewalt von außen.

Und mit dieser Bemerkung scheinet Karthago's Verfassung, so weit wir sie kennen, so wie die Entwickelung derselben beschrieben zu sein. Aristoteles, der Einzige, von welchem Etwas über Karthago zu lernen ist, hat also gewiß Recht, wenn er nach seiner, gar oft mißverstandenen, Sprache in der Verfassung Karthago's eine Mischung von Oligarchie und Aristokratie zu bemerken glaubet, die mit einzelnen Einrichtungen an die Demokratie streifet; die Aufgabe möchte nur sein, die Einheit zu finden, aus welcher diese Staats-Form hervorgegangen ist. Leider, hat Aristoteles nur Andeutungen, bei welchen er als bekannt voraussetzt, was seine Politien enthalten haben mögen; die Geschichtschreiber hingegen berühren nur den inneren Zustand, und gebrauchen Wörter, die ihnen einfallen, entlehnt von Rom, Athen oder Sparta, unbekümmert um die Verwirrung, welche daraus hervorgehet.

158. Die Gründer Karthago's sind ohne Zweifel, wenn nicht in gleichen Vermögens-Umständen, doch in gleicher Noth und in gleicher Gefahr gewesen. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie sich gemeinschaftlich über ihre Angelegenheiten berathen haben, weil sie mit gemeiner Kraft für dieselben handeln mußten, und daß nur nach gemeinem Willen Beschlüsse gefaßt und Einrichtungen getroffen sind. Das war der Grund und Quell des demokratischen Zusatzes, welchen die Verfassung Karthago's auch noch in der Folge behielt. Eines Anführers jedoch bedurften die Gleichen, weil sie vielleicht Kämpfe zu bestehen, weil sie jedes Falles für die Er-

haltung ihrer Beschlüsse und Einrichtungen eine Obrigkeit und in derselben einen Vorsitzenden nöthig hatten. Dieser Anführer, dieser Vorsitzende war der Suffet oder König, sei es, daß sie denselben erwählt haben, sei es, daß sie unter ihm als erblichem Oberhaupte, von Phönicien her, gestanden, und daß erst in der Folge, etwa bei Aussterbung seines Geschlechtes, die Wahl der Suffeten beliebt worden. Im Fortgange der Zeit aber, als Karthago bestand, gedieh, groß ward, und mächtig und reich; als sie nach Herrschaft strebte und Herrschaft übte: da wurden die Nachkommen Derer, die ursprünglich gleich gewesen, sehr ungleich, ungleich an Vermögen, an Bildung, an Verdiensten um das gemeine Wesen; ungleich in jeder Beziehung. So wie aber diese wachsende Ungleichheit fühlbar wurde, so entstand auch, natürlicher und begreiflicher Weise, in den reichen, grundherrlichen Familien das Streben und der Wunsch, dieselbe Ungleichheit in die Staatsbürgerlichen Verhältnisse einzuführen, welche in jeder anderen Hinsicht bestand und galt. Und, da sie, diese reichen, grundherrlichen Familien, unstreitig im Besitze der Staats-Aemter waren, da sie mithin, wie über das eigene Vermögen, so über die öffentlichen Einkünfte verfügen konnten, und da die Mieth-Truppen, welche im Dienste des Staates standen, von ihnen abhingen: so konnte es ihnen nicht schwer werden, dem Volke, der ganzen erwerbenden, nicht-grundherrlichen Menschen-Classe, alle die Rechte zu entreißen, die ihnen lästig waren, und ihm nur so viele Rechte zu lassen, als ihnen theils zur Erhaltung der nöthigen Einigkeit unter sich selbst, theils

zur Abfindung und Begütigung des Volkes nothwendig zu sein schienen. Die Verfassung Karthago's wurde dadurch eine wahre Oligarchie, die sich aber, des Volkes wegen, einen Anstrich von Aristokratie zu geben suchte.

159. Sollte aber dem Volke die Gleichheit der Rechte entzogen werden, so durften die Versammlungen desselben nur so selten als möglich Statt finden. Ob daher die Wahlen zu den Staats-Würden und Aemtern in den Händen des Volkes geblieben sind oder nicht, muß allerdings unentschieden bleiben; das aber leidet keinen Zweifel, daß diese Wahlen nur auf einen geschlossenen Kreis grundherrlicher Geschlechter beschränkt waren, und daß nur aus diesem Kreise wie die Tüchtigsten (ἀριστίνδην) so die Reichsten (πλουτίνδην) gewählt werden sollten, weil das Amt nur Würde gab und keine Einkünfte. Die Mitglieder dieses Kreises, eine besondere herrschende Gemeinde bildend, mögen aber jedes Falles, bei Gemeinde-Angelegenheiten wie bei wichtigen Verhältnissen des Staates, zusammen berufen sein; und diese Versammlung ist es, wie es scheint, welche unter dem Namen Synkletos vorkommt. Die wichtigsten Wahlen aber waren die Wahl der Suffeten und die Wahl der Mitglieder des Staats-Rathes (Gerusia, Senat). Die Zahl der Suffeten wie der Mitglieder des Rathes ist unbekannt; beide jedoch scheinen, da sie mit den Königen und den Geronten in Lacedämon verglichen werden, ihre Würden lebenslänglich behalten zu haben. Bei dem Rath aber, unter dem Vorsitze

der Suffeten, war die höchste Gewalt des Staates; von ihm hing die Entscheidung ab, sowohl in Hinsicht der inneren Verhältnisse, als in Hinsicht der äußeren. Nur dann, wenn Rath und Suffeten nicht einig werden konnten, wurde die Sache dem Volke vorgelegt, und vielleicht geschah auch Dieses erst, nachdem zuvor die Synkletos besonders, aber vergeblich, befragt war; also gewiß nur höchst selten!

160. Wenn aber auch begreiflich ist, daß ein solches Verhältniß erstrebt und erreicht werden konnte: so leidet doch keinen Zweifel, es war ein sehr bedenklicher Zustand, und die Gewalt der Reichen und Vornehmen war schwerer zu sichern, als es gewesen sein mochte, sie zu gewinnen. Viele Männer im Volke, nunmehr ausgeschlossen von der Theilnahme an allen Verhältnissen des gemeinen Wesens, mochten sich von Zeit zu Zeit der alten Rechte nicht ohne Schmerz erinnern; Mancher aus den vornehmen Geschlechtern selbst mochte mit Ingrimm die Wendung der Dinge betrachten, da die Staats-Aemter niemals an ihn kamen, weil ihm, obwohl er, wegen seiner Abstammung, ein Recht auf dieselben hatte, und obwohl er auch die Tüchtigkeit zu denselben in sich fühlte, das erforderliche Vermögen fehlte; endlich konnte man sich schwerlich verhehlen, daß in dem Kopfe eines Feldherrn an der Spitze von Miethtruppen unter solchen Umständen leicht Gedanken entstehen mochten, welche für das gemeine Wesen höchst gefährlich werden könnten. Es fehlte also keinesweges an Gährungs-Stoff, und an Gründen zu Besorgnissen für die herrschenden Häu-

ser; und neue Anstalten waren nothwendig, um allen Gefahren zu begegnen. Daher wurde vom Senat ein Ausschuß — die Behörde der Hundert oder der Hundert und vier — ordo judicum — beauftragt, für die Sicherheit des Staates zu sorgen, überall zu wachen, überall zu spähen, die Aufsicht zu führen über alle Staats-Beamtete, über alle Staats-Bürger und Unterthanen, und Jeden zur Rechenschaft zu ziehen und Jeden zu richten. Aber bald mochte sich finden, daß auch mit dieser obersten Behörde (ἡ μεγίστη ἀρχὴ) noch nicht geholfen war. Die Wahl von hundert Männern jährlich hatte Schwierigkeiten, und manche Dinge, welche im Geschäfts-Kreise dieser Behörde lagen, erforderten eine Geheimhaltung, welche bei hundert Männern nicht gefunden ward. Also wurde eine neue Behörde von zehn Männern aufgestellt, welche die Geschäfte (πολλὰ καὶ μεγάλα) zu besorgen hatte, die von den Hundert nicht besorgt werden konnten, welche namentlich die Ober-Aufsicht über die Finanzen des Staates führete. Diesen zehen Männern wurde aber nicht bloß das Recht gegeben, sich selbst ihre Nachfolger im Amte zu erwählen, sondern ihnen wurde auch die Wahl der Hundert überlassen, versteht sich, aus den Tüchtigsten und Reichsten. Und damit durch sie ein stetiger Zusammenhang in der Aufsicht und in der Verwaltung überhaupt erhalten werden möchte, so waren die zehen Männer in zwei Abtheilungen gesondert, und jährlich wurden sie nur zur Hälfte ergänzet. Daher hießen sie die Fünfer (πενταρχίαι); daher wird von ihnen gesagt, sie seien län[illegible] als die anderen (πλείονα ἄρχειν

χρόνον τῶν ἄλλων), weil sowohl die Austretenden, als die Eintretenden ein öffentliches Amt behielten (καὶ γὰρ ἐξεληλυθότες ἄρχουσι καὶ μέλλοντες): denn die Austretenden wurden Mitglieder der Behörde der Hundert. — Als diese Einrichtung durchgesetzt war, da war die Oligarchie vollendet, und die Volks-Versammlungen waren eine Thorheit und die gemeinschaftlichen Mahlzeiten (συσσίτια) ein loses Spiel!

161. Zu leugnen ist nicht: die wenigen Nachrichten, welche wir über die Karthagische Verfassung haben, lassen wohl auch noch eine andere Deutung zu. Was hier ausgesprochen, das scheint in sich eben so zusammenhängend, als es vereinbarlich mit den Andeutungen der alten Schriftsteller sein möchte. Auch hat es Beispiele in der Geschichte für sich. Ueberdenket man nun aber dieses Stückwerk unseres Wissens: so begreift man wohl, daß diese Verfassung ursprünglich, so lange die Menschen Sinn und Kraft am Gedeihen und Gelingen stärken konnten, vortrefflich gewesen sein mag. Aber man begreift nicht minder, daß diese Verfassung im Fortgange der Zeit, selbst über dem Gedeihen des gemeinen Wesens, bei dem Verhältnisse der herrschenden Stadt zu ihrem Gebiet, in Verfall gerathen konnte und mußte. Der Reichthum galt, wie schon Aristoteles klar erkannte, zu viel bei den öffentlichen Aemtern; niedrige Leidenschaften der Menschen behielten zu großen Raum, und was für Erlangung der Gewalt hingegeben wurde, das mußte durch Besitz derselben wieder erworben werden. So lange kein dauerndes Unglück die Verhältnisse

verwirrete, und der Kraft des Einzelnen Gelegenheit gab, sich geltend zu machen, mochte Alles bestehen; aber Karthago durfte nicht hoffen, solchem Unglücke zu entgehen, da ihr Handelsgeist ebensowohl als der Zustand des phönicischen Gebietes zu auswärtigen Unternehmungen trieben, die nur mit Hülfe gemietheter Truppen ausgeführt werden konnten, und sie nothwendig in Kriege verwickeln mußten. Wie klug sie auch bei der Werbung, wie vorsichtig sie beim Gebrauche der Miethlinge verfuhr: je weiter sie sich verbreitete, desto mehr wurde der Bau über seine Grundlage erhoben, und desto gewisser mußte er zusammenstürzen.

162. Zu allen diesen Uebeln, welche theils in dem Verhältnisse der herrschenden Stadt zu dem phönicischen Gebiete, theils aber in den inneren Verhältnissen dieser Stadt ihren Grund hatten, kam nun noch hinzu, daß eine Menge Sclaven dem Ganzen, wie den Einzelnen, möglich machen mußte, zu werden, was sie waren. Durch diese Sclaven wurde Karthago in den Stand gesetzet, solche Flotten über das Meer zu senden, als geschah; die reichen Bürger aber vermochten durch sie, die Wirthschaft auf ihren Gütern fremder Bewunderung werth zu machen, und sich die Mittel zu verschaffen, deren sie bedurften. Aber für Erhaltung und Mehrung des gemeinen Wesens wurde durch die Sclaven nur gewonnen, so lange das Glück bestand.

Achtes Capitel.

Auswärtige Eroberungen. Kriege mit den Griechen in Sicilien.

163. Indem auf solche Weise Karthago ihre Herrschaft in Afrika erweiterte und ihre Verfassung ausbildete, verbreitete sie sich zugleich fort und fort über das Meer und strebte nach auswärtigen Besitzungen. Der angestammte Geist des Handels trieb zu solchen Versuchen, die ererbte Weltkunde ließ am Gelingen nicht zweifeln, der Gedanke, die Verbündeten und Unterworfenen in Afrika im Gehorsame zu befestigen (156), nöthigte, und vielleicht forderte auch das bedrängte Mutterland dazu auf. Zu der Zeit, als die assyrischen und babylonischen Könige (96) nach einander Asien unterwarfen, fingen die Karthager an, sich mit den phönicischen Niederlassungen in und an dem westlichen Theile des Meeres in Verbindung zu setzen, um sie zu vertheidigen, und den alten Handel in verwandter Hand zu erhalten. Gegen die Phocäer, welche, um dem persischen Joche zu entgehen, vor Cyrus ein neues Vaterland suchten, vertheidigten sie schon (in Verbindung mit Tyrrhenern?) die Insel Corsica (113), und ließen ihnen nur einen Kadmeiischen Sieg. Von der Zeit an erscheinen sie nach und nach überall auf den Inseln und Küsten, auf welchen vorher vom Mutterland aus phönicisches Leben und phönicischer Betrieb gegründet war.

164. In diesen phönicischen Gründungen wurden sie überall friedlich und freundlich aufgenommen (153). Dieses gehet schon daraus hervor, daß sie bereits um

dieselbe Zeit, als doch in Afrika selbst noch viel zu erstreben sein mußte, neue und bedeutende Gründungen wagen konnten. Von einem wichtigen Versuche, welchen der Suffet Hanno, etwa sechsthalbhundert Jahre vor Christo, an der West-Küste Afrika's unternahm, ist uns eine Nachricht geblieben, die merkwürdig sein würde, auch wenn sie nicht von ihm selbst hinterlassen wäre; von den fast gleichzeitigen Gründungen Himilkons, an der europäischen Westküste wissen wir freilich nichts, aber die einfache Nachricht davon ist sowohl für karthagische als für phönicische Geschichte (75) nicht unwichtig. So gewann Karthago immer Raum und Gelegenheit, die, aus dem Inneren Afrika's, so wie aus Aegypten und Indien, durch Karavanen erhaltenen, und mit alt-phönicischem Fleiß und Sinne bereiteten oder verschönerten, Erzeugnisse der Natur und menschlicher Arbeit abzusetzen, und andere Erzeugnisse anderer Gegenden zum Gebrauch oder Umsatz an sich zu bringen. Aber in dem Benehmen der Karthager gegen diese auswärtigen Besitzungen zeigt sich ein Streben nach Herrschaft, von welchem das Mutterland Nichts gewußt hatte, und deßwegen eine Umsicht, Mäßigung und Beharrlichkeit, die Bewunderung verdienen. Denn Karthago war in ihrem afrikanischen Gebiet ans Herrschen gewöhnt, und das Wesen ihrer Verfassung machte Mäßigung und Ausdauer möglich und nothwendig.

165. Jedoch nicht dadurch allein veränderte sich das Loos der phönicischen Niederlassungen, sondern bald droheten neue Gefahren. Die Bildung nämlich

erweiterte sich; der Geist strebte fort, mehrere Völker fingen an, sich kräftiger emporzuarbeiten, und verlangten einen Besitz und Verkehr, bei welchem das karthagische System unvereinbarlich war. Es war natürlich, daß die Karthager, sobald sie diese Bestrebungen anderer Völker gewahr wurden, eileten, ihr System zu vollenden, und daß sie um so eifriger nach allgemeiner Herrschaft über das Meer strebten, je mehr sie sich ihrer Schwäche bewußt waren und mithin fremde Macht fürchten mußten. Also kam es nothwendig bald zwischen Karthago und diesen aufstrebenden Völkern zu feindlichen Berührungen. In diesen Berührungen konnte Karthago wohl eine Zeit lang scheinbar im Glücke bleiben, weil sie im Besitze war und weil die neuaufstrebenden Völker erst anfingen ihre Kraft zu fühlen, zu entwickeln, zu gebrauchen; obsiegen jedoch konnte sie nicht, weil die Natur des Lebens für jene Völker stritt. Karthago's Vormacht wurde zu einer verwerflichen Anmaßung, als andere Völker, im Gefühl ihres Bedürfnisses und ihrer Kraft, Ansprüche dagegen erhoben; und doch konnte sie dieselbe nicht aufgeben, ohne sich selbst zu zerstören, und war um so weniger im Stande, sich in derselben zu behaupten, je weniger sie für eine volksthümliche Macht aufzubieten hatte, und je unnatürlicher ihre Herrschaft überhaupt war (56).

166. Zuerst erregte sie die Aufmerksamkeit des Königes der Perser (120); aber diesem war es nur um Unterjochung zu thun, und die ferne Gefahr ging leicht vorüber. Dann erhob, mehr als 500 Jahre v. Ch.,

Rom das Haupt; und der Handels-Vertrag, der (im J. 509) zwischen Karthago und Rom geschlossen wurde, zeiget schon die ersten Keime der künftigen Kriege zwischen beiden Staaten. Solche Eifersucht in einem herrschenden, bei solchen Ansprüchen in einem emporstrebenden Staate mußte zu entscheidenden Kämpfen führen, obgleich gegenseitige Verhältnisse dieselben verzögerten! Um das wichtige, an Getraide und Kostbarkeiten reiche Sardinien mußte gestritten werden, theils wahrscheinlich mit italischen Städten, theils mit den Bewohnern des Eilandes selbst. Corsica wenigstens wurde von den Etruskern mit Glück streitig gemacht. Aber die Entscheidung der großen Frage über die Herrschaft des Meeres schien von dem Besitze des großen und herrlichen Eilandes Sicilien abzuhängen. Daher richteten die Karthager auf dieses, dessen Urbewohner, die Sikuler, schon von frühen Zeiten her phönicische Städte hatten dulden müssen, mit Recht ihre Aufmerksamkeit und ihre Anstrengung.

167. Aber hier gerade begegneten ihnen, mit entgegengesetzten Entwürfen, regem Geist und schöner Bildung, Griechen, denen die Phönicier vorsichtig auszuweichen bemühet gewesen waren. Syrakus, eine griechische Stadt dorisches Stammes, hatte sich in etwa dritthalbhundert Jahren, durch rege Thätigkeit und die Gunst des Glückes, zu einer bedeutenden Macht erhoben, so daß dem Tyrannen Gelon, der durch Geist, Sinn und Einfluß die Syrakusier leicht über die verlorene Freiheit trösten konnte, der Gedanke, ganz Sici-

lien zu unterwerfen, nicht zu groß schien. Dadurch wurde die Anstrengung Karthago's um so mehr aufgereizt. Die Zeit, da die Perser ihre Angriffe auf Griechenland unternahmen (127), schien günstig, um mit Syrakus über Sicilien den Kampf zu wagen; und die mannigfachen Besitzungen in verschiedenen Ländern, auf verschiedenen Inseln machten es leicht, ein bedeutendes Heer von Miethlingen zusammenzubringen. Dieselben Götter aber, welche über Griechenlands Bildung wachten, traten auch den Karthagern entgegen, und hinderten ihr asiatisch-afrikanisches Wesen, der Entwickelung europäischer Eigenthümlichkeit nachtheilig zu werden. Der große Tag (128), welcher des Xerxes eitelen Plan bei Salamis so schmachvoll zerstörte, gab auch dem Gelon das Glück, den stolzen Entwurf Karthago's bei Himera zu vernichten. Hamilkar aber, erhabener als Xerxes, hielt es unter sich, einen solchen Tag zu überleben, und Gelon bewilligte einen bewunderten Frieden. Ihnen blieb nur die westliche Küste des Eilandes. Die Ausführung des großen Gedankens mußte daher verschoben werden, ward aber nicht aufgegeben. Die Zwischen-Zeit ward, wie es scheinet, angewendet, in Afrika die Gränzen zu erweitern, die Herrschaft zu befestigen, und auf solche Weise Kräfte zu sammeln für die Erneuerung des Kampfes.

168. Die Vorfälle auf Sicilien, die Erhebung der alten Sikuler für Freiheit und Recht, die Streitigkeiten der griechischen Städte unter einander, die ausschweifenden Entwürfe Athens während des peloponnesischen

Krieges, und die große Entscheidung, welche dieselben herbeizogen, erlaubten auch den Karthagern, wenigstens scheinbar, ruhige Zuschauer zu bleiben. Als aber durch diese Vorfälle Syrakus, welche nach jenem Siege durch Pracht und Dichtkunst einen großen Glanz gewonnen hatte, von ihrer Höhe herabgesunken war: da schien die Gelegenheit, die sich den Karthagern zur Erneuerung des Krieges (J. 410) darbot, nicht unwillkommen zu sein. Und dieser Krieg konnte nunmehr nicht wieder aufhören. Denn Dionysius betrog die Syrakusier um die Freiheit, die sie so wenig ertragen konnten als Herrschaft, und faßte alsdann und vererbte Eroberungs-Gedanken, deren Vereitelung den Karthagern jeder Aufopferung werth sein mußte. Daher ist nicht zu verwundern, daß der Krieg nur von Zeit zu Zeit unterbrochen ward, um mit stets frischer Kraft geführt werden zu können. Die Vernichtung des einen Theiles durch den anderen wurde nur dadurch verhindert, daß endlich eine neue Macht, mit neuen Ansprüchen, dazwischen trat und Karthago's Anstrengung wider sie selbst lenkte.

169. Der Umstand aber, daß Karthago, ungeachtet Syrakus durch so vielfältige innere Unruhen beschäftigt und zerrüttet wurde, doch so weit vom Ziel ihres Strebens blieb, scheinet zu beweisen, daß ihre Macht so groß nicht war, als weit verbreitet ihre Herrschaft. Vielleicht fehlte es an einem Manne, welcher die ungleichartige Masse für Einen Zweck mit Einer Seele hätte durchdringen können. Selbst der zweite Handels-Vertrag mit Rom (im J. 348) scheinet ein Bestreben zu ver-

rathen, die Schwäche zu verbergen. Und wie schnell offenbarete sich diese Schwäche Karthago's, als Timoleon mit hoher republicanischer Tugend, mit Geist und Heldenmuth, an der Spitze der Syrakusier erschien (J. 346), und die Karthager zwang, nicht länger in schlauer Unterhaltung der Verwirrung, sondern in redlichem Kampfe zu zeigen, was sie vermochten! Aber neue Stürme in Syrakus und neue Zerrüttungen auf Sicilien riefen sie noch einmal zum Kriege. Da zeigte ihnen Agathokles, ein seltsamer Mann, ein Sohn des Glückes, ein Zögling der Verhältnisse, aber bei der größten Herrschlust voll Einsicht und Kühnheit, sogar vor den Thoren ihrer Stadt (J. 310), wie wenig sie, auch bei dem schönsten Glück, in auswärtigen Kriegen für die eigene Sicherheit gewännen, sobald nur ihr Verhältniß erkannt war! Indeß ging die Gefahr vorüber, und mehr durch ihr Glück, als durch ihre Weisheit und Tugend. Von dieser Zeit an schien Sicilien ihre Beute und damit schien das große Ziel erreicht zu sein. Denn die vielversprechende Hülfe, welche der leidenschaftliche Krieger, König Pyrrhus von Epirus, mehr aus tollkühner Eitelkeit als mit besonnener Berechnung seiner Mittel nach Plan und Zweck, zu bringen schien (J. 278), war von keiner Dauer, und diente nur dazu, die Karthager und Römer so nahe an einander zu bringen, daß sie nicht mehr friedlich neben einander bestehen konnten, und daß nur noch Eine Reibung dazu gehörte, um den hochgehäuften Stoff in Flammen zu setzen. Pyrrhus selbst schwächte sich dergestalt, daß er diese Gegenden ihrem Schicksale gänzlich überlassen mußte.

170. Wenn uns nun auch unmöglich ist, im Einzelnen zu bemerken, welch' eine Wirkung dieser anderthalbhundertjährige Kampf über Sicilien auf Karthago's Verfassung und Geist gehabt hat: so ist doch keineswegs zu bezweifeln, daß eine so lange dauernde Bestrebung höchst wichtig auf die inneren Verhältnisse gewirkt haben müsse. Und wenn man den früheren Zustand Karthago's bedenkt, und die späteren Erscheinungen, so wie die Natur menschlicher Dinge beachtet, so dürfte sich Folgendes ergeben. Das Werbungs-System ward erweitert und gesichert, um für den stets fortdauernden Kampf stets neue Schaaren zu haben: deßwegen erhielt das Geld eine neue große Wichtigkeit für den Staat. Um dieses Geld zu erhalten, wurde den Verbündeten mehr angesonnen, den Untergebenen mehr aufgelegt: daher wohl größere Herrschaft, aber auch größerer Unwille. Die öffentlichen Angelegenheiten mußten einzelnen Männern in einem größeren Umfang und auf längere Zeit anvertrauet werden: daher wuchs die Macht der Hundert nothwendig von selbst; die Oligarchie verlor immer mehr den Beisatz von Aristokratie und wurde schärfer, schneidender, zerstörender; der Schein von Demokratie aber, welchen man früher sorgfältig zu erhalten gestrebt hatte, verlor sich mehr und mehr. Mit Einem Worte: der Verfall war eingeleitet!

Neuntes Capitel.

Der erste Krieg mit Rom, vom J. 264—240.

171. Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie die Karthager nicht im Besitze der nahen Eilande dulden, wenn sie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß sein wollten. Die Karthager hingegen mußten, wie früher die Tyrannen von Syrakus, durch Besitznahme des südlichen Italiens den Besitz der Inseln zu sichern streben. Dieses mögen Karthager und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der nothwendige, aber mit feindseliger Gesinnung geschlossene, Bund zwischen ihnen gegen den gemeinsamen Feind, Pyrrhus, sie vor Tarent, einer griechischen Stadt dorisches Stammes, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zusammengeführet hatte. Daher ist nicht zu verwundern, daß die Römer, bei den seltsamen Verhältnissen der Mamertiner in Messana, sich entschlossen, diese ruchlosen Menschen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn sie gleich ihre Sache für abscheulich erkläreten; denn nicht diese Sache wollten sie vertheidigen, sondern sich selbst. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entscheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführet ward; und die Art, wie Karthago Diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben scheinet, und die treulose Selbstsucht, mit welcher sie den Bundes-Genossen, Hieron von Syrakus, von sich entfernete, und zum Uebertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterten für

die Römer den Kampf, weil sogleich ein großer Theil Siciliens in ihre Gewalt gerieth.

172. Dieser ursprüngliche Fehler der Karthager konnte durch spätere Anstrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer diese waren, desto verderblicher zeigten sie sich im Fortgange des Krieges; denn die römische Macht wurde zwar dadurch aufgehalten, aber sie erhielt auch Gelegenheit, sich zu entwickeln, zu vermehren, zu gestalten. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Uebermacht zur See beschränkt, und die alte Bekanntschaft mit dem Meere schien diese Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch stürzte auch sie schnell zusammen, als Duillius mit einer neuen Kampf-Art, welche die Einfachheit der Schlachten zur See recht anschaulich machen kann, überraschte, und frischen Muth und Geist der Weise früherer Zeiten gegenüberstellte. Ja, selbst der Umstand, daß Karthago ihre Kraft meist auf die Seemacht wandte, führte fast das Verderben unmittelbar herbei. Denn welchen Widerstand fanden die Römer, als sie, vielleicht durch des Agathokles Beispiel bewogen, den Krieg auf die afrikanische Küste, in das karthagische Gebiet, warfen (S. 255)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorsichtig, ehrbegierig und hart gewesen wäre: so möchte schon jetzt Karthago zu Aufopferungen geängstiget sein, durch welche sie von neuen Kriegen abgehalten wäre. Aber Rom bedurfte noch eines solchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein solches Schicksal zu verdienen.

Gewiß scheinet wenigstens: Karthago fand durch ein glückliches Geschick an dem Lacedämonier Xanthippus den Mann, der ihre Kraft zu leiten verstand, um sie zu retten und zu rächen. Regulus wurde gefangen, und das römische Heer vernichtet (J. 253).

173. Nach glücklicher Abwendung dieser Gefahr wurde der Kampf um so heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte sich bald auf diese Seite und bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beider Parteien aufrecht. Es scheinet aber, daß die Karthager lange im Vortheile gewesen sind; denn die Anstrengungen der Römer wurden offenbar wiederhohlt vereitelt. Sie selbst, die Römer, schreiben freilich ihre Unfälle den Stürmen und dem Meere zu, aber in ihrer Geschichte liegen Gründe, welche einiges Mißtrauen gegen solche Angaben zu rechtfertigen scheinen. Den Karthagern indeß sank das Herz nothwendig zuerst, weil sie nur herrschen wollten, und Handel treiben und gewinnen, und weil sie darum die Kosten der langen Anstrengung mit Schrecken überdenken mochten; auch war natürlich, daß ihnen um so mehr die Mittel fehleten, den großen Aufwand zu bestreiten, je unsicherer der Verkehr zur See wurde. Deßwegen und wegen der Sache selbst war das Glück, bei allem Schwanken, bei allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbst Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geist und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wohl aufhalten, aber er vermochte nicht das

Gleichgewicht herzustellen, und noch weniger das Uebergewicht auf Karthago's Seite zu ziehen. Er selbst war unbesieglich, aber Karthago war durch ihn nicht siegreich.

174. Vierundzwanzig Jahre war auf diese Weise gekämpft; und Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht. Den Kaufleuten mußte der Krieg natürlich ein Greuel sein, da er Alles unsicher machte; den Oligarchen aber mochte es scheinen, alle Anstrengungen würden allein für den Besitz von Sicilien gemacht; und vielleicht vermochten sie nicht einzusehen, wie ihr Vortheil, Herrschaft und Gewalt, mit dem Besitze dieses Eilandes zusammenhange. Also ermüdeten Alle und verlangten Frieden. Der Verfall der Verfassung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in diesem heftigeren Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entschied die Stimme der Parteiung im Senat, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umständen nach, weil sie nur zu eigenem Verderben widerstanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete also den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karthago nicht durch den Gang des Krieges, nicht durch ihre Lage, (wenn anders Ein Wille und Ein Entschluß in der Gesammtheit der Bürger gewesen wäre,) gezwungen ward, sondern zu welchen sie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalles und der Verlegenheit geschreckt wurde. Denn nicht nur wurde Sicilien, und dadurch die Herrschaft auf dem Mittel-Meer, aufgegeben, sondern Karthago blieb den Römern gewisser Maßen zinsbar. Darum

würde der hohe Sinn Hamilkars wohl nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke an Rettung und Rache aufrecht erhalten hätte (J. 240).

Zehntes Capitel.

Die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kriege mit Rom; J. 240 — 219.

175. Die Abtretung Siciliens war für Karthago ein Verlust, der gar nicht zu übersehen, gar nicht zu berechnen war. Rom mußte seinen Blick auf Sardinien wenden, auf alle auswärtige Besitzungen Karthago's. Wer bürgte für die Treue der Bundesgenossen und für den Gehorsam der Unterworfenen, da der Friede mit Rom denselben auf einmal den Blick in Karthago's Verhältnisse eröffnet hatte? In der That: Nur eine neue große und glückliche Unternehmung, welche den alten Unfall in Vergessenheit zu bringen vermochte, konnte Sicherheit und Ansehen retten! Ehe aber die Karthager sich besinnen und zu solchen Entschlüssen kommen konnten, wurden sie in größere Noth gebracht, als je zuvor, und, wie nicht zu leugnen ist, durch eigene Schuld. Die Miethtruppen, welche ihre Kriege gekämpft hatten, geriethen in wilden Aufruhr, weil man sie zu entlassen strebte, ehe sie bezahlt waren. Unverkennbar suchten die Karthager, durch Schmeichelei oder List, die Truppen zu verkürzen. Nun begreift man gewiß recht gut, daß ihnen nach solchem Unglücke die Bezahlung der Fremdlinge, auf deren Siege sie gehofft hatten, lästig sein mußte;

aber man begreift nicht, wie man erwartet haben kann, diese Menschen würden sich mit Worten abfinden, würden sich durch das Unglück des Krieges rühren oder ihren Verdienst verkümmern lassen. Und eben so wenig begreift man die Maßregeln der karthagischen Regierung, nachdem die Forderungen der Truppen ein Mal ausgesprochen waren. Nur aus der Annahme einer großen Parteiung scheinen sie erklärbar; jedes Falles aber mußten sie die Truppen zur Widersetzlichkeit, zur Meuterei, zum Aufruhre reizen; und bei diesem Aufruhr, und bei der wahrscheinlichen Parteiung war es sehr natürlich, daß sich fast alle Verbündete und Unterworfene schnell zu verderblicher Empörung erhoben! (156)

176. In dieser Noth aber nahmen sich die Karthager zusammen, und zeigten, nach alter Weise, Vertrauen, Thätigkeit und Würde. Deßwegen fanden sie in sich selbst und bei Fremden die nöthige Hülfe gegen die wilden Schaaren und gingen siegreich aus dem heillosen Kampfe hinaus. Aber der Krieg war schwer und dauerte viertehalb Jahre. Er war reich an Schändlichkeiten und Grausamkeiten; er nöthigte zu neuen, großen und unerhörten Opfern und ward im Zusammenhange der Ereignisse unendlich folgenschwer. Zuerst mußte in einer solchen Zeit des Dranges und der Noth vielfältig der Augenblick entscheiden; alte Rechte durften nicht beachtet werden; die Leidenschaften der Menschen erhielten freien Raum; die Verfassung machte in ihrem Verfalle große Fortschritte. Sodann verdankte Karthago ihre Rettung zumeist dem kühnen und hochgesinnten Hamilkar Barkas;

aber je größer der Vorzug war, den dieser Mann verdiente und erhielt, desto schwerer fühlte sich der stolze und mächtige, aber harte und des Krieges unkundige Hanno gekränkt, desto bitterer wurde seine Feindschaft, desto bestimmter die Spaltung Karthago's durch ihn. Ferner hatte Karthago klar erkannt, wie wenig auf Libyen zu rechnen, und wie nothwendig auswärtiges Glück für die einheimische Herrschaft war. Endlich war es nothwendig, daß die Ohnmacht, mit welcher man nicht nur der schmachvollen Besitznehmung Sardiniens durch die Römer zusehen, sondern mit welcher man sich sogar, um einen neuen Krieg gegen diese höhnischen Feinde zu vermeiden, entschließen mußte, die Kosten zu erstatten, welche die Erwerbung und Einrichtung etwa verursachten, — es war nothwendig, daß diese Ohnmacht in jedem edelen Manne das Gefühl bitteres Schmerzes über das gesunkene Vaterland erzeugte und die Lust nach Rache an Rom furchtbar aufregte.

177. Keiner dürfte diese Verhältnisse alle klarer erkannt, Keiner darüber tieferen Kummer empfunden haben, als Hamilkar Barkas, der Unbesiegte im Kampfe wider Rom, der Retter Karthago's im Kampfe gegen die Söldlinge. Aber während Andere etwa trostlos klagten, faßte er den kühnen Gedanken, die neue große Unternehmung wirklich zu wagen, die nothwendig schien nicht bloß zu der künftigen Rache an der übermüthigen Rom, sondern auch für die gegenwärtige Erhaltung des gemeinen Wesens, zur Verhütung allgemeiner Zerrüttung und Auflösung. Sie konnte nur

auf Spanien gerichtet sein. Auf Sicilien, auf Sardinien war ein Versuch nicht möglich; ja, wenn er auch gewagt, wenn er auch gelungen wäre, er war, wegen des Geldmangels, nicht einmal nützlich. Erwerbungen in Spanien aber schienen, von den Orten aus, in deren Besitze Karthago schon war, wegen der Zerrissenheit der alten Einwohner und wegen deren Verhältnisse zu den eingewanderten Völkern, nicht schwer; sie konnten gewähren, was man nöthig hatte, Geld und Menschen, und ihre Behauptung hing nicht von großen Flotten ab. Aber, wie war die Regierung Karthago's für einen solchen Gedanken, nach solchen Unfällen, bei solcher Niedergeschlagenheit, und bei dieser Feindschaft Hanno's und Hamilkars zu gewinnen? Gewiß: es war wohl nothwendig, zu Entschluß und That fortzureißen! Indem aber Hamilkar dieser traurigen Nothwendigkeit, um Rettung und Rächung des Vaterlandes, nachgab, zerriß er zugleich die Grundsätze, durch welche das gemeine Wesen zu Kraft und Größe gekommen war, und setzte sich in die noch traurigere Nothwendigkeit, den Riß mit jedem Tage zu vergrößern. Von dem Augenblick an war Karthago das Spiel wilder Leidenschaften; die Hundert, die sich für Hamilkar erklärten und in ihren Stellen verfassungswidrig erhielten, entschieden; Hanno und der Senat durften nur im Stillen entgegenwirken; für Hamilkar aber waren große Thaten und große Beute nothwendig, um die Gunst derer zu erhalten, die ihn allein retten konnten. (Er nach Spanien J. 236.)

Rom war mit anderen Kriegen beschäftigt. Durch Gewalt und Unterhandlung wurden in Spanien schöne und große Besitzungen erworben. Und da Hamilkar bei diesem glänzenden Erfolge die herrlichen Gaben, die Spanien darbot, mit großer Klugheit zwischen den Oligarchen in Karthago und seinem Heere vertheilt zu haben scheinet: so ist begreiflich genug, daß Er, gegen welchen ganz Karthago sich erklärt haben würde, wenn er unglücklich gewesen, im Glücke die Meinung der Herrschenden in Karthago für sich gewann und Billigung und Lob und Begeisterung erwarb und erregte! Aber sein früher Tod hinderte die Entwickelung seiner großen Entwürfe. Ihm folgte dann zwar (J. 228) sein Eidam, der schöne Hasdrubal. Dieser wußte auch durch Tapferkeit, und noch mehr durch freundliche Sitte die Einwohner Spaniens zu gewinnen, die Herrschaft Karthago's weit zu verbreiten und ihr durch Anlegung einer neuen schönen Stadt Festigkeit, Glanz und regeres Leben zu geben. Aber Hamilkars Gesinnung war wohl nicht in ihm. Er dachte vielleicht mehr an sich, als an das Vaterland. Deßwegen kam sein unzeitiger Tod wohl nicht zu früh. Hasdrubal möchte über dem ersten Theile des Hamilkar'schen Entwurfes, (wie auch sein kaum begreiflicher Vertrag mit Rom zu beweisen scheinet,) den zweiten vergessen haben. Auch kam ein Würdigerer an seine Stelle (J. 221). Hannibal, Hamilkars Sohn, ein edler, großgesinnter Jüngling, der seinen Vater in den schönsten Tugenden des Feldherrn und Staatsbürgers weit übertraf, der dabei von einem angeerbten, früh beschworenen und recht durchdachten Hasse gegen

Rom beseelt war, wurde durch das von ihm bezauberte Heer zum Anführer gewählt. In Karthago wurde dann diese Wahl gleichfalls durchgesetzt. Indeß scheinet man hier nur geduldet zu haben, was in dem Augenblicke, nach der Entscheidung des Heeres, nicht zu hindern war. Aber diese Umstände machten die Lage Hannibals gewiß bedenklich, und wenn sie ihn von der einen Seite zwangen, den Entwurf des Vaters rasch zu verfolgen, ehe die Ausführung des großen Gedankens ganz unmöglich sein würde, (und dieses war, bei längerer Verzögerung auch wegen Roms, bisher gut abgelenkter, Aufmerksamkeit zu fürchten): so machten sie von der andern diese Ausführung fast allein zu seiner Sache, und nur durch Glück und Helden-Thaten konnte er sie zu einer Sache Karthago's machen.

Eilftes Capitel.

Der zweite Krieg gegen Rom; J. 219—201.

179. Und glückliche Helden-Thaten vollbrachte Hannibal schon in Spanien, theils gegen die Olkaden und andere Völker, noch mehr aber gegen Sagunt, die unbesonnene Freundin Roms. Der erhabene Fall dieser Stadt jedoch, welcher die Unternehmung Hannibals in mehr als einer Rücksicht erst möglich machte, zeigte diesem zum voraus, welch' einen Kampf er zu bestehen haben werde, so wie das menschliche Gefühl in allen Zeiten durch denselben auf's Innigste ergriffen, und auf die Fortsetzung des Krieges gespannt werden wird. Die Maßregeln zur Sicherung Afrika's und Spaniens, wel-

ches Hannibal seinem Bruder Hasdrubal übergab, waren vortrefflich; vortrefflich die Rüstung; kühn der Zug, um den Römern, welche schon ein Heer und eine Flotte nach Spanien rüsteten, zuvor zu kommen, und ihnen den Krieg von einer Seite zu bringen, von welcher sie ihn nicht erwarteten; der Uebergang über die Pyrenäen wurde glücklich bewerkstelligt; durch kluge Behandlung gewann oder verwirrete er die gallischen Völker. Am Rhodan entging er eben so glücklich dem Consul Publius Scipio, welcher auf seiner Fahrt nach Spanien an der Mündung dieses Flusses angekommen war. Am Merkwürdigsten aber war, wenn gleich Manches aus Unkunde und wegen der Neuheit der Sache, übertrieben sein mag, das mühselige Steigen über der Alpen grausenvolle Höhen, unter beständigen Kämpfen mit der ungeheueren Natur, mit der rohen Grausamkeit der Menschen, und mit der Verzagtheit des eigenen Heeres! Hannibal überwand jede Schwierigkeit, und erschien, vom Rhodan, aus der Gegend von Orange, wahrscheinlich grades Weges auf Turin vordringend, zum Erstaunen der Römer in Italien, zwang sie, großen, auf Afrika selbst gerichteten, Entwürfen zu entsagen und unerwartet für Herd und Altar im eigenen Lande zu kämpfen.

180. Aber wenn die überraschte Rom, wie die späte Nachwelt, schon diese Dinge der Bewunderung werth fand: wie groß mußte ihr Hannibal erscheinen, da er mit einem solchen kleinen — (mit 59,000 Mann war er aus Spanien hinweggezogen, mit 26,000 Mann

langte er in Italien an!) — buntgemischten Heere, welches nur durch das gemeinste Interesse zusammengehalten wurde, römischen Legionen zu begegnen wagte, ja, da er diese römischen Legionen schlug, wo er ihnen begegnete! Selten ist wohl glänzender gezeigt, daß im Kriege der Geist des Feldherrn entscheidet; denn an den großen Tagen am Flusse Trebia (J. 218), am See Trasimenus (J. 217) und bei Cannä (J. 216), wie in den kleineren Gefechten errang eigentlich allein Hannibals Feldherrn-Geist die schönen Siege über die römischen Schaaren, denen es wahrlich weder an Kriegskunst, noch an Tapferkeit oder Bürgersinn fehlte; und es ist nicht zu verwundern, daß solche Fahrten und Siege von den Römern nicht ohne Zwischenkunft von Göttern oder Heroen für möglich gehalten wurden. Eben so wenig ist zu verwundern, daß noch in unseren Tagen Manche geglaubt, es habe mehr als ein Mal in Hannibals Gewalt gestanden, über die verhaßte Stadt den Untergang zu bringen, wenigstens einen Frieden zu erhalten, durch welchen Karthago für alle Leiden und allen Verlust hätte gerächt und entschädiget werden können. Bei dieser Annahme ist denn auch der Tadel gegen Hannibal darüber, daß er einen solchen Frieden versäumt, allerdings gerecht genug. Was aber berechtigt zu jener Annahme? Immer gewiß würde es bedenklich sein, einen Mann wie Hannibal, wegen seines Verfahrens, unter Verhältnissen, die wir höchstens im Großen und Ganzen übersehen, zu tadeln; und es würde selbst alsdann noch bedenklich sein, wenn wir auch nicht das Mindeste aufzufinden vermöchten, um dieses Verfahren zu erklären.

Hier aber finden wir, wie uns dünket, genug, um Alles zu begreifen!

181. Hannibal nämlich scheinet bei seinem anfänglichen Glücke auf den großen Gedanken gekommen zu sein, nicht bloß Rom zu züchtigen, nicht bloß Rom zu vernichten, sondern auch Roms Herrschaft an Karthago zu bringen, und so über Italien, und damit über das ganze Meer zu gebieten, wie schon über den größten Theil Spaniens geboten wurde. Wenn er sich nun das Verhältniß Roms zu ihrem Gebiet ungefähr eben so dachte, wie das Verhältniß Karthago's zu dem ihrigen: und die ersten Erfahrungen im oberen Italien mußten ihn in dieser Vorstellung bestärken: so durfte er unstreitig wohl die Hoffnung fassen, er werde, unter dem Namen eines Befreiers der italischen Völker vom römischen Joch einen großen Anhang finden, ja vielleicht einen allgemeinen Aufstand gegen Rom erregen. Wollte er aber zugleich die Abgefallenen an die karthagische Herrschaft gewöhnen, so war nothwendig, Rom, vor der Hand, zu schonen und furchtbar zu erhalten, damit der gemeinsame Krieg gegen den gemeinsamen Feind das Gehorchen weniger schwer machte. Hannibal konnte daher, nach den Gefechten im oberen Theil Italiens nicht anders handeln, als er that; und nach dem großen Siege am Trasimenus durfte sein Zug nicht wider Rom gerichtet sein, sondern er mußte an Rom vorbeigehen nach Italiens unterem Theile. Hier mag denn Hannibal allerdings bald erkannt haben, wie ungewiß seine Hoffnung stand! Denn die Eigenthümlichkeit der

Völker, desto stärker ausgepräget, je größer die Bildung war, trat ihm hier schroffer gegenüber. Aber welche Wahl blieb ihm bei dieser Lage der Dinge? Sein Heer wurde schwerlich stärker, vielleicht schwächer. Sagunt's Fall war ihm in der Erinnerung; die Alpen und das Meer konnte er nicht vergessen: und welch' einen Kampf mußte er vor Rom erwarten, da Senat und Volk fortwährend eine hohe Würde, einen großen Ernst, eine erhabene Besonnenheit bewiesen, und in diesen Tugenden zu wachsen schienen mit dem wachsenden Unglücke? Hätte er nach der Schlacht bei Cannä 50,000 Mann gehabt, so würde ihm vielleicht gelungen sein, Rom, in der ersten Bestürzung, zu erobern. Aber er hatte vielleicht nicht 15,000, auf welche er sich verlassen konnte; und mit dieser geringen Zahl solcher Truppen, wie die seinigen überhaupt, hätte er den Kampf gegen Rom wagen können, gesetzt auch die Eroberung wäre wünschenswerth gewesen? Er hätte, selbst unter solchen Umständen, wie ein unbesonnener Jüngling, Alles auf Einen Wurf setzen sollen? — Von der anderen Seite war er dem Frieden wohl geneigt: aber konnte er nach solchen Siegen, und bei diesem gegenseitigen Hasse, der stolzen Rom diesen Frieden bieten, da sie ihn selbst nicht suchte! Als er nach der Schlacht bei Cannä den Kathalo, wegen Loskaufung der römischen Gefangenen nach Rom sandte und ihm Friedensbedingungen mitgab, Falls die Römer Frieden wünschen sollten: wurde dieser Gesandte nicht sogleich vom Dictator zurückgewiesen? Und würde ein zweiter Bothschafter besseres Glück gehabt haben? In der That: wenn Hannibal seinen großen

Gedanken jetzt nicht ganz aufgeben wollte, so blieb ihm nur übrig, die Erfüllung seiner Hoffnung theils von einer thätigeren Theilnahme Karthago's, theils von der Gewinnung der italischen Völker, theils von der Bundesgenossenschaft mit fremden Mächten zu erwarten, denen etwa Roms Geist und Sinn früher lästig oder gefährlich erschienen war.

182. Aber eine Unterstützung Hannibals von Karthago aus hing von der Uebermacht der karthagischen Waffen in Spanien ab, wohin der Krieg, vielleicht gegen Hannibals Erwartung, durch die weise Entschlossenheit des Consuls Publius Scipio sogleich verbreitet war, und wo er mit so großer Anstrengung von den Römern unterhalten wurde, daß Hasdrubal einen nicht minder schweren Stand hatte, als Hannibal selbst. Denn bei dem Uebergewichte der römischen Seemacht und bei dem Verfalle der karthagischen, (seit dem Verluste Siciliens und der Herrschaft der Parteiung,) war die Ueberfahrt eines Heeres von Karthago nach Italien gewiß sehr gefährlich, wenn nicht ganz unmöglich, und dann konnte weder Karthago wollen, daß Spanien, dieses schon gehorchende, silberreiche, leichter zu behauptende Land, um Italien, wo wenigstens der Ausgang des Kampfes noch sehr zweifelhaft war, vernachlässiget werden sollte, noch konnte Hannibal das Land, welches der Ruhm seines Vaters war, und der Sitz seiner Macht, woher er auch vielleicht Geld zu seinen Unternehmungen zog, aufzugeben wünschen. Aber die Römer durchschaueten diese Verhältnisse vollkommen, und dachten groß genug,

nicht wegen der nahen einheimischen Gefahr den fernen Krieg zu versäumen, durch dessen kräftige Führung diese Gefahr allein dauernd abgewendet werden konnte. Wenn nun auch Mago, Hannibals Bruder, durch die Nachricht von dem Siege bei Cannä, und von den Folgen desselben bei den Völkern Italiens, so wie durch die Menge goldener Ringe, mit welcher das Unglaubliche gleichsam verbürgt ward, eine so allgemeine Begeisterung in Karthago für den Helden von Cannä und wider die verhaßte Rom zu erregen wußte, daß der alte Feind des Hamilkarischen Hauses, Hanno, mit seiner Friedens-Predigt nicht gehört wurde: so behielt man doch Besonnenheit genug, erst nach der Sicherung von Spanien die Eroberung Italiens zu wollen. Aber die Verstärkung, die man wiederholt dem Hasdrubal, zusandte, war (und hier liegt die Sünde!) nicht einmal hinreichend, den Römern in Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Niederlagen Hasdrubals bei Ibera, bei Illiturgis, bei Mundo (J. 216. 215. 214) vereitelten diesen Entwurf; und wenn seinem Geist und seiner Kriegs-Kunde auch nach zwei Jahren gelang (J. 212) sich an den Römern zu rächen, so war damit für Hannibal's Plan wenig, ja, nichts gewonnen. Endlich machte des jungen Scipio Erscheinung in Spanien die Ausführung ganz unmöglich. Der Geist, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Wesen, — dieses Mannes gewannen ihm bald die Fürsten der Spanischen Völker, welche, von der Last der karthagischen Herrschaft gedrückt, die Vertauschung der Herren für Befreiung hielten. Da erblickte

sich Hasdrubal über einem hohlen Boden, wenn gleich die spanischen Völker ganz anders als ihre Fürsten gedacht zu haben scheinen. Wie auch die Umstände gewesen sein mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bätula (J. 298) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: sein kühner Zug nach Italien war jedes Falles eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß Spanien neben Italien nicht mehr zu retten sei, und daß, damit nicht Alles verloren gehe, Spanien aufgegeben und für Italien das Aeußerste gewaget werden müsse. In der That gingen, nach seinen Abzug, alle Besitzungen Karthago's in Spanien nicht nur an die Römer verloren (J. 205), sondern es wurden auch von den Römern Verbindungen angeknüpft, welche sich bald sehr verhängnißvoll für Karthago entwickelten.

183. Während nun Hannibal auf solche Weise in seiner Hoffnung, von Spanien aus Hülfe zu erhalten, Jahre lang getäuscht wurde, bemühete er sich, in demselben Geiste, mit welchem er seine Schlachten schlug, die italischen Völker zu gewinnen, und von diesen die Unterstützung zu erhalten, welche ihm zur Ausführung seines Entwurfes nothwendig war. Jede Kunst des Schreckens, des Lockens, der Unterhandlung wurde benutzt. Hin und wieder schienen auch diese Künste einen glücklichen Erfolg zu haben. Der Sieg bei Cannä wirkte tief und gewaltig; die griechischen Städte im unteren Italien erinnerten sich noch einmal an die Freiheit und an die Herrlichkeit der alten Zeit. Das ganze Land

kam in Bewegung, und die Römer behielten Niemand, auf den sie mit Sicherheit rechnen konnten. Aber dieser Erfolg war nicht von Dauer. Der Eindruck, den Hannibals Siege gemacht hatten, wurde bald ausgelöscht, da er dieselben nicht sogleich benutzen konnte, da man Gelegenheit erhielt, seine wahre Macht zu berechnen und seine Verlassenheit zu erkennen, da sich die Siege nicht fortwährend erneuerten, und die Römer Zeit gewannen, die Stärke ihrer Tugenden zu entwickeln. Ueberdieß mußte Hannibal fast immer auf Kosten Derer leben, für deren Befreier er so gern gelten wollte. Und wenn man über die Natur der Freiheit nachdachte, die er brachte und nur bringen konnte, und wenn man sie mit der Last der römischen Herrschaft verglich: war es möglich, daß man sich für die ferne, asiatisch-afrikanische Karthago entschied, gegen die alte, einheimische Rom, gegen Menschen von gleichem Stamm und gleicher Art? Und solches Nachdenken konnte nicht ausbleiben, sobald der erste Taumel vorüber war, und die Zeit zurückführte zu Ruhe und Besonnenheit! Also mußte Hannibals Bemühung scheitern! Sie konnte Verwirrung veranlassen, aber zu einem glücklichen Ausgange konnte sie nicht führen. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius erhob sich überall ein Decius Magius und ein Perolla, Männer, die wohl von raschen Thaten hinweggerissen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber nicht zu vernichten war!

184. Besser schien Hannibals Bemühung, den Römern Feinde zu erwecken, außer Italien gelingen

zu wollen. Hiero, König von Syracus, einst durch Karthago's Verfahren zum Bündnisse mit Rom bestimmt, hielt allerdings fest an dieser Verbindung. Wenn er aber auch selbst, durch Alter und Gewohnheit abgestumpfet, weniger gefühlt haben mag, daß er unter dem Namen eines Bundes-Genossen immer mehr zur Abhängigkeit von den Römern hinabgedrückt wurde, so kann es doch unmöglich seinem Volk entgangen sein, wie theuer ihm die Freundschaft der Römer zu stehen kam. Und diese Bemerkung mag die Leidenschaften um so stärker aufgeregt haben, je größer die Bewegung war, welche durch die griechischen Städte im unteren Italien ging. Nach dem Tode des alten, hochgefeierten Königes (J. 215) kam diese Leidenschaft, unter dem jugendlichen Hieronymus, zum Ausbruch, und mit Hannibal und Karthago wurden sogleich Verträge geschlossen, welche für Rom äußerst gefährlich zu werden droheten. Aber die Gefahr ging nicht nur vorüber, sondern auch hier wandte sich Alles zu Roms Vortheil. In Syracus, immer einem unsteten wunderlichen Getreibe ausgesetzt, entstand eine wilde Parteiung, durch welche dieser Staat bald auf diese, bald auf jene Seite fortgerissen wurde. Karthago, die Wichtigkeit der Insel Sicilien wohl erkennend und von alten Erinnerungen aufgeregt, machte nicht unbedeutende Anstrengungen, um sie den Römern zu entreißen und den neuen Freunden Hülfe zu geben. Aber Alles war umsonst; Rom's Ernst und Besonnenheit stellten sich furchtbar dem großen Plan entgegen; römische Künste vollendeten. Syracus umsonst von Archimedes' erhabener Wissenschaft vertheidiget, wurde

durch Marcellus erobert (J. 212); ganz Sicilien fiel in römische Gewalt und ging für Karthago auf immer verloren. — Endlich blieb auch das Bündniß, welches Hannibal mit Philipp von Macedonien (J. 216) zu Stande brachte, theils durch das verständige Verfahren der Römer, theils durch die Macht der Umstände fast ganz ohne Nutzen, und diente nur zur Einleitung künftiger Erweiterung der römischen Herrschaft!

185. Indem aber Hannibal auf solche Weise eine seiner Hoffnungen nach der anderen zusammenstürzen sah, wurde seine Lage immer schwieriger. Jeder Unfall war für ihn ein dreifacher Verlust. Dennoch hielt er sich Jahre lang auf eine fast unbegreifliche Weise, unter den schwierigsten Verhältnissen, oft furchtbar und niemals besiegt. Endlich schien auf der Ankunft Hasdrubals Alles zu beruhen; darum wurde sie von diesem auf jede Gefahr gewagt, wie sie von Hannibal auf jede Gefahr gefordert sein mochte. Aber wie grausam wurde die Hoffnung getäuscht, als die Erfüllung sich mit unerwarteter Raschheit zu nahen, und Alles glücklich zu entscheiden schien! Wenn Hasdrubal, einer der ersten Heermeister der Zeit, durch Unentschlossenheit, durch Verzögerung, durch falsche Rechnung, oder auf welche andere Weise, wie geglaubt worden ist, etwas verschuldet hat, so hat er diese Verschuldung durch seinen Tod wieder gut zu machen gesucht. Er fiel in der großen Schlacht am Metaurus (J. 207), würdig seines Vaters Hamilkar, seines Bruders Hannibal und seines eigenen thatenreichen Lebens. Hannibal aber, als er die gefan-

genen Afrikaner erblickte, als ihm der Kopf seines Bruders vor das Lager geworfen wurde, ganz ergriffen von dem Unglücke seines Vaterlandes und seines Hauses, — Hannibal erkannte das Schicksal Karthago's. Die Römer sahen mit Recht in Hasdrubal's Niederlage und Tod die Vertreibung Hannibal's aus Italien. Denn von dieser Zeit an glich sein Aufenthalt in Italien dem Kampfe des Löwen, der, von Jägern umstellt, die Beute nicht lassen will, die er einmal gemacht hat, und der Versuch seines Bruders Mago auf Genua, Ligurien und Gallien, konnte seine Lage nicht verändern!

186. Hingegen sahen die Karthager bald ein feindliches Heer im eigenen Gebiet, unter einem großen siegbekrönten Feldherrn, Scipio, am schönen Vorgebirge zu schöner Vorbedeutung ungehindert landen (J. 204). Da zitterten sie und erkannten, wie sehr sie sich bethört, als sie aus Liebe zu Ruhe und Gewinne sich und das gemeine Wesen versäumten, den Frieden nicht zu bewahren wußten, und doch den Krieg nicht mit Anstrengung aller Kraft führen mochten! Hätten die Karthager den fernen Kampf mit demselben Aufwand unterstützt, zu welchem sie jetzt durch die nahe Gefahr gezwungen wurden, hätten sie ihre Küsten bewacht, und sich dem Feind auf offener See wohlgerüstet entgegen gestellt: sie hätten dem Kriege vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben! Ihre schnelle Aufraffung aber bei drängender Noth glich dem Taumel eines Schlaftrunkenen, der plötzlich aus der Ruhe aufgeschreckt wird. Die meisten Anordnungen bewiesen, daß sie den Zustand der Dinge nicht

kannten. Und wenn es für Karthago ein Glück zu sein schien, daß die Klugheit Hasdrubal's, Gisgo's Sohnes, und die Schönheit seiner edelen Tochter Sophonisbe, die Liebe und Macht des alten Feindes der Karthager, Syphax, des Königes der Massylier (West-Numidiens) für sich und ihr Vaterland gewannen: so konnte doch damit einem Staate keine Rettung verschafft werden, in welchem die engherzige, selbstsüchtige Oligarchie, Parteiung und Leidenschaft erzeugend, Tugend und Geist vernichtet hatte. Vielmehr wurde gerade diese Verbindung dadurch so verhängnißvoll, daß der alte Freund Karthago's, Masinissa (Massanasses), König von Ost-Numidien, völlig auf römische Seite trat.

187. Bald Unglück auf Unglück! Die Karthager kannten noch ihren Feind nicht: sie traueten ihm und hofften Frieden, als er Verderben sann; und wenn die Gesinnung auf beiden Seiten auch gleich feindselig war, so stand doch Karthago den Römern nach, wie an Tapferkeit und Einheit, so an Gewandtheit und List. Durch Brand und Schwerdt unterlag Karthago's Heer; viele Städte fielen in römische Gewalt; Syphax wurde gefangen, und Sophonisbe, vielleicht mit neuer Hoffnung fürs Vaterland eine neue Ehe, mit Masinissa, schließend, hatte am Hochzeitstage nur den Trost, durch einen Giftbecher von afrikanischer Hand der römischen Sclaverei zu entgehen. Da blieb Hannibal's Geist und Heer Karthago's einzige Hoffnung. Man rief ihn zurück, und er folgte dem Rufe des Vaterlandes. Mit bitterem Schmerze verließ er Italien, seit sechszehn

Jahren die Bühne seines Ruhmes und seiner Größe, voll des Gefühles, nicht vom römischen Volke besieget, sondern von Karthago verlassen zu sein und vom Glück! Er sorgte aber dafür, daß ein einfaches Denkmal hinterblieb, künftigen Geschlechtern zu verkündigen, wie große Dinge er mit wie geringen Mitteln verrichtet! Seine Ankunft gab neues Vertrauen. Man brach Friedens-Unterhandlungen ab, die mit kleinlichen und unzeitigen Beschuldigungen Hannibal's eingeleitet waren. Hannibal aber verkannte weder seinen Gegner noch sein Volk und Heer; darum suchte er den Frieden, und wünschte die Schlacht zu vermeiden, deren Ausgang auf einmal entscheiden mußte. Es war gewiß ein großer Augenblick, als er und Scipio mit gleichem Staunen zu einer Unterredung zusammentraten. Aber wie hätte die Weisheit, welche ihm eine reiche Erfahrung im Glück und Unglücke gegeben, bei seinem Gegner, dem noch nichts mißlungen war, Eingang finden können? Also wurde die Schlacht bei Zama gekämpft (J. 202), und in derselben Hannibal's Erfahrung und Heldengeist so grausam getäuschet, daß er von neuem das Schicksal Karthago's erkennen mußte. Darum trieb er zum Frieden auf jede Bedingung; ohne Heer, ohne Einheit, ohne Bürgersinn und Muth: was Anderes blieb übrig? Und Scipio gewährte den Frieden (J. 201), mag ihn der Ruhm, den langen harten Krieg zu endigen, bestimmt haben, oder die große Ansicht, daß Rom durch die Herrschaft über Afrika nicht gewinnen könnte, und daß es für sie gut sein würde, eine Nebenbulerin zu haben, die Aufmerksamkeit und Anstrengung forderte.

Aber hiezu wurde Karthago doch zu schwer gedemüthigt. Sie wurde fast wehr- und waffenlos (ohne auswärtige Besitzungen, ohne Macht zu See und Land) ihren Feinden, besonders dem Masinissa, dem neuen Könige von ganz Numidien, überliefert. Das war der Ausgang des achtzehnjährigen Kampfes!

Zwölftes Capitel.

Karthago's letzte Zeiten und Untergang. J. 201—146.

188. Als das Geld zusammen gebracht wurde, welches die Karthager den Römern zu bezahlen übernommen hatten: da weinten Viele der Oligarchen; Hannibal aber lachte mit zerrissener Seele über die Elendigkeit Solcher, welche erst dann das Unglück des Vaterlandes beweinen, wenn ihr eigener Vortheil leidet, und welche den Verfall des gemeinen Wesens nur nach der Größe des Verlustes an eigener Habe berechnen. Dennoch gab er das Vaterland nicht auf; Alles war noch nicht verloren, weil er sich selbst noch hatte. Aber wenn sein Vater geglaubt haben mochte, Karthago durch große Unternehmungen zu Sieg und Glücke fortreißen zu können; so war Hannibal durch eine furchtbare Erfahrung zu der Einsicht gekommen, daß der Einzelne, auch mit dem reinsten Bestreben, mit dem heiligsten Willen, mit dem größten Geiste für ein gemeines Wesen nichts vermag, welches, ohne Tugend und Kraft, sich Parteiungen hingiebt und gemeinen Leidenschaften. Darum hielt er für nöthig, vor allen Dingen den alten Leib seines Vaterlandes

mit neuer Seele zu erfüllen. Indem er aber dieses versuchte, nöthigte ihn die Lage der Dinge, und trieb der Geist, mit welchem er Rom bekämpft hatte, ihn an, zur Raschheit und zum Durchgreifen. Es war nämlich die Verfassung Karthago's im Ablaufe des langen Krieges, unter dem Getreibe der Parteien, und dem Gewühle der Leidenschaften mehr und mehr entartet (173). Der Senat war bis zur Unmacht hinabgewürdigt, und von Denen, welche die alte Freiheit wahren sollten, den hundert Männern (judicum ordo) unterworfen worden. Die Willkühr dieser Hundert entschied; das Gesetz war verachtet; die Zerrüttung allgemein. Hannibal erkannte, daß das Uebel an der Stelle lag, von welcher die Größe seines Hauses ausgegangen, und daß, wenn etwas erreicht werden sollte, das gemeine Wesen wiederum zu dem Grundsatze zurückgeführt werden müsse, von welchem es durch seinen Vater am Weitesten hinweggerissen war. Die Herrschaft der Hundert mußte vernichtet und sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück gegeben; die Oligarchie mußte wieder in eine Aristokratie verwandelt werden!

189. Und es gelang der Ueberlegenheit seines Geistes, die Tyrannei der Hundert (judicum ordo) in der That zu stürzen, das Ansehen des Senates wiederherzustellen, und die Einkünfte des Staates, bisher von den Verwaltern geplündert und verschleudert, bald in eine solche Ordnung zu bringen, daß sie selbst zu neuen Unternehmungen hinzureichen schienen. Solche Unternehmungen aber gegen die übermüthige Rom mochte

er bald als nothwendig erkennen; sie mochten ihm zugleich nicht unzeitig scheinen. Denn Masinissa, der durch den Haß Roms gegen Karthago zu jeder Anmaßung wider diesen unglücklichen Staat gereizt ward, und der in vielsinnigen Ausdrücken des letzten Friedens leicht einen Vorwand für jede Anmaßung finden konnte, zeigte gar bald (J. 199), welch' ein Loos Karthago unter diesen Verhältnissen zu erwarten hatte, und die Stellung, welche Antiochus der Große von Syrien um diese Zeit gegen Rom annahm, schien werth, eine Verbindung mit ihm zu suchen. Aber bald zeigte sich, daß er, Hannibal, die sittliche Versunkenheit seines Vaterlandes, im Gefühl eigener Tugend, nicht zu würdigen vermocht, oder daß er zu groß gedacht habe von der Kraft der menschlichen Natur und von der Gewalt des eigenen Geistes. Diejenigen, welche durch Hannibals Verbesserungs-Versuche an Einkünften oder an Gewalt verloren hatten, nahmen Masinissa's und Roms Partei, und reizten besonders die Letzten auf wider Hannibal; Andere mochten sich verkaufen an die schlauen Feinde Karthago's; noch Andere fühlten die Unbequemlichkeit, welche Hannibals Waltung veranlaßte, und sehnten sich in ungestörter Ruhe behaglich das Leben hinzubringen; endlich mochten auch Einige, im Bewußtsein der eigenen Erbärmlichkeit, den Haß in sich fühlen und nähren, welchem der Geist und die Tugend überall zu begegnen pflegen. Gewiß ist: gegen Hannibal erhob sich eine feindselige Welt; ungeachtet der Liebe des eigentlichen Volkes war er nicht sicher auf dem Boden des eigenen Vaterlandes, für dessen Ruhm und Größe er soviel gethan,

für dessen Rettung und Ehre er so Vieles sann und erstrebte. Nur seine Flucht (J. 195) verhinderte den Frevel, auf welchen seine Feinde dachten: ihn auszuliefern in die Hand der Römer! Dennoch blieb er sich gleich; das Vaterland, welches ihn ausgestoßen, blieb in ihm: Er hatte fort und fort nur Einen Gedanken. Das vollgültigste Zeugniß aber für die Größe seines Geistes war, daß die Römer in der Fülle ihres Glückes, ihrer Triumphe, ihres Ruhmes nicht sicher zu sein glaubten, so lange er lebte; daß sie ihn verfolgten, wohin er sich auch begeben mochte; daß sie sich nicht schämeten, alle Mittel gegen ihn zu versuchen, und daß sie nicht eher ruheten, als bis er, der Greis, sie von ihrer langen Angst befreiet und sich, durch freiwilligen Tod, zu den Helden der Vorzeit begeben hatte (J. 183).

190. Aber nicht minder zeuget für Hannibal die jammervolle Mißhandlung, welcher Karthago sich sogleich nach seiner Entfernung ausgesetzt sah, und die wohlverdiente Auflösung, der sie unaufhaltsam entgegengestoßen ward. Es fehlet uns an Nachrichten, um diese Mißhandlung in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen, um dieser Auflösung folgen zu können; wir wissen indeß genug, um behaupten zu dürfen, daß sie durch die niedrige Denkungsart vornehmer Bürger, durch den Mangel an Sinn für Vaterland und Gemeinwohl bewirkt ward, während bei jedem Einzelnen im Volke noch Kraft und Verstand genug blieb, sein besonderes Wohl trefflich zu berathen. Die ängstliche

Sorgfalt Karthago's, Alles zu thun, was der gestrengen Roma Gunst erhalten zu können schien: dieses bewegliche, kleinliche, unwürdige Schmiegen und Biegen; diese demüthigen Bitten und Versicherungen; dann die wachsende Keckheit, mit welcher Masinissa eine Provinz des karthagischen Gebietes nach der anderen in Anspruch nahm, ohne daß Karthago nur wagte, (theils gehindert durch den Frieden mit Rom, theils durch die innere Zerrüttung,) sie ihm anders zu verweigern als mit unbeachteten Worten; endlich Roms arglistige Freude über die zerbrochene Kraft der alten Feindin, die ihr einst die Gefahr so nahe gebracht hatte, und die tückische Miene großmüthiger Gerechtigkeit, mit welcher sie Masinissa's und den eigenen Uebermuth zu bedecken strebte: — wahrhaftig, alles dieses macht ein schaudervolles Ganze, höchst belehrend für Alle, die es nicht unter sich achten, zu lernen von fremder Verkehrtheit und von fremdem Unglücke.

191. Zwei Parteien — deren eine sich wiederum theilete — bildeten sich neben einander aus: Masinissa fand mehr und mehr feile Seelen, die seine Sache führten, und Rom mehr und mehr Menschen, die ihren Sold annahmen: das war die eine Partei; aber auch das Vaterland fand noch Männer, die ihm im Unglücke getreu blieben und es aus der Erniedrigung zu erheben suchten, in welche es mit jedem Tage tiefer hineinsank. Wenn diese letzte Partei darum auch die größte war, weil das Volk von dem Adel der Gesinnung in Zeiten leidenschaftlicher Zerrüttungen gewonnen zu werden

pflegt, und nicht leicht einem Bestreben widersteht, in welchem sich der alte Geist des Vaterlandes offenbaret: so konnte sie doch nicht obsiegen, weil den Guten theils Vertrauen fehlte, theils aber, und noch mehr, weil sie im edlen Ingrimm über der Gegner Verruchtheit vergaßen, was in solchen Zeiten am Schwersten, wie am Nothwendigsten zu bewahren ist, — die Besonnenheit. Diejenigen, die es mit den Feinden hielten, scheueten wohl die Mittel nicht, die zum Zwecke dienlich schienen; auch lag an einzelnen Mißgriffen weniger, weil sie durch die Feinde gut gemacht werden konnten. Für die Edeln hingegen, die Niemand hatten als sich selbst, war jeder falsche Schritt verderblich, wie vortrefflich auch die Gesinnung sein mochte, die zu demselben hinriß!

192. Fünfundzwanzig Jahre war Karthago von Masinissa mißhandelt, als der ältere Cato dahin gesandt ward, um neue Ansprüche desselben zu untersuchen. Da mochte ihm die große Stadt, noch immer voll Lebens und Verkehres, es mochte ihm das gesegnete Gebiet allerdings gefährlich dünken, wenn er des Ursprunges von Rom oder Karthago gedachte; aber noch wohl mehr reizte ihn die gekränkte Eitelkeit, das Ansehen seiner rauhen Tugend zur Vernichtung Karthago's zu verwenden. Mehr als zwanzig Jahre lang reifte der traurige Plan in der Sonne des römischen Glückes. Unterdeß stieg die Erbitterung der wohlgesinnten Bürger zu Karthago, aber nicht minder wuchs der Verräther Uebermuth. Endlich brach der lang verhaltene Ingrimm plötzlich durch. Vierzig Senatoren wurden aus der Stadt

gejagt. Sie flohen zu dem, welchem sie gedient hatten. Masinissa ergriff die Waffen; Karthago wehrte sich; Rom sah zu. Masinissa siegte; die Römer aber scheinen durch sein anhaltendes Glück und Leben zur Beschleunigung des Krieges gebracht zu sein, weil bei längerem Zaudern der Freund vielleicht die Beute ganz genommen hätte und alsdann ein gefährlicher Feind geworden wäre. Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden. Karthago, schnell wieder eingeschüchtert, und durch die letzten Unfälle an Roms Macht und Glück erinnert, wandte sich jammervoll, dem Kriege zu entgehen: sie erbot sich zu Allem, selbst zur Auslieferung aller Waffen. Unrühmlich nahm Rom Alles, ehe sie das Letzte forderte — die Schleifung der Stadt. Da ergriff Verzweifelung alle Gemüther. Den strafenden Blick der Väter, Hamilkars und Hannibals drohende Schatten, das Bewußtsein, durch eigene Schuld das Vaterland so tief hinabgewürdigt zu haben, selbst das knechtische Gefühl der Wehrlosigkeit — hatten sie ertragen; aber ein Leben außerhalb der altgewohnten Mauern, ohne Genuß, ohne Gewinn und ohne Hoffnung, schien unerträglich. Die Anstrengung, zu welcher die Verzweiflung trieb, war groß, und eines besseren Ausganges werth. Der letzte ungeheuere Kampf aber, in welchem Karthago sich ihrer Abkunft erinnerte (96), wird menschlichem Gefühle nur dadurch erträglich, daß er zeiget, wie sich der Mensch in großen Augenblicken über das Leben zu erheben vermag, und wie Staaten und Menschen durch den Schluß des Lebens die Schuld des Lebens büßen können. Hundert und achtzehn Jahre nach dem Anfange der Krie-

ge mit Rom, siebenzig nach der Schlacht bei Cannä, siebenunddreißig nach Hannibals Tode vernichtete (J. 146) ein siebenzehntägiger Brand die alte, große Stadt, und eine Menge ihrer Bürger, die das Schwerdt verschont hatte, verzehrten die Flammen. Scipio aber, des Paulus Aemilius Sohn, dem es bestimmt war, diese Flammen anzuzünden, ahnete bei ihrem Anblicke, daß vielleicht Roms Tugend unter den Trümmern Karthago's begraben würde!

Drittes Buch.
Griechenland und Makedonien.

Erstes Capitel.
Ansicht vom Land und Volk; älteste Zeiten.

193. Die Betrachtung des kleinen Landes, welches wir, nicht den Bewohnern, sondern Fremden folgend, mit dem Namen Griechenland zu bezeichnen gewohnt sind, und die Vergleichung desselben mit den Ländern Asiens, machen es aufs Lebendigste fühlbar, daß das menschliche Leben sich hier auf eine ganz andere Weise entwickeln mußte, als dort möglich war. Die Lage Griechenlands, unter einem heiter gemäßigten Himmel und in der Mitte der reichsten Länder der Welt, war vortrefflich für Leben und Bildung; die eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens, bald fruchtbar bis zur Ueppigkeit, bald bis zur Armuth karg, aber doch für menschlichen Fleiß überall zugänglich, machte die verschiedensten Erzeugnisse möglich; der vielfältige Wechsel von rauhen Höhen und anmuthigen Niederungen nöthigte zu mehrfacher Lebensart; das Alles umfassende und Alles verbindende Meer dringt überall so liebevoll ein, daß es mit dem Lande seine Vermählung zu feiern

scheint; aber zugleich trennen Berge und Wasser die Theile dergestalt, daß eine Trennung der Bewohner, des Südens und Nordens, dadurch fast nothwendig wird; die lachenden Inseln endlich, welche Griechenland rings umgeben, laden ein zu Versuchen auf das Meer und damit zu Anstrengung und Bildung. Auf der ganzen Erde bietet vielleicht kein Raum von gleichem Umfange so viele und so verschiedene Vortheile dar für die Bestrebungen, zu welchen dem menschlichen Geist eine Nöthigung inwohnt, als das Land von den kambunischen Bergen bis ans Meer, mit den dazu gehörigen Eilanden.

194. Aber es ist auch kein Volk auf der ganzen Erde geworden, was die Griechen, nach ihrer Zeit beurtheilt, geworden sind. Denn was das Land zu verheißen scheinet, das hat das Volk geleistet. Ein eigenthümliches Leben hat sich hier gestaltet, dessen Wesen, Maß und Fülle, Mannigfaltigkeit in freier Beschränkung zu sein scheinet. Die Menschen, übereinstimmend mit der Natur, fühlten sich zu der Thätigkeit gedrungen, zu welcher diese reizte, und erreichten, was diese möglich machte. Alle Bildung zeigte eine erquickende Lebens-Wärme: Verstand und Gemüth standen in schönem Gleichgewichte: es ist begreiflich, wie spätere Zeiten, dieses Gleichgewicht für Einheit und Vollkommenheit haltend, nicht nur den Griechen die höchste Bewunderung gebracht, sondern wie sie wohl selbst geglaubt haben, von den Griechen sei die höchste Bildung erreicht; sie seien Muster für alle Zeiten. Aber wenn von der einen Seite durch

die Natur des Landes eine allgemeine Unterwerfung seiner Bewohner lange verhütet, wenn eine weite Verbreitung des griechischen Lebens dadurch möglich und fast nothwendig wurde, so ward auch von der andern eine Vereinigung der Griechen dadurch erschwert, und die Volksthümlichkeit nicht aufgereizt, sich bürgerlich zu stärken und zu sichern. Also wurde das Unglück wie das Glück der Griechen durch die Natur ihres Landes keinesweges herbeigeführt, aber in aller Rücksicht befördert. (26)

195. Fast alle bisher betrachtete Völker lernten wir durch Fremde kennen: von den Griechen haben wir Geschicht-Schreiber, wie kaum ein anderes Volk sie erzeugt hat, wir haben Schriftsteller jeglicher Art und eine Menge sinnvoller Ueberbleibsel, die über das Ganze ihres Lebens und ihrer Bildung vollgültige Zeugnisse geben können. Hierdurch ist allerdings für uns leicht, den Sinn ihres Lebens, und den Geist ihrer Bildung zu erkennen; aber wir vermögen keinesweges den Entwickelungs-Gang zu verfolgen, und eine vollständige Geschichte der Griechen aufzustellen. Alles bleibt auch hier Stückwerk und lückenhaft; ja, es giebt sogar keinen einzelnen Zeitraum, in welchem uns das ganze griechische Leben zu übersehen möglich wäre. Von ihren eigenen Geschicht-Schreibern hat keiner einen Versuch gemacht, das ganze griechische Volksthum aufzufassen, und in seiner mannigfaltigen Entwickelung durch die Reihe der Jahrhunderte nachzuzeichnen. In der That waren ihnen auch die alten Zeiten kaum zugänglicher als

uns, und in den späteren hielt wohl theils die Bürgerlichkeit eines jeden von einem solchen Versuche zurück, theils schreckte vielleicht die allgemeine Zerrissenheit Griechenlands; für eine würdige Anwendung des Lebens aber, und für die Unsterblichkeit war ein solcher Versuch eben so wenig nöthig, als für die Darstellung großer Grundsätze über Völker und Staaten. —

196. Ueber die ältesten Zeiten tritt uns ein seltsames Gewebe mannigfaltiger Sagen entgegen, dessen Sinn vielleicht von dem Forscher verstanden werden mag, das er aber niemals aufzulösen und zur historischen Wahrheit zurück zu führen im Stande sein wird. Es ist nämlich dem menschlichen Geiste Bedürfniß, zu fragen, wie das, was er um sich erblickt, vormals gewesen, und wie es ursprünglich geworden. (21. 47. 135) Das Interesse dieser Fragen wächset, wenn sie Verhältnisse und Einrichtungen des Lebens betrifft, an welchen das Höchste und Heiligste des Bürgers und Menschen hängt. Der übermächtige Verstand mag mit allgemeinen Begriffen von Zeit und wirkenden Kräften die Sache erklärt zu haben behaupten; das übermächtige Gemüth bedarf keiner Erklärung, sondern fühlt sich vielleicht durch ein Zeichen, durch ein Symbol, eine Hieroglyphe, durch welche das Irdische an das Ueberirdische geknüpfet wird, befriedigt, ohne weiter zu forschen oder zu zweifeln. Wo aber Verstand und Gemüth mit einander und durch einander leben, wie bei den Griechen, da ist eine Erklärung des Vorhandenen nothwendig, aber allgemeine Begriffe können dem Menschen keinesweges genügen,

weil er sie nicht zu fassen vermag. Der Verstand muß dem Gemüth eine bestimmte Gestalt lassen, von welcher er ausgehet, um das Allgemeine und Unendliche zu vermeiden. Daher entstand in Griechenland die Menge erhabener und sinnvoller historischer Mythen! Derselbe plastische Sinn, dem das Göttliche zu bestimmten Göttern wurde, bildete auch die Heroen, durch welche die Menschheit an die Götter geknüpft ward; er bildete die Schöpfer aller Einrichtungen und Verhältnisse, in welchen sich der griechische Geist zu offenbaren strebte. Standen aber einmal solche Gestalten da, so mußten sie unter dem allgemeinen Loose der Sterblichen stehen, und die Dichter erhielten die schönste Gelegenheit, an ihnen und ihren Nachkommen den Griechen die erhabensten Ideen darzustellen, welche den Menschen mit dem Leben versöhnen und über das Leben erheben können. Also sind die historischen Mythen keineswegs für Erfindungen müßiger Köpfe zu halten, welche sich eine Erklärung des Vorhandenen vorgesetzt hätten, etwa um Andere oder sich selbst zu täuschen. Sie sind vielmehr ursprünglich lebendig aus dem Leben hervorgegangen, und enthüllten das Leben ächt und wahr. Der menschliche Geist strebte in ihnen, die Erscheinungen des Lebens zu begreifen; aber eben deßwegen wurden sie in der Folge der Zeit mit Sinn und Zweck für die Enthüllung des Lebens benutzet, vermehret, geändert. Wer daher unternähme, die Mythologie an die Spitze der historischen Quellen zu setzen, und in ihr die Wahrheit der Geschichte aufzusuchen, der würde sich, bei den Griechen, wie bei anderen Völkern, thöricht abmühen:

denn eigentliche Geschichte beginnt erst, wo die Mythe aufhört.

197. Wenn man mit diesen Gedanken die griechischen Sagen von den ältesten Zeiten betrachtet, und von allem Materiellen hinwegsiehet: so scheinen sie folgenden Sinn zu enthalten. Die ursprünglichen Bewohner Griechenlands lebten in verschiedenen Geschlechtern wild und roh; sie bestanden mannigfaltige Kämpfe unter einander und mit der Natur. Aber nach und nach erhoben sie sich zur Bildung; es entstanden Staaten, und jede Art von Cultur wurde gepflegt. Dieses geschah theils auf eine unbegreifliche Weise durch sie selbst — Götter, Götter-Söhne und Göttersprüche erschienen und lehrten und lenkten, — theils wurde der einheimische Geist dadurch gehoben, daß fremde Völker schon zu höherer Bildung gelangt waren, und ihnen den Ertrag ihres Lebens, durch Ansiedler und Flüchtlinge, mittheilten.

198. Und in diesen Ansichten scheint allerdings Wahrheit zu liegen! Der menschliche Geist kann sich aus alter Rohheit nur unter wildem Getreibe, nur unter Greueln und Kämpfen zu Licht und Bildung emporarbeiten. Aber die Griechen brauchten, als eine jüngere Erscheinung der Menschheit, nicht mehr auf allen Stufen zu verweilen, auf welchen die früheren Völker stehen geblieben waren; sie mußten das Leben der früheren fortentwickeln und zu höherer Vollendung bringen. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne, läßt sich mit voller Wahrheit behaupten, daß die Wurzeln

griechischer Mythologie, griechischer Bildung überhaupt, sich tief in Asien hinein, in Aegypten und in Indien verlieren. Eine Vergleichung griechischer Vorstellungen mit den Vorstellungen der Völker Asiens und Aegyptens kann daher jedes Falles sehr lehrreich werden, wenn sie rein geschichtlich gehalten wird; denn sie kann zeigen, wie der menschliche Geist sein Wesen im Ablaufe der Zeiten offenbaret hat, und wie die Völker immer mehr, unter Irren und Ringen, zu Licht und Wahrheit gekommen sind. Auch darf nicht geleugnet werden, daß hier und dort tiefwirkende Berührungen mit Fremden Statt gefunden haben mögen. Wollte man aber von der Ansicht ausgehen, daß die Aehnlichkeit, welche sich etwa zwischen asiatisch-ägyptischen und griechischen Mythen und Vorstellungen finden mag, nicht aus der Natur des Einen fortschreitenden Geistes zu erklären sei, sondern daß sie eine sinnliche Ueberlieferung und Mittheilung voraussetze; ja, wollte man noch einen Schritt weiter gehen, und annehmen, weil den Griechen einige asiatisch-ägyptische Vorstellungen überliefert seien, so müßten sie alle ihre Mythen im Wesentlichen durch Ueberlieferung von dorther erhalten haben, und wollte man eben deßwegen durch Verbinden, Deuteln, Ergänzen die vermißte Aehnlichkeit herbeizuführen versuchen: so würde man gewiß etwas sehr Verkehrtes unternehmen. Man würde den einzigen Weg der Entwickelung des Geistes verlassen; man würde in ein Gewirr von Voraussetzungen und Möglichkeiten gerathen, in welchem sich Alles verschieben und verrücken dürfte; man würde in Gefahr kommen, die Zeiten zu

verstören, und die klare Anschauung der Eigenthümlichkeit der Völker unmöglich zu machen!

199. Wendet man sich aber zu den griechischen Sagen selbst: Wer mag über die ogygischen Zeiten, über den frühesten Zustand überhaupt, über das Getreibe und über die Verhältnisse der verschiedenen Volks-Stämme, die spätere Zeiten in die vorzüglichsten, in Pelasger und Hellenen, aufzulösen gesucht haben, etwas bestimmen, welches er für historische Gewißheit gebe? Das freilich ist keinem Zweifel unterworfen, daß Pelasger und Hellenen Einem Volk angehört haben; denn wenn sie gleich in späterer Zeit oft scharf genug gegen einander gesetzt zu werden scheinen, so werden sie doch auch oft innigst vermischt und der Gegensatz ist nicht ein Gegensatz der Abstammung, sondern ein Gegensatz der Herrschaft und Unterwürfigkeit, der Bildung und Rohheit. Ueberhaupt sind die Nachrichten und Meinungen der Alten über die Stamm-Verwandtschaft nicht zu vereinigen. Wie aber, sollte man vielleicht den bemerkten Unterschied in der Sprache, sollte man die Herrschaft der Hellenen, und die Zerstreutheit und Unterwürfigkeit der Pelasger, aus jenen Sagen vom Deukalion (1600?) und seinen Nachkommen abzuleiten versucht haben? Und wenn vom Sohne Deukalions, Hellen, der heilige, aber erst spät allgemein gewordene, Name der Hellenen, wenn von den Söhnen und Enkeln des Hellen die vier, in späterer Zeit wegen der Schrift-Steller am meisten genannten, aber niemals alle Hellenen umfassenden, Stämme, die Dorier und Aeoler, Achäer und Joner, abgeleitet wur-

den, und wenn die wohlthätige und gewiß uralte Versammlung der Amphiktyonen auf einen zweiten Sohn Deukalions zurückgeführt ward: — dürfte man hierin vielleicht einen Versuch erkennen, wichtige, in das ganze Leben eingreifende Erscheinungen, auf eine faßliche, für Verstand und Gemüth gleich genügende Weise zu erklären?

200. Was die Ankunft der Fremden betrifft, welche, gleichzeitig mit dem Getreibe der einheimischen Stämme, zu diesen mannigfaltige Bildung gebracht haben sollen: so ist dabei die Herkunft derselben eben so dunkel, als es kaum zu begreifen, wie durch sie unter so rohen Haufen etwas Bedeutendes hat ausgerichtet werden können. Wohl sandte Phönicien manchen Mann mit Metall-Kunde, Buchstaben-Schrift und Wein über das Meer (73): und so mag der Dichtung von Kadmus, wie auffallend auch desselben Erscheinung in Theben (J. 1550?) bleibt, immer Wahrheit zum Grunde liegen. Gewisser ist jedoch, daß das Geschlecht, welches die Mythe diesem Manne gab, durch wunderbare Verhältnisse in mehr als Einen schweren Fluch verwirrt, recht dazu geeignet war, den Menschen die Allgewalt des Verhängnisses zu zeigen und manches große Räthsel des Lebens zu lösen! Das verschlossene Aegypten hingegen ließ nicht leicht seine Kinder ins Ausland gehen und am wenigsten über das Meer (131). Wenn aber doch Cecrops und Danaus (J. 1550 u. 1500?) Veranlassung und Gelegenheit gefunden, das Vaterland zu verlassen und sich in Griechenland anzuheimen: so

haben wenigstens die Einrichtungen, die spätere Zeiten ihnen zuschrieben, alle ägyptische Eigenthümlichkeit verloren. Aber in dem Heldenstamm ihrer Nachkommen, in sinnvolle Verhältnisse wunderreich verschlungen, wurde die Erhabenheit menschlicher Tugend und das Glück der Göttergunst herrlich gefeiert, wie in dem menschlich-schönen Theseus und in dem göttlich-starken Hercules. Endlich mag die Sage von des alten, gottgeehrten Tantalus gewaltigem Sohne, Pelops, sinnvoll auf die Verknüpfung der europäischen und asiatischen Völker durch Natolien hindeuten (107). Ob aber von diesem Pelops die südliche Halb-Insel Griechenlandes (J. 1400?) den Namen erhalten habe, den sie später führte, das ist wenigstens minder gewiß, als das erhabene Mythen durch die scheuslichen Gräuel, mit welchen wilde Leidenschaft sein so ruhmstrahlendes als unglückseliges Haus füllte, den Menschen zu den höchsten Gütern des Sterblichen, zu Besonnenheit und zu heiliger Ehrfurcht vor den Göttern, zu bringen suchten. — Wie viele, oder wie wenige Erinnerungen indeß auch diese Sagen bewahren mochten: für das überall erscheinende Licht der Bildung waren durch dieselben Punkte gegeben, von welchen es ausgegangen sein konnte.

201. Und wie hätte man die wahrsagenden Eichen unter den rohen Pelasgern in der alten Dodona begreifen mögen, wenn nicht Aegypten die Stiftung übernommen hätte! Aber verkündigte nicht auch Loxias zu Pytho früh hochgeachtete Sprüche? Und wer begreift überhaupt die wunderbar neben einander stehenden Ele-

mente des Lebens? Man kann in Dädalus vielleicht die werdende Bildnerei, bildnerisch angeschauet, zu sehen meinen; man mag die anderen Lehrer menschlicher Künste in eine gleiche Classe setzen; man mag selbst in Minos auf der hellleuchtenden, meerbeherrschenden Kreta, das Vorbild Lykurg's erblicken: aber woher waren jene Mysterien, die so früh gefeiert sein sollen? Waren sie von fremden, höhergebildeten Männern mit Besonnenheit dazu gestiftet, um den alten Naturdienst anderer Völker zu versöhnen mit dem neuen Leben der Griechen? waren sie also eine freie Verbindung, die sich den klaren Zweck der Vereinigung verschiedener Lebens- und Religions-Elemente gesetzt hatte? Oder verlor sich in ihnen, unbewußt, eine alte Priester-Kaste, die vorher Einsicht und Lehre dem Volk entzogen hatte, welches hier die Weisheit zu ergreifen anfing? Oder hatten sie einen ganz anderen Sinn, und waren sie minder alt? Und wenn Orpheus (J. 1300?) mit Saitenspiel, Gesang und Religion aus dem rauhen Thracien kam: deutete auch dieses auf die Ahnung eines wirklichen Zusammenhanges griechischer Bildung mit asiatischer? oder wies es nur auf das Dunkel des Ursprunges hin, und feierte man in Orpheus und den anderen Sängern nur die werdende Dichtkunst? —

202. Auch die einzelnen Helden-Unternehmungen dieser Zeit bewegen sich auf mythischem Boden. Man kann gewiß mit Recht behaupten, daß der Sage von diesen Helden-Unternehmungen wirkliche Ereignisse zum Grunde liegen: wir jedoch wissen von diesen Ereignissen

Nichts, als was die Gedichte enthalten; die Helden der Gedichte aber möchten den Helden des Lebens wohl sehr unähnlich gewesen sein. Das Einzelne der Erzählungen ist daher nur im Gedichte wahr, und hat für den Menschen nur das Interesse, welches die Dichter zu geben gewußt haben. Dieses gilt nicht nur von dem mährchenhaften Zuge der Argonauten (J. 1300?), die von Göttern und eigener Kühnheit geleitet, unter unzähligen Abenteuern und Gefahren, gleichsam die Welt öffneten, und Schätze nach der Heimath brachten; es gilt nicht nur von dem unseligen Kriege der sieben Fürsten wider die siebenthorige Thebä (J. 1250?), deren hohes Alter übrigens manche bedeutende Ueberbleibsel bezeugten: sondern es gilt auch von der großen Unternehmung gegen Ilium (J. 1200?), durch welche die geraubte Schönheit wieder gewonnen ward. Die göttlichen Gesänge, die Homer's heiligen Namen tragen, sind allerdings von höchster historischer Wichtigkeit, nicht bloß in Hinsicht auf die spätere Zeit, in welcher diese Gesänge im Munde des griechischen Volkes waren und auf das Leben desselben einen tiefen Einfluß hatten, sondern auch in Hinsicht auf die Zeit, welche ihnen vorausgegangen war. Denn man mag über die Entstehung dieser Gesänge denken, wie man will: man mag sie Einem einzigen Sänger, oder man mag sie mehreren Sängern zuschreiben; man mag den Sänger auf die Seite der Argiver oder auf die Seite der Troer stellen; man mag den Ursprung der Gedichte um drei Jahrhunderte früher oder später setzen: jedes Falles sind diese wunderbaren Gedichte das Erzeugniß einer Welt von

hoher Bildung und mannigfaltigem Verkehr; und diese Welt ist für uns geschichtlich untergegangen; wir vermögen nicht, sie mit den späteren Erscheinungen, die wir geschichtlich kennen, in Verbindung zu bringen und die Kluft auszufüllen, welche Beide von einander getrennt hält. Wollten wir aber Homer's schöne Schöpfung zerstören, um einzelne Trümmer, auch des letzten Restes der Poesie entkleidet, in die spätere Zeit zu tragen: so würde der Verlust doppelt groß sein: wir würden uns, wie die Welt des Gesanges, so die Welt der Geschichte verderben und mit leerer oder verworrener Seele aus jener zurückkehren und aus dieser! (109)

Zweites Capitel.

Verbreitung der Griechen in andere Länder.

203. Die Zeit nach dem s. g. trojanischen bis zu dem persischen Kriege verläuft unbekannt oder dunkel. Schon Thucydides kam durch seine Forschungen zu der Ueberzeugung: daß wohl nichts Allgemeines und Großes geschehen sein möge, weil sich so wenig Erinnerungen erhalten hatten. Anfangs spinnet sich das Gedicht mährchenhaft in die gemeine Wirklichkeit hinein: die vielverschlungenen Verhältnisse der Helden werden in der Sage durchentwickelt. Nach dieser Sage kamen einige dieser Helden gar nicht zurück in das liebe Land der Väter; andere sehr spät nach vielen Irrfahrten und Abenteuern. Sie fanden in ihren Häusern und Besitzungen Manches verändert. Darüber von Neuem mannigfaltige Verwir-

rung überall; und als endlich diese Verwirrungen in den einzelnen Fürstenfamilien gelöset wurden: da entstanden neue, große und allgemeine Erschütterungen. Dorische Völker (verbunden mit äolischen?), vielleicht aus ihren bisherigen Sitzen durch Wanderungen im nördlichen Griechenland (etwa durch die Anfälle der Thessalier auf das Land, welches später, von ihnen beherrscht, ihren Namen erhielt) verdränget, fielen, angeführet von des Hercules Nachkommen, in die Peloponnes ein, bemächtigten sich nach und nach des größten Theiles dieser Halb-Insel, und kehrten, wohin sie kamen, die alte Ordnung der Dinge völlig um (J. 1100?). Nur Arkadien behielt in seinen schützenden Gebirgen die alten Bewohner, die sich Proselenen nannten; nur in dem nördlichen Küsten-Lande (Aegialea) erhielten sich Achäer; alles Uebrige wurde von den Doriern besetzt oder unterworfen, und zwischen den Eroberern und den Besiegten entstand eine Reihe von Verhältnissen, welche in ihrem Ursprunge, wie in ihrer Entwickelung, gewaltsam waren.

204. Schon lange vor dem Kriege wider Troja mögen Pelasger häufig Leben und Freiheit nach anderen Ländern, besonders nach Italien, gerettet, auch während des langen Krieges mögen einzelne Führer sich mit ihren Leuten hier und dort im Ausland angesiedelt haben; ja, es scheinet selbst nicht zu gewagt, wenn man annimmt, daß nicht alle Griechen in fremden Ländern von Griechenland, als von dem einzigen Ursitze des griechischen Volksstammes, ausgegangen seien: aber

nach jenen Erschütterungen, die von den Herakliden und Doriern im Inneren erreget wurden, scheint eine große Verbreitung des griechischen Lebens von Griechenland aus begonnen zu sein. Wenn diese Erschütterungen dieselben veranlaßt haben: so sind sie dadurch für die Entwickelung des griechischen Geistes unendlich wichtig geworden. Denn nachdem man einmal gelungene Versuche gemacht hatte, sich in fremden Ländern anzubauen: so konnte bei dieser Lage Griechenlandes und diesen inneren Verhältnissen die Ausbreitung wohl nicht wieder aufhören. Und wirklich sahen nach und nach das mittelländische und die benachbarten Meere überall griechische Städte an ihren Ufern, wo nicht besondere Verhältnisse die Anbauung verhinderten. Denn wenn auch die West-Küste Klein-Asiens, Sicilien und das südliche Italien die Haupt-Länder griechischer Anheimungen blieben: so war doch auch Kyrenäa in Afrika griechisches Ursprunges, und der Gott in Delphi hatte selbst zu dessen Gründung getrieben; so waren doch auch Massalia an der gallischen Küste, für die Bildung des Abendlandes von unermeßlicher Wichtigkeit, und Saguntum in Spanien, dessen Bürger einen hohen Sinn in großer Noth schön bewähreten (178), griechisch; so regte sich doch auf den Küsten des schwarzen Meeres überall griechische Thätigkeit, und die thracischen und macedonischen Ufer endlich wurden meist mit griechischen Städten gezieret. Dadurch erhielt der griechische Geist Veranlassung, sich in sehr verschiedener und doch fast überall in herrlicher und großer Natur, unter den mannigfaltigsten Verhältnissen und Umgebungen, und somit um so voll-

ständiger, zu entwickeln. In dem Kampfe mit dieser fremden Natur und den neuen Verhältnissen mußte nicht nur der alte Gewohnheits-Sinn schnell überwunden werden, sondern man war um Erhaltung und Leben zur größten Anstrengung und zur größten Mäßigkeit gezwungen. Dadurch lernte der Mensch seine Kräfte kennen; der Geist hob sich gewaltig und die Griechen im alten Vaterlande standen bald gegen die Ausgewanderten weit zurück. Da aber die ausgewanderten Griechen mit der alten Heimath im engen Verkehre blieben, ohne in Abhängigkeit erhalten zu werden: so mußten sie durch ihre Bildung auf das alte Vaterland mächtig zurückwirken, aber sie mußten auch das alte Vaterland in ihre besonderen Verhältnisse verschlingen und so an die Völker des Auslandes knüpfen. Daher läßt sich mit Recht behaupten, daß die höhere griechische Bildung in jeder Rücksicht erst durch diese Verbreitung des griechischen Lebens möglich geworden. Aber von der andern Seite wird sich auch nicht leugnen lassen, daß die Auflösung, der Verfall, der Untergang Griechenlandes durch sie in mehr als Einer Rücksicht befördert sei. Wir wollen hier Einiges über sie anmerken, um in der Folge vom eigentlichen Griechenland ohne Unterbrechung reden zu können.

205. Am Frühesten wurden wahrscheinlich — um nur von den Haupt-Ländern griechischer Gründungen zu reden — die Städte auf der West-Küste Klein-Asiens gegründet. Wenn diese Städte auch nicht alle gleich groß und mächtig wurden: so wurden sie doch für die Entwickelung des Mutter-Landes, für die Förderung

und Ausbildung des griechischen Geistes, und damit für alle Zukunft mehr oder minder wichtig. Denn hier in der Fülle der Natur, in der schönsten Luft, unter dem heitersten Himmel der Erde, im Angesichte des eilandreichen Meeres, am Saum eines großen, seit uralter Zeit mannigfach gebildeten Erdtheiles, in der Nähe eines mächtigen Völker-Getreibes, dem sie verwandt genug waren, um Vortheil daraus zu ziehen, dem sie zu fremd blieben, um sich in demselben aufzulösen — hier gelangten die Griechen schnell zu höherer Bildung; aber hier entspann sich auch das größte Ereigniß im Leben der Griechen, durch welches sie zur Vollendung ihrer Bestimmung gleichsam hinauf geworfen wurden. Fast alle hellenische Stämme gründeten Städte auf dieser Küste. Diese Städte hätten wohl das höchste Interesse gehabt, sich aufs Engste zu verbinden, um sich zu erhalten gegen die Völker des Landes, denen sie unwillkommene Gäste sein mußten, sobald die Wichtigkeit des Meeres von denselben erkannt war. Aber die Griechen blieben auch hier auf fremdem, auf feindlichem Boden in der alten Trennung ihrer Stämme, und suchten den Zaun, der sie schied, mit der größten Sorgfalt zu erhalten. Darum verbanden sich die Stamm-Genossen mehr unter sich, wegen Spiele und Feste, gegen die Genossen anderer Stämme ihres Volkes, als zu gemeinsamer Vertheidigung gegen gemeinsame Feinde.

206. Die Ersten, die sich hier anbaueten, sollen größten Theiles Aeoler gewesen sein, welche, angeführt von des Pelops vertriebenen Nachkommen, über Mace-

donien und Thracien nach Asien kamen und in Mysien und Lydien und auf einigen benachbarten Inseln eine Reihe von Städten entweder gründeten oder einnahmen. Unter den Städten auf dem festen Lande würde wohl das entferntere Smyrna die erste geworden sein, wenn nicht die gutmüthigen Aeoler von schlauen ionischen Gastfreunden um sie betrogen wären. Daher wurde die Hafenstadt Kyme, Smyrna's Gründerin, als die erste angesehen, eine Stadt, die den witzigen Jonern zwar Stoff zu manchem Spotte gab, die aber doch Sänger und Geschicht-Schreiber hervorgebracht hat, und die selbst die Ehre, auf Homer Anspruch zu machen, nicht für zu groß hielt. Indeß wurde Mitylene auf der Insel Lesbos, die sich durch schönen Wein, schöne Frauen und Gesänge auszeichnete, um so mehr als der Mittelpunkt der asiatischen Aeoler angesehen, da sie, durch ihre Lage geschützt, länger ihre Freiheit zu erhalten vermochte, als die schwachverbundenen Städte des festen Landes, die sich schon dem Könige Krösus von Lydien (111) unterwerfen mußten. Ueberhaupt aber ist die Geschichte der äolischen Städte dunkel; sie bildeten kleine Republiken, zuweilen jedoch gehorchten sie auch einzelnen Männern, welche wie der weise Pittakus in Mitylene (J. 600) die Zeit zu bedenken vermochten.

207. Später langten (wohl nicht allein) aus dem überfüllten Attica ionische Griechen an, auf einem langen Zuge mit Menschen verschiedener Stämme häufig vermischt. Auf der minder fruchtbaren, aber anmuthreichen, gesunden und zum Handel vortrefflich geeigne-

ten Küste Lydiens und Kariens und den nahen Inseln Samus, (wo Polykrates durch Erhabenheit der Gesinnung, Glück und Unglück am Meisten das Herz fesselt) und der steinigten Chius, wußten sie, durch Klugheit oder Gewalt, sich festzusetzen und nach und nach zwölf Städte zu erbauen oder zu erwerben. Sie waren selbst pelasgisch, wiewohl den Hellenen zugezählt, und fanden Pelasger vor; sie vermischten sich auch vielfältig mit den alten Bewohnern dieser Gegend, und unterschieden sich durch verschiedene Mundarten, aber sie hielten fest am ionischen Namen, dessen sich die übrigen Genossen schämten, weil der ionische Stamm der schwächste aller hellenischen Stämme war; sie gaben demselben bald Glanz und Ehre, durch die Regheit ihres Geistes, und die Anstrengung ihrer Kraft. — Jede Stadt bildete für sich einen kleinen Staat, meist mit freier Verfassung, aber im Panionium vereinigte sie ein gemeinsames Volks-Fest, bei welchem zugleich durch eine Art von Amphiktyonen-Versammlung gemeinsame Angelegenheiten bundsmäßig berathen wurden. Wenn jedoch dieser Bund auch die gemeine Vertheidigung bezweckte, so mag er in früherer Zeit, als noch im Inneren des Landes kein bedeutender Staat sich erhoben hatte, mehr gewirkt haben, als in späterer. In diesen Bund wurde auch die schlechterworbene, aber wichtige Smyrna, (die sich erst recht, in erneuerter Gestalt, zu Glanz und Ansehen erhob, als selbst Griechenlandes Freiheit schon untergegangen war) aufgenommen. Aber ehe das lydische und persische Reich Gefahr und Untergang bringen konnten, kamen die ionischen Städte zu einer Größe, einem Reichthum und

einer Bildung, durch welche sie die Bewunderung der Welt verdient und erlangt haben. Freilich vermag die Geschichte den Gang keinesweges zu verfolgen, aber alle haben auf Griechenland und die Welt, theils durch allgemeine Bestrebungen, theils durch einzelne große Männer, Dichter, Weise, Redner, die sie hervorgebracht, tief und bleibend gewirkt. Vorzugsweise jedoch mögen folgende drei besonders ausgezeichnet werden. Phocäa wurde durch ihren Handel nach den westlichen Ländern des Mittel-Meeres reich, und bewahrte doch immer getreulich den Sinn für die Freiheit; und wenn auch nicht alle Bürger, bei der Unmöglichkeit sich der Perser zu erwehren, Kraft genug hatten, eine mühselige Freiheit der bequemeren Unterwerfung vorzuziehen, so erfüllten doch viele den hohen Schwur, begaben sich zu ihrer Gründung Alalia auf Kyrnus, und erduldeten, was ihnen bestimmt war (113). Ephesus, nicht von den Jonern gegründet, aber durch sie berühmt, zog durch das hohe Werk des Dianen-Tempels, der durch seine Flammen selbst einem schlechten Manne die Unsterblichkeit gegeben hat, die Bewunderung der Welt auf sich, und erregte in späterer Zeit durch Handel und Reichthum, wie Smyrna, die Vorliebe der Herren des Landes, so daß sie sich im Wechsel der Zeit lange blühend und groß erhielt. — Auch Miletus durfte nicht erst von den Jonern erbauet werden, aber im Ablaufe weniger Jahrhunderte erhob sich diese Stadt durch die Joner zu einer erstaunenswerthen Größe und Macht. Ihr Handel zu See und Land war unermeßlich; die Zahl ihrer Colonien, wenn nicht unglaublich, doch

kaum begreiflich. Aber wegen ihrer Größe und ihres Reichthumes, wobei sie auch der Wissenschaften und der Weisheit nicht vergaß, erregte sie vielleicht den Neid der übrigen Joner; wenigstens war sie mit diesen nicht in großer Gemeinschaft, weder als sie selbst den langen Kampf mit den lydischen Königen zu bestehen hatte, noch als jene den Persern unterlagen. Wie lange sie sich indeß auch halten mochte: ihrem Geschick entging sie nicht (126)!

208. Endlich wurden, als hätte man das Gleichgewicht der Stämme erhalten wollen, noch später dorische Städte auf der Küste Kariens und auf den gesegneten, weinreichen Inseln Kos und Rhodus gegründet. Aber die Dorier, die sich hier anbaueten, kamen schwerlich Alle, nach allmähliger Verbreitung über die Eilande des Archipelagus, aus der Peloponnes; sondern der Volks-Stamm, den man später den dorischen nannte, mag ursprünglich, d. h. zu einer Zeit, von welcher keine Geschichte redet, über diese Eilande verbreitet gewesen sein. Vielleicht hielten Phönicier ihn früher nieder, vielleicht andere. Die dorischen Städte aber waren freie Staaten; sechs waren gleichfalls durch ein gemeinsames Heiligthum, zu Triopion dem Apoll geweiht, verbunden, und mit Eifersucht schlossen sie die übrigen Dorier von den Kampfspielen aus. Auch ihre Geschichte ist wenig bekannt; und wenn sie den ionischen Städten an Größe und Reichthume nicht gleich kamen, so war doch Knidus eine bedeutende Stadt: sie war nicht allein durch die Feier der schönsten Göttin ausgezeichnet, son-

dern auch die Wissenschaften, Geschichte und Erdkunde, verdanken ihren Bürgern viel. Halikarnassus hingegen war die größte und schönste der dorischen Städte: dennoch wurde sie von dem Bund ausgeschlossen, weil sie der Sitte der Väter getrotzt hatte. Aus ihr aber ist nicht nur der fleißige Dionysius, sondern auch Herodot hervorgegangen, ein Geschicht-Schreiber, der durch seine Welt-Ansicht, sein theilnehmendes Herz, seinen Verstand und die Schönheit seiner Rede, auf eine nie erreichte Weise große Erhabenheit, tiefe Belehrung und anmuthige Unterhaltung in seinem Werke zu vereinigen gewußt hat. — Und mit welchem kräftigen Sinne haben nicht später, als die Freiheit überall zu verschwinden anfing und schon verschwunden war, die Rhodier mannigfaltiges Unglück vou der Natur und von Menschen ertragen!

209. Während sich aber diese Verhältnisse der Griechen in Asien noch gestalteten, und die Städte schönes Gedeihen zu zeigen begannen, sah auch das herrliche Sicilien manche neue griechische Stadt im schönsten Wetteifer mit alten phöniciscchen, und nicht minder wurden die Ufer des südlichen Italiens mit griechischen Colonien angefüllt, so daß der Name Groß-Griechenland für diese Länder entstehen konnte. Fast aus allen Gegenden Griechenlandes, wenigstens aus allen griechischen Stämmen, wurden hier, bald auf diese, bald auf eine andere Veranlassung, meist jedoch wegen bürgerlicher Verhältnisse, Colonien gegründet, gleichsam als hätte das vollständige hellenische Leben, in allen seinen Eigenthümlichkeiten, nach diesen Gegenden versetzt werden sollen.

Auch diese Städte bildeten gewöhnlich kleine auf verschiedene Art freie Staaten; zuweilen wurden sie durch weise Männer mit guten Gesetzen versehen, aber auch nicht selten durch Tyrannen um ihre Freiheit betrogen oder wegen derselben getäuscht. Sie mögen sich vielleicht nicht zu der hohen Bildung erhoben haben, welche die griechischen Städte in Asien erreichten: denn diese, am Saum eines, in seiner Art, durchgebildeten Erdtheiles gegründet, nahmen, wenn so geredet werden darf, einen alten Geist in sich auf, um durch ihn neue Kräfte in sich selbst zu entwickeln, diese hingegen waren unter rohen Völkern angelegt, welchen sie die neue griechische Bildung vermittelnd zugänglich machten, ohne daß sie von ihnen empfangen konnten: aber sie gelangten doch durch Handel und Gewerbe zu einer Größe, wie man kaum der Geschichte zu glauben wagt, und zu einer politischen Ausbildung und Bedeutsamkeit, die nur daraus zu erklären ist, daß sie keinen Staat in der Nähe hatten, gegen dessen Größe anzustreben, sie nicht gewagt hätten. Aber von der Geschichte der meisten wissen wir entweder wenig, oder das, was wir wissen, ist für eine allgemeine Geschichte zu unbedeutend, weil das Eigenthümliche fehlt, durch welches sie sich ausgezeichnet haben mögen.

210. Die griechischen Städte auf Sicilien aber sind, wenn sie gleich zum Theil (besonders Agrigent) eine Zeitlang schön gewetteifert haben, nach und nach durch den hohen Glanz von Syrakus, einer der ältesten (166), verdunkelt worden. An Syracus hängt gewiß

ser Maßen die Geschichte der übrigen Städte, weil diese meistens gezwungen wurden, Syrakus als ihr Haupt anzusehen. Sie aber war eine Gründung der Korinthier (J. 735), dorisches Stammes, und zeigte vor allen Städten dieses Stammes eine solche Beweglichkeit, oft in ein wildes Getreibe ausartend, daß sie den Ernst und die alterthümliche Weise, welche von Vielen als den Doriern eigen angesehen worden sind, ganz zu verleugnen schien; jedoch erklärt sich vielleicht Manches aus der wiederholten Aufnahme neuer Bürger aus andern Städten und Stämmen, und aus ihren eigenthümlichen Verhältnissen. Unter beständigen Unruhen und Erschütterungen im Inneren, unter mannigfaltigen Fehden mit den alten Einwohnern, mit andern griechischen Städten auf Sicilien und unter furchtbaren fast unaufhörlichen Kriegen mit Karthago, die nach dem Besitze der ganzen Insel strebte (166), und unter harten Kämpfen mit Athen (J. 415), deren unten gedacht werden wird, erhob sich Syrakus zu einer solchen Größe, daß kein Staat Griechenlandes ihr gleich zu kommen schien. Ihre Bürger liebten die Freiheit, aber sie bedurften von Zeit zu Zeit der Herrschaft, bald, damit durch einen wohlgesinnten Tyrannen der Nachtheil zügelloser Parteiung verhütet und das Wohl der Stadt gegen äußere Gefahr gerettet würde, bald, damit sie durch einen übelwollenden oder leidenschaftlichen an den Werth der Freiheit erinnert würden. Dritthalbhundert Jahre verliefen unter der oligarchischen Herrschaft der Geomoren; alsdann brachte die Zügellosigkeit des Volkes, nach der Vertreibung dieser herrschenden Geschlechter, den Gelon zur

Tyrannei; achtzehn Jahre lang bestand diese Tyrannei, von drei Männern, nicht ohne demokratische Formen, ausgeübt; hierauf siegte die Demokratie und bewirkte, sechszig Jahre lang, obwohl nicht ohne Stürme, ein schönes Gedeihen; und wiederum Tyrannei und Freiheit in so schnellem Wechsel, daß es schwer wird, zu sagen, welcher die Syrakusier am würdigsten gewesen. Die Betrachtung der Ursachen und des Ganges aller dieser Unruhen, Parteiungen, Veränderungen und Umkehrungen macht die Geschichte von Syrakus unendlich lehrreich. Nicht minder lehrreich ist dieselbe durch die besonderen Verhältnisse, in welche Syrakus sowohl zu den ersten griechischen Staaten, als zu Karthago und Rom kam. Und ein großes Interesse erhält sie endlich durch die Reihe von eigenthümlichen Charakteren der Männer, durch welche der Gang der öffentlichen Angelegenheit bestimmt wurde. Man möchte sagen: von allen Arten fürstlicher Herrschaft gebe die Geschichte von Syrakus ein bedeutendes Beispiel. Denn jene Reihe umfaßt Männer, welche ihre Gewalt auf die verschiedenste Weise selbst gründeten, und andere, denen sie zugeerbt wurde; sie geht von den empörendsten Aeußerungen arglistiger Herrsch-Lust durch eine Menge menschlicher Leidenschaften und Tugenden hinauf bis zum erhabensten Fürsten-Sinn und wieder hinab zu der Mittelmäßigkeit, die über Pracht und Glanz der Gegenwart das Interesse des gemeinen Wesens für die Zukunft vergißt; aber sie zeigt auch die hohe Tugend republicanischer Seelen in einer Schönheit, in welcher sie kaum jemals erschienen ist. Gelon, Thrasybul, die Dionyse, die Hierone, Agatho-

kles, Dion, Diokles, Timoleon — das sind die Namen der vorzüglichsten dieser Männer!

211. Unter den griechischen Städten im unteren Italien nehmen mehrere die Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier aber mag nur Tarents gedacht werden, Sybaris', Kroton's und Locri's. Tarent, eine kretische Colonie, auf seltsame Weise von den Lacedämoniern eingenommen, ging, kurz nach den Perser-Kriegen, von gemäßigter Herrschaft reicher Aristokraten zur Demokratie über; wurde groß und stark; widerstand aber dem Verderbnisse der Sitten nicht, vertrauete die Vertheidigung des Vaterlandes söldnerischen Händen an, verlor Seele und Geist und reifte dem Untergang entgegen. Sybaris und Kroton waren, in ungewisser Zeit, von Achäern gegründet oder eingenommen, (Sybaris jedoch nicht ohne Theilnehmung Anderer); beide wurden mächtig und reich; aber die Sybariten vergaßen, worauf die Herrschaft eines Staates, Sicherheit und Erhaltung ruhen, und worin die Würde des Lebens besteht. Nachdem sie durch Anstrengung und Mäßigkeit zu großem Reichthume gelangt waren, überließen sie sich trägem Genusse, vergaßen der Kraft, wurden üppig, verweichelten und hüteten sich doch nicht vor bürgerlichen Zwisten. Da konnte ein großes Heer sie nicht beschützen; Sybaris wurde (J. 510?) zerstört, nachdem sie ihre Bahn, mit unerhörter Schnelle, durchlaufen war. Kroton, theilnehmend an den Streitigkeiten der Sybariten, und mit Recht aufgebracht über die Treulosigkeit des Tyrannen, Telys, der damals in Sybaris herrschte,

zerstörte die Stadt. Denn wiewohl Kroton auch keinesweges in ihrer Größe von Ueppigkeit und Entartung fern blieb, so folgte sie doch eine Zeitlang weisem Rath, und kehrte zu alter Tugend zurück. Diesen Rath gab ihr Pythagoras, einer der größten, edelsten, erhabensten Männer des Alterthumes, welcher, vor der Tyrannei des Polykrates aus seinem Vaterlande, Samus, hinweggehend und in Demokratien die Macht der Bohnen in der Menge fürchtend, Kroton für geeignet hielt, die Weisheit auszuleben, die sein tiefer Geist erzeugt, gefaßt oder erworben hatte. Pythagoras aber war dadurch so groß, daß er wegen des Himmels die Erde nicht vergaß; daß ihm, indem er das innere Leben der Natur zu ergründen, und Gott und göttliche Dinge zu erkennen strebte, die Bedeutung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Gesetz, Recht, Freiheit und Vaterland, klar blieben; daß er sich darum nicht, in unendlichen Ideen einsam schwelgend, dem Leben entzog, sondern das Leben zu gestalten suchte, um Tugend, Sitte und bürgerlichen Sinn zu verbreiten, die Lenkung der menschlichen Angelegenheiten an die weisesten und tüchtigsten Männer zu bringen und dadurch eine wahre Aristokratie zu gründen. Der Bund, den er stiftete, hatte einen tiefen, staatsweisheitlichen Sinn; er gehört zu den schönsten menschlichen Versuchen. Daß er so wenig der Zügellosigkeit des großen Haufens als der Tyrannei oligarchischer Häupter gefallen konnte, ist begreiflich; aber große Staats-Weise sind aus ihm hervorgegangen, und die Verhältnisse der griechisch-italischen Städte nach der Zertrümmerung desselben, geben für ihn ein

großes Zeugniß! — Auch Locri endlich wurde von den Krotoniaten, und schon früher (J. 600?), bezwungen: eine Stadt, deren Ursprung zweifelhaft ist, die aber nie vergessen werden wird, weil ihre Bürger Kraft genug in sich hatten, den strengen Gesetzen des frommen, gerechten, tugendhaften Zaleucus zu gehorchen!

212. Wenn man nun diese außerordentliche Menge griechischer Städte bedenkt: so kann man gewiß nicht umhin, sich über die Verbreitung des edelen Volks-Stammes und seiner Bildung über so viele Theile der Erde zu freuen; aber man wird kaum begreifen können, wie im Ablaufe weniger Jahrhunderte eine solche Volks-Vermehrung, als diese Verbreitung vorauszusetzen scheinet, möglich gewesen sei. Einiges freilich wird begreiflich, wenn man sich erinnert, daß, selbst in den größten und mächtigsten Städten, die Anzahl der freien, griechischen Bürger doch gering war, daß man überall mit weiser Strenge darauf zu halten pflegte, daß sich die Zahl derselben nicht bedeutend vermehrte, daß man eben deßwegen überall dafür zu sorgen pflegte, der Vermehrung des Volkes, zu welcher die menschliche Natur stets geneigt ist, durch Anlegung neuer Städte zu begegnen, und daß die eigentliche Menschenmasse überall aus Sclaven und Barbaren bestand, durch welche jenen erst ihr freies Leben möglich gemacht ward. Indeß möchte kaum Alles begreiflich sein, so lange man, nach alter Weise, die Griechen auf Griechenland, als auf ihren Ursitz einschränkt, und die Griechen in fremden Ländern Alle von dort herleitet. Und doch scheinen

Diejenigen am Wenigsten nöthig zu haben, an dieser Weise festzuhalten, welche eine Einwanderung der Griechen, aus Asien, in Griechenland anzunehmen für nöthig achten!

Drittes Capitel.

Die freien Verfassungen.

213. Während aber auf diese Weise der griechische Geist in anderen Ländern mächtig strebte, und seine hohe Kraft schön bewährte, ging auch das Leben in Griechenland selbst fort und fing an, sich bestimmter zu gestalten und auszubilden. Sobald nach jenen Erschütterungen, die zur Anlegung griechischer Pflanzstädte den nächsten Anstoß geben mochten (202), einige Ruhe wieder eintrat, und somit den Menschen Zeit gelassen ward, ihre Verhältnisse fester zu stellen, entwickelten sich, im Ablaufe der nächsten Jahrhunderte, zwei wichtige Erscheinungen, von welchen die eine freilich nur weiter gebildet wurde, die andere hingegen neu war, zwischen welchen sich aber im Fortgange der Zeit das griechische Leben gleichsam bewegte. Erstens setzten sich die verschiedenen Stämme, in welchen die Griechen schon in uralter Zeit erscheinen, mehr im Großen einander entgegen und bildeten sich neben einander aus in ihrer Eigenthümlichkeit, und zweitens erhoben sich überall in diesen Stämmen eine Menge kleiner Staaten zu freien Verfassungen mit den mannigfaltigsten Gesetzen und Weisen.

214. Die Trennung der Stämme war allerdings aus dem Wesen des griechischen Geistes hervorgegangen, und darum hatten sie gewiß etwas durchaus Eigenthümliches; die äußere Veranlassung zu der Fortdauer derselben mag jedoch der heraklidisch-dorische Krieg gegeben haben, indem er zwischen den Unterwerfenden und Unterworfenen, zwischen den Vertreibenden und Vertriebenen eine Feindschaft begründete, welche die Natur und die Verhältnisse des Landes unterstützten. Die meisten Stämme traten freilich in der Zeit griechischer Kraft und Größe zurück; sie wurden wenigstens von dem Glanze, den Joner und Dorier zu verbreiten wußten, verdunkelt, und sie erschienen erst zum Theil im Vorgrund, als sich Griechenlands letzte Stunde nahete. Diese Dorier und Joner aber standen in der schönen Zeit des griechischen Lebens auf eine solche Weise neben einander, daß sie sich wechselseitig zu ergänzen schienen, und daß man den griechischen Geist gewiß nicht begreifen wird, wenn man sie nicht in Einheit zu erfassen vermag. Bei aufmerksamer Betrachtung beider Stämme, sowohl in ihren ersten Gliedern, in Lacedämoniern und Athenäern, als in allen ihren Zweigen, kann man der Versuchung unmöglich widerstehen zu behaupten: in den Jonern war das Princip, Neues zu schaffen nach den Bedürfnissen des Augenblickes, in den Doriern hingegen das Princip, Altes zu erhalten, ohne Rücksicht auf die Forderung der Zeit; Jene bestrebten sich fortwährend die gesellschaftlichen Verhältnisse zu ändern und zu bessern; Diese hielten fest an den ererbten, als wären sie die besten, zwängten in sie das Leben hinein,

und hielten den Geist nieder; in Jenen war eine freie und fröhliche Beweglichkeit, in Diesen ein stolzer Ernst, der an Starrköpfigkeit gränzte; bei Jenen galt der Einfall, bei Diesen die Sitte; Jene waren kraftvolle Jünglinge einer frischen Gegenwart, Diese alterthümliche Helden einer strengen Vorzeit. Darum Jene offen und wahr, aber ungestüm und wild; Diese verschlossen und verschlagen, anständig und falsch; Jene zu demokratischer Unbeschränktheit geneigt; Diese sich beugend unter der Herrschaft alter Geschlechter! Zu leugnen ist freilich nicht: diese Vergleichung leidet Ausnahmen; ihre Wahrheit kann nach einzelnen Beispielen bestritten werden; ja, zuweilen scheinen Dorier und Joner ihre Art ausgetauschet zu haben. Aber es ist eben so wenig zu leugnen: diese Abweichungen scheinen nur in besonderen Verhältnissen ihren Grund zu haben, in der Stellung der Staaten zu anderen Staaten, in ihren Schicksalen und in den Bestrebungen, zu welchen ihre Lage die Bürger nöthigte; und darum scheinen sie die Regel nur zu bestätigen. Vielleicht ließe sich behaupten, daß in diesem Gegensatze der Joner und Dorier, da er nicht überwunden wurde, der eigentliche Grund des Unglückes lag, das über Griechenland gekommen ist; der Grund des Unterganges des freien hellenischen Volkes.

215. Eben so lag auch der Grund der freien Verfassungen, deren sich Griechenland erfreuete, im Wesen des griechischen Geistes. Nachdem die menschliche Natur sich allen Arten des Despotismus gefügt, und alsdann versucht hatte, die Fesseln desselben zu zerbrechen, war

sie in ihrer Erscheinung in den Griechen weit genug gereift, um sich der Freiheit werth zu fühlen, wenn sie gleich noch nicht weit genug gekommen war, um diese Freiheit auf eine andere Weise als durch eine arge Sclaverei des größten Theiles der Menschen zu gewinnen und zu sichern. Die nächste Veranlassung zur Einführung dieser Freiheit war in den verschiedenen griechischen Staaten sehr verschieden. Durch die Zerrissenheit des Landes aber, durch die Trennung in Stämme, und durch den besonderen Umstand, daß kein Feind in der Nähe gefunden wurde, der allen Griechen gleiche Gefahr gedroht und dadurch die Nothwendigkeit der Vereinigung fühlbar gemacht hätte, wurde möglich, daß sich eine so große Zahl kleiner Staaten bilden konnte; es wurde möglich, daß sich alle Modificationen freier Verfassungen, welche die Zeit erlaubte, neben einander, und damit das Wesen des Republicanismus, in Griechenland ausbildeten, wie sich etwa alle Arten des Despotismus in den ungeheueren Reichen des Morgenlandes nach einander ausgebildet haben. Und eben dadurch wurde in den griechischen Staaten ein Geist des Wetteifers, des Strebens und Ringens erweckt, durch den allein das Griechenthum zu der Höhe gelangt ist, von welcher herab es so herrlich durch die Zeiten glänzet. — Uebrigens pflegen wir uns die griechischen freien Staaten gewöhnlich als Städte vorzustellen. Diese Vorstellung ist auch an sich ganz richtig, nur ist nothwendig, daß wir uns die griechische Stadt (πόλις) nicht wie eine Stadt des Mittel-Alters denken, so wenig als wir sie wie eine Stadt des Morgenlandes denken dürfen.

216. Aber weil das Leben mit sich selbst zusammenstimmt, und sich selbst gleichsam vorarbeitet: so hatten auch die Griechen ursprünglich zwar erbliche Fürsten, jedoch keineswegs, so weit unsere Kenntniß reicht, willkührliche Herrschaft gekannt. Daher war der Aufschwung der Freiheit, durch Monarchie und Oligarchie hindurch bis zur Aristokratie, bis zur Demokratie, nicht so hoch, als er uns vielleicht scheinen könnte. Es bestand aber die höchste Freiheit der griechischen Staaten, nach der Idee der Edelen des Volkes, darin, daß alle Männer, die Grundeigenthum besaßen, sich betrachten sollten als gleiche Glieder eines gemeinen Wesens, dessen Einrichtung und Veränderung durch gemeinen Willen, fort und fort lebendig und frisch, zu bestimmen wäre, dessen Gesetze und Angelegenheiten durch gemeine Verwalter, aus den edelsten, weisesten, tüchtigsten Männern erwählt, und dem Ganzen für ihre Handlungen verantwortlich, gehandhabt und bestellet werden müßten. Nun mag sich zwar der Stamm-Character, wie er entweder ursprünglich war, oder wie er sich in den Verhältnissen der Zeit ausbildete (212), auch in den Staats-Verfassungen gezeigt und sich in den verschiedenen Verhältnissen der einzelnen Städte geltend gemacht haben: im Allgemeinen aber wurde jene Freiheit überall, mit mehr oder minder klarem Bewußtsein, gesucht und erstrebt; die Idee dieser Freiheit wurde hin und wieder mit dem Gedanken eines Staates Eins, und wenn auch hier oder dort nur einige Geschlechter herrschten und die Anderen gehorchten, wenn hier und dort für diese Geschlechter nicht Tugend, Geist, Ver-

dienst, sondern ein zufälliges Gut, Geburt oder Besitz entschied, wenn auch hier oder dort diese Geschlechter durch furchtbare Eidschwüre zur Unterdrückung des Volkes verbunden waren, und wenn auch anderswo von Zeit zu Zeit einzelne Bürger den gemeinen Willen an sich rissen und die öffentlichen Angelegenheiten ohne Zustimmung der übrigen und ohne Verantwortung lenkten, wenn auch Tyrannen auftraten: so wurde damit jenes Streben keineswegs unterdrückt; und eben so wenig ward es unterdrückt durch die wilde Herrschaft des gemeinen Haufens, in welche wohl auch von Zeit zu Zeit die gesetzmäßige und allein wohlthätige Freiheit entartete!

217. Je mehr aber die Bürger der freiesten Staaten sich als Theile des Staates fühlten, und je weniger sie den Staat als etwas Aeußeres ansahen, ihnen fremd, höchstens nur in sofern mit ihnen verbunden, als dieses fremde Wesen von ihnen Unterwerfung, Gut und Blut verlangte, desto mehr mußte, wie es scheint, ihre Menschlichkeit mit ihrer Bürgerlichkeit zusammenfallen. Alle Erscheinungen des Lebens bekamen einen Zusatz, der auf das gemeine Wesen zurückwies; das Haus wurde geöffnet und gleichsam in den Staat aufgelöset; die Gränzen des Eigenthumes standen kaum jemals fest, weil vor der Gemeinde der Einzelne verschwand. Die Religion war nicht bloß volksthümlich, sondern auch in der Götterwelt wiederholte sich das bürgerliche Leben: es gab allerdings in einigen Staaten Geschlechter, z. B. die Eumolpiden, Butaden u. s. w., von

welchen, weil sie einheimisch und unvermischt mit Fremden sein mochten, gewisse gottesdienstliche Handlungen und religiose Bräuche verrichtet oder auch das Priesterthum bei einzelnen Tempeln verwaltet zu werden pflegten, und welchen die Gewohnheit auf diese Verrichtung und Verwaltung gewisser Maßen ein Vorrecht in dem Aberglauben des Volkes gegeben hatte: aber diese Gewohnheit war weder allgemein, noch waren jene Geschlechter auf ihre religiose Aemter beschränkt; auch waren sie nicht geschlossen und dem Volke war die Wahl zu den Aemtern nicht entzogen. Sie bildeten daher keinesweges einen erblichen Priesterstand; vielmehr darf man behaupten: das Priesterthum habe bei den Griechen zu den Rechten der Voll-Bürgerlichkeit gehört! Eben so waren Sitte, Kunst, Wissenschaft, jede Offenbarung des Geistes, bürgerlich in allen ihren Aeußerungen. Daher entstand ohne Zweifel in der Seele des edelen Griechen die große Gesinnung, die uns nicht selten zur Bewunderung zwinget; daher erglühete in ihm das Feuer der Vaterlands-Liebe, das so viele Menschen bei Betrachtung des griechischen Lebens ergreift, und verzehrt und unempfindlich macht für das Leben ihrer eigenen Zeit und für die Erscheinungen im eigenen Volk! Es würde freilich thöricht sein, zu glauben, in Griechenland habe der Einzelne, weniger von Eitelkeit, Selbstsucht und Eigennutz geleitet, als in neuerer Zeit, selten oder nie der Gesellschaft entgegen gestrebt. Vielmehr zeiget die Geschichte, daß in dieser Hinsicht die Menschen sich gleich geblieben sind. Aber zu leugnen ist nicht: die Leidenschaften des Einzelnen hingen

in Griechenland viel inniger mit dem Staate zusammen und hatten fast nothwendig eine bürgerliche Richtung. Die Gewaltsamkeit, welche die Sclaverei dem ganzen bürgerlichen Leben gab; die Willkührlichkeit und Unsicherheit, welche dieses Leben in sich selbst hatte, weil jeder Augenblick dasselbe gewisser Maßen neu gestaltete, und das Gesetz, im regen Willen der Volksgemeinde bestehend, kaum jemals zu einer stetigen Herrschaft kam — diese Gewaltsamkeit, Willkührlichkeit und Ungewißheit hielten nothwendig den Geist der Menschen wach und ihre Seelen gespannt; sie nöthigten die Einzelnen zur regen und lebendigen Theilnahme, damit das Frevelhafte, das kaum zu vermeiden war, lieber von ihnen mit verübt, als gegen sie gewendet würde. — Im Uebrigen ist es begreiflich genug, wie in einem solchen Leben die Sclaverei selbst den größten Philosophen keinesweges als unmenschlich erscheinen konnte, wenn sie dieselbe auch keinesweges, so wie sie war, vertheidigten; und eben so ist es begreiflich, daß es uns, ohne diese Sclaverei, nicht vergönnet sein würde, die schönen Früchte der griechischen Freiheit in Wissenschaft und Kunst zu bewundern und zu genießen!

218. Aber wenn auch gewiß ist, daß im Ablaufe von drei oder vier Jahrhunderten (etwa zwischen J. 1000 u. 600) die erblichen Fürsten fast überall verschwanden, und daß gewöhnlich mit dem königlichen Ansehen auch der königliche Name aufhörte; wenn wir auch so ziemlich die Zeit herauszubringen vermögen, wann dieses geschah; wenn auch nachgewiesen werden könnte, daß

sich die Veränderung in den Städten des mittlern Griechenlandes, des eigentlichen Hellas, angefangen, dann über die Peloponnes und über die Eilande, nach Umständen und Lage bald so bald anders gestaltet, verbreitet, und im nördlichen Griechenland, in Thessalien, in Epirus, schlecht oder gar nicht gelungen sei: so sind wir doch über den Gang und das Eigentümliche der einzelnen Staaten nur wenig unterrichtet. Wohl findet man bei Dichtern und Philosophen, bei Historikern und Geographen, manche Nachricht, die Staaten auf dem Lande, wie auf den Eilanden betreffend; Namen sind uns vielfältig erhalten; auch einzelne belehrende und unterhaltende Erzählungen von der Weise, dem Thun und den Schicksalen einzelner Männer: aber Alles dieses ist theils zu ungewiß, theils greift es zu wenig in die Entwickelung der Dinge ein, als daß es für eine allgemeine Geschichte Werth haben könnte. Nur von der gestrengen Lacedämon, nur von der glänzenden Athenä sind wir besser unterrichtet, wiewohl auch hier Manches ungewiß, Manches fabelhaft, Manches an bestimmte, gefeierte Namen geknüpft ist. Selbst von der prachtvollen Korinth, dieser Leuchte Griechenlandes, dem Mittelpunkte des Verkehres zwischen Griechen mit Griechen, und zwischen Griechen mit Orientalen und Italern, — selbst von Korinth und ihrem oligarchischen Wesen, ist uns nur wenig bekannt, und in diesem Wenigen macht das widerspruchsvolle Leben des so weisen als grausamen Perianders (um d. J. 600) immer das Vorzüglichste. Darum beschränken wir uns, nach alter Weise, Zeit und Verhältnisse

beachtend, auf Lacedämon und Athen, und gedenken der übrigen Staaten nur gelegentlich.

Viertes Capitel

Geschichte von Lakedämon vor dem persischen Kriege.

219. Die dorischen Völker unter den Herakliden hatten in der Peloponnes die Rosse nährende Argos und Mycenä, durch der Atriden Macht, Tugend, Gräuel und Unglück berühmt, ferner, die alte Lacedämon mit Sparta und die fruchtbare Messene, wo einst Nestors graue Weisheit gewaltet haben sollte, unterworfen. Die drei kleinen Staaten hatten sich dann, zu gegenseitiger Erhaltung unter einander, und zu Vertheidigung gegen Fremde, verbündet. Aber bald trat das Streben eines jeden nach Selbständigkeit hervor; sie trennten sich; wiewohl von Gliedern Eines Hauses verwaltet, und standen feindlich gegen einander, während sie im Innern an häufigen Uebeln litten. Am Schwächsten war wohl Lacedämon, weil vom Anfang an zwei Könige an der Spitze standen, die wenn sie gleich Einen Ahn verehrten, doch nach Menschen-Weise durch gegenseitige Eifersucht beständige Unruhen unterhielten. Aber etwa zweihundert Jahre nach der Eroberung fing Lacedämon an, sich (um d. J. 880) hoch über die Bruder-Staaten hinaus zu heben, nachdem ein Mann, von welchem die lenksame Pythia zu erklären sich nicht scheuete: sie wisse nicht, ob sie ihn als Gott begrüßen sollte oder als Menschen, den Lacedämoniern eine Verfassung und Gesetze gegeben

hatte, die für alle Zeit höchst merkwürdig, und auch darum höchst lehrreich sein werden, weil sie zeigen, wie weit die Menschen gebracht werden können, wenn sie einmal, in Bethörung, im Glauben und Vertrauen, hinweggerissen sind über das, was am Leichtesten das Göttliche in uns erstickt, über den sinnlichen Genuß.

220. Wir kennen aber Lykurgs Gesetz-Gebung nicht genug, um sie recht zu würdigen; ja, um sie nur zu verstehen. Die Gesetze wurden nicht aufgeschrieben; Lykurg zog das lebendige Wort dem todten Buchstaben vor, sicher, daß der Geist, in welchem er handelte, dadurch am Wirksamsten sein werde! Was wir wissen, das wissen wir meist durch Athenäer, und ist reich an Widersprüchen, die noch Niemand gelöset hat, und die schwerlich Jemand gänzlich lösen wird. Xenophon, voll bitteres Ingrimmes über die wilde Demokratie in Athen, zeiget sich über die einzelnen Einrichtungen in Sparta, des Gegensatzes wegen, hoch entzückt, aber das Ganze des lacedämonischen Lebens scheinet er, nach Sinn und Art, nicht verstanden zu haben. Aristoteles würde auch über die lacedämonische Verfassung der beste Zeuge sein, wenn wir seine Politien noch besäßen; in seiner Politik aber beurtheilt er nur einzelne Verhältnisse zu einer Zeit, als das Ganze schon verfallen und das Einzelne entartet war, und er thut dieses nicht mit rein historischem Geiste, sondern für einen philosophischen Zweck. Dabei stellt er, wie Plato, immer Lacedämon neben Kreta, während Polybius, der sich übrigens mit Unrecht einbildet hierüber besonders lehrreich zu sein,

diese Nebeneinander-Stellung durchaus verwirft. Was aber von Herodot, Thucydides und Anderen angemerkt ist, das sind wiederum nur einzelne Züge, aus welchen weder der wohlmeinende, angenehme, aber für solche Dinge nicht gemachte Plutarch, noch wir das Ganze zusammen zu setzen vermochte und vermögen. Um aber die Lykurgische Gesetz-Gebung zu begreifen, wäre nothwendig, daß wir sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhang übersähen. Denn, wenn auch die Idee einer solchen Gesetz-Gebung von Einem Manne gefaßt sein mag, so ist sie doch aus dem Leben hervorgegangen, und durch die Zusammenwirkung aller Verhältnisse der Lacedämonier erzeugt worden. Vielleicht könnten folgende Bemerkungen Einiges beitragen, eine Annäherung an das Verständniß zu erleichtern.

221. Die Dorier in Lacedämon waren als fremde Eroberer in die Peloponnes gedrungen. Sie hatten die alten achäischen Einwohner meistens vertrieben, zuweilen unterworfen, hier und dort zu Sclaven gemacht. Anfangs scheinen sie diese alten Einwohner allerdings sehr geschonet, sie scheinen ihnen, unter dem Namen, Periöken, sogar gleiche Rechte mit dem gemeinen Sieger zu gestanden zu haben. Im Fortgange der Zeit aber hatte sich das gewaltsame Verhältniß gewaltsam entwickelt; den alten Einwohnern war ihr Eigenthum mehr und mehr geraubt: sie waren zinspflichtige Unterthanen der Sieger geworden, sie waren immer tiefer hinabgedrückt, und mußten deßwegen von den Doriern als ihre ewigen und bitteren Feinde betrachtet werden,

immer bereit, das Sclaven-Joch zu zerbrechen, welches sie ihnen aufgelegt hatten: das schreckliche Schicksal der widerspänstigen Helos, welche allen Unterworfenen den Namen gab, kann über den Zustand der Dinge Zeugniß sein. Ferner hatten Fehden wider Arkadien und Argos bewiesen, daß ein bürgerlicher Verein vor Fremden keinesweges sicher ist, ja, daß er selbst durch Eidschwur und Bündniß nicht geschützet wird. Endlich waren die Verhältnisse der Dorier selbst schon vor der Eroberung einiger Maßen ausgebildet gewesen: neben dem Geschlechte der Herakliden gab es andere Geschlechter, die sich nur als Gleiche ansehen wollten und die übrigen Menschen unter sich erblickten. Die Eroberung eines Landes mit gemeinsamer Kraft hatte bei diesen Verhältnissen begreiflicher Weise Reibungen aller Art veranlasset; sie hatte die Leidenschaften der Menschen erreget; und sie mußte dieselben um so stärker erregen, da, wie es scheint, die gleichen Geschlechter — dreißig Obä — ihren Sitz im eigentlichen Sparta genommen, während die übrigen Dorier durch Lakonien ringsher, in Gemeinden zerstreuet, ihre Wohnung erhalten hatten, und da hierdurch ein Gegensatz unter den Bürgern des Staates, den Lacedämoniern, zwischen Spartiaten und Nicht-Spartiaten entstanden war. Solche Reibungen und Leidenschaften schwächten natürlich die Kraft der Eroberer gegen die Besiegten wie gegen Fremde.

222. Gegen diese dreifache Gefahr nun sollte Hülfe geschafft werden. Und wie hätte ihr besser begegnet werden können, als durch eine solche Ausgleichung

und Vereinigung aller Dorier, der Spartiaten mit den übrigen Lacedämoniern, daß Keiner etwas Höheres zu kennen, und etwas Heiligeres erstreben zu dürfen glaubte, als die Erhaltung des Raubes, die Befestigung der Herrschaft, und die Ausführung der Gesetze, durch welche die Verbindung bestand und geordnet war! Um aber Dieses zu erreichen, war zuerst nöthig, zwischen den Gliedern des Vereines alle Gegenstände, um derenwillen die Leidenschaft den Menschen vom Menschen trennt und einen gegen den anderen feindselig macht, zu entfernen. Ferner war nöthig, diesem Vereine gegen die Unterworfenen die höchste Furchtbarkeit zu geben, um dieselben einzuschüchtern, um sie zu trennen, zu schwächen, und dann unter den Lasten des Lebens zu ermüden. Eben so war endlich nöthig, auch den Fremden furchtbar zu erscheinen, Alles zu entfernen, was dieselben reizen konnte, und jede Berührung mit ihnen, so viel als möglich, zu verhüten, um nicht unterdrückte Begierden aufzuregen. Zur Lösung dieser Aufgaben aber fühlte sich Lykurgus berufen. Dieser, eines Königes Sohn, und ohne allen Zweifel, ein Mann von gewaltigem Geiste, hat ursprünglich vielleicht ein ganz anderes Ziel vor Augen gehabt. Als er aber unerwartet von dem Königthume scheiden mußte, da mag ihm der Gedanke gekommen sein, es müsse auf die entgegengesetzte Weise geholfen werden. Die Zeit schien günstig: den König Charilaos, seinen Neffen, brauchte er nicht zu fürchten. Das dorische Volk war, wie er auf seinen Reisen gefunden haben mußte, von rauhem Sinne, von strengem Ernste, geneigt zum starren

Festhalten am Herkömmlichen und Gewohnten, geneigt zum Aberglauben. Der Gott in Delphi, von Alters her mit einem solchen Volke befreundet, wurde gewonnen, und war bereit Alles zu heiligen, was Lykurg vornahm. Die Spartiaten Alle mochten die Oligarchie in Gefahr sehen, weil eine Verbindung zwischen den Königen und den Lacedämoniern das Schlimmste für dieselbe fürchten ließ. Die Lage Lakoniens endlich, vom Meer und von leicht zu vertheidigenden Bergen umgeben, und Alles liefernd, was die menschliche Natur zur Nothdurft verlangt, schien Alles zu erleichtern. Also ist wohl begreiflich, wie Lykurg dreißig Männer — die unleugbar an die dreißig Obå erinnern — für seinen Plan gewinnen konnte; es ist auch begreiflich das Gaukelspiel, mit welchem diese dreißig Männer ihn bewaffnet auf den Markt führten, um ihn zu einem Werke zu nöthigen, das schon vollendet war. Dennoch fand die Ausführung Widerstand: die Menge fühlte, scheint es, worauf es ankam. Aber was vermochte sie gegen so große Gewalten, als für Lykurg stritten! — Im Uebrigen hat sich Vieles in Lacedämon mit der Zeit gebildet, und Manches ist an Lykurg's hohen Namen geknüpft, was aus späteren Verhältnissen hervorgegangen ist. Darum kann man wohl nach dem Zeitalter Lykurg's fragen; aber man darf nicht fragen, nach dem Jahr, in welchem die Verfassung entstanden ist, die seinen Namen führet.

223. Was die Gesetze selbst betrifft: so scheint es, daß Lykurg mit einer Auseinandersetzung der Spartia-

ten und der übrigen Lacedämonier in Hinsicht des Grundbesitzes begonnen habe, um eine Hauptquelle des Streites zu verstopfen, und das wilde Zugreifen zu verhüten. Er behandelte das ganze Land als Gemein-Gut des gemeinen Wesens; er nahm für die Spartiaten wahrscheinlich den vierten Theil, und ließ den Rest den übrigen Lacedämoniern, auf welche jetzt der Name Periöken übergegangen zu sein scheint, da die alten freien Periöken, größtes Theiles, vernichtet, und entweder unter dem Namen Heloten in die Leibeigenschaft und Sclaverei Derer, welche auf ihrem Eigenthum lebten, gebracht waren, oder sich den Siegern dergestalt angeschlossen hatten, daß der Name Lacedämonier, d. h. der Name der Staatsbürger, auch auf sie ausgedehnet wurde. Von jenem vierten Theile scheint alsdann der zehnte Theil dem Geschlechte der Herakliden angewiesen oder vielmehr gelassen zu sein; damit fiel derselbe aus der weiteren Berechnung hinweg. Die neun Zehntheile dieses Viertheiles aber wurden unter die dreißig Obä vertheilt, und diese dadurch in den Stand gesetzt, je fünfzig Reiter ins Feld stellen zu können: ein Umstand, von welchem diese Spartiaten den Namen der Ritter (ἱππεῖς) erhalten haben mögen. Heloten, als leibeigene Bauern und Knechte, mußten diese Ländereien bebauen, so wie sie jede andere Arbeit verrichten mußten. Die drei übrigen Viertheile des Landes wurden in dreißig tausend Loose dergestalt getheilt, daß der Besitzer eines Looses Vermögen genug hatte, als Schwerbewaffneter zu Fuß ins Feld zu gehen. Indeß scheinet nicht, daß man alle Loose sogleich an die übrigen Lacedämonier

vergeben habe; vielmehr scheinet ein Theil (πολιτικὴ χώρα) als Rückhalt für mögliche Fälle aufgespart zu sein. Heloten mögen dieses Land gebauet haben, so wie sie auch den gemeinen Lacedämoniern dienen mochten. Das Verbot des Verkaufes, des Verschenkens, des Vertheilens der Landgüter war nothwendig, weil das einzelne Loos, wie das Ganze, Staats-Gut war; auch sollte durch dasselbe einige Gleichheit des Vermögens unter den gemeinen Bürgern erhalten, und große Armuth neben großem Reichthum, als das Hauptübel menschlicher Verhältnisse und die eigentliche Quelle bürgerlicher Unruhen, verhütet werden: der Sohn sollte vom Vater erben, und für die übrigen Kinder sollte auf andere Weise, (etwa vom Staat durch Colonien und sonst,) gesorgt werden. Ferner sollte wohl durch die Vorschrift gleicher Kleidung, nothdürftiger Wohnung, und gemeinsamer Mahlzeiten, zu denen ein Jeder, bei Verlust der Vollbürgerlichkeit, seinen bestimmten Beitrag geben mußte, jeder Lust nach Reichthum und Vergrößerung entgegen gewirkt, noch mehr aber sollte der Schein der Gleichheit erhalten und die übrigen Lacedämonier sollten über das wahre Verhältniß getäuscht und durch die Täuschung beruhiget werden. Dasselbe geschah durch den gemeinsamen Gebrauch der Werkzeuge, des Viehes, der Sclaven. Das Verbot des Handels aber und die Einführung des Eisen-Geldes sollte verhüten, daß neben dem Grund-Reichthume kein anderer Reichthum entstände!

224. Das neugeborne Kind mußte sogleich dem

Staate, dem es allein angehören sollte, dargebracht werden. Die Prüfung, welche es zu bestehen hatte, war wohl nothwendig, wenn nicht wegen der Rechtbürtigkeit, doch um die Gesundheit Aller zu erhalten und vor einer zu großen Menge unnützes Volkes zu sichern. Die Erziehung wurde gänzlich zur öffentlichen Sache gemacht. Sie war rauh und streng, aber recht dazu geeignet, dem Körper Schnelle und Stärke, dem Geiste Schärfe und Gewandtheit, dem ganzen Menschen hohen Ernst und jene große Gesinnung zu geben, die ihn fähig macht zu jeglicher That und zu jeglicher Aufopferung. Der Jüngling, der Mann mußten durch Uebung und Anstrengung fortsetzen und der Greis vollenden, was der Knabe begonnen hatte. Die Mädchen und Jungfrauen sollten so erzogen und gebildet werden, daß ihr gesunder Leib dem künftigen Geschlechte noch mehr Kraft und Gesundheit zu versprechen schien, als die Väter gezeigt hatten, und daß ihr Geist über die Freude des Hauses hinweg zum Wohle des gemeinen Wesens erhoben würde, um den Heldensinn nähren zu können, welcher die Männer beseelen sollte, und welchen diese stets nur da gezeigt haben, wo die Frauen demselben nicht widerstrebten. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander war überhaupt darauf gestellt, das gegenseitige Verlangen zu höchster Gluth zu entbrennen, um deren Flammen als Geist und Kraft in dem Erzeugten wieder zu erblicken, und um vor der Uebersättigung und dem erzwungenen Genusse zu bewahren, aus welchen Schlaffheit und Schwäche stammen. Dazu die nackten Tänze der Jungfrauen; dazu die heimlichen Besuche der Ver-

wählten; dazu die Ansprüche, welche der frischen Kraft des Jünglinges verstattet waren. Uebrigens sollten Sitte, Zucht, Schaam und Ehrfurcht gegen das Alter heilige Tugenden sein!

225. Die Einrichtung endlich, durch welche das Ganze des also gestalteten Lebens aufrecht erhalten werden sollte, oder die eigentliche Verfassung, war auf den ersten Blick sonderbar gemischt. Im Wesentlichen aber war sie unverkennbar eine Aristokratie, die sich nach der einen Seite zur Oligarchie hinneigte, und nach der anderen zur Demokratie, jedoch Jenes mehr als Dieses. Die beiden Könige, die vom Zeus selbst abstammten, unter deren Ahnen die Eroberung des Landes gemacht war, behielten ihre Namen, so wie die Anführung im Kriege; aber von der Gewalt, die sie früher vielleicht gehabt, die sie wenigstens erstrebt hatten, ward ihnen kaum ein Schatten gelassen. Eine Verbindung mit dem Volke war ihnen durch die Oligarchen gänzlich unmöglich gemacht. Die Vorzüge, die ihrer Würde verblieben, waren höchst unbedeutend; selbst durch den häufigen Verkehr mit dem delphischen Gotte, welchen die vier von ihnen frei erwählten Pythier besorgten, konnten sie um so weniger Etwas gewinnen, da sie sogar zur Verantwortung gezogen werden durften, und mithin wirklich nur Staatsdiener waren. Ein Rath von acht und zwanzig alten Männern, vom versammelten Volke der Lacedämonier auf die Zeit ihres Lebens frei, jedoch nur aus den Gleichen, nur aus den Ehrenwerthen und Gebildeten (καλοῖς κἀγαθοῖς), ge-

wählt, stand ihnen zur Seite, und bildete, unter ihrem Vorsitze, die höchste Gewalt im Staat ohne Verantwortlichkeit. Die fünf Ephoren hingegen mögen allerdings, wenigstens in ihrer nachmaligen Bedeutung, späteres Ursprunges sein; aber sie wurden durch die Stellung nothwendig, in welcher sich die Spartiaten zu den übrigen Lacedämoniern befanden. Diese Lacedämonier bedurften einer Sicherheit vor den Aristokraten in Sparta; sie bedurften Wächter ihrer Rechte. Darum wurden auch die Ephoren jährlich und frei von Allem Volk und aus Allem Volk erwählt; aber die vornehmen Geschlechter (καλοὶ κἀγαθοὶ) konnten nicht zu diesem Amte gelangen, und durften nicht zu demselben gelangen, wenn es nicht auch verderblich werden sollte für die Freiheit und das Recht der Lacedämonier. Da diese Geschlechter aber ausgeschlossen waren von diesem Amte, so mußten die Ephoren, als Vertreter der Demokratie und gestützt auf die Menge, nothwendig im Fortgange der Zeit einen tiefen Einfluß, eine große Gewalt erhalten! Das Volk selbst, d. h. die Gesammtheit aller vollfreien Bürger, der Lacedämonier, versammelte sich, damit es abgefunden würde, monatlich, weil es zerstreuet im Lande lebte; und, dem Namen nach, behielt es die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten, ja, alle Sachen von einiger Bedeutung sollten demselben zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt werden. Vieles jedoch mochte die Gerusia für sich abthun. Auch scheint es, daß die Spartiaten allein, welche ihre besonderen Verhältnisse, wie alle anderen Ortschaften, in besonderen Versammlungen berietheu, zuweilen in

diesen Versammlungen Angelegenheiten des gemeinen Wesens zu berathen und zu entscheiden sich erlaubt haben. Es mochte auf den Character der Ephoren das Meiste ankommen; und gewiß unterließ man nicht, sie zu gewinnen oder zu verführen.

226. Vom Gerichts-Wesen der Lacedämonier wissen wir äußerst wenig. Die höchste peinliche Gerichtsbarkeit hatte die Gerusia; bürgerliche Rechts-Streitigkeiten wurden von den Ephoren entschieden: das Eine wie das Andere nach Gutdünken und Willkühr. — Dagegen war für den Falle eines Krieges das Vertheidigungs-Wesen vortrefflich eingerichtet. Die mauernlose Stadt, die Zusammenordnung der Lacedämonier und Heloten im Falle der Noth, die Bewaffnung, die Bekleidung, die Anführung, der Marsch, die Kriegs-Musik, die Opfer, die Stellung zur Schlacht, das feierliche Begräbniß der Gefallenen, — Alles war darauf berechnet, den Gedanken des Weichens jedem Bürger unerträglich zu machen, und ihn zu zwingen, die Ehre des Sieges oder den Ruhm des Todes fürs Vaterland als das Höchste, als das Einzige zu suchen. Durch das Verbot des Verfolgens der fliehenden Feinde aber, und durch andere Vorschriften ähnliches Geistes, sollte wohl der Sinn von allen Eroberungen entwöhnet werden.

227. Ueberdenkt man nun dieses gemeine Wesen mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, so kann man den inneren Zusammenhang unmöglich verkennen; und

wie leicht es auch sein mag, einzelne Einrichtungen zu tadeln, wenn man von unseren Sitten und Ansichten ausgeht, so schwer dürfte es sein, wenn man sie historisch, im Geiste des Ganzen und nach der Lage der Dinge betrachtet. Aber gegen das Ganze läßt sich sagen, daß es Ein großer Fehler gewesen sei gegen die ewige Natur menschlicher Verhältnisse. Alles war unnatürlich und gewaltsam, roh, und wahrhaft maschinenmäßig. Zuerst erschrickt man über die Menge der Heloten, welche auf eine schmählige Weise unter die menschliche Würde hinabgedrückt wurden, um den Lacedämoniern das Leben möglich zu machen, das sie führten. Die Freiheit, welche Einigen allerdings und nicht selten zugestanden wurde, kann über ihr Schicksal um so weniger trösten, da die Hoffnung auf dieselbe immer gering blieb, und da auch die Freiheit der Neodamoden keinesweges bedeutend gewesen zu sein scheinet. Dann, wie unnatürlich war das Verhältniß der Lacedämonier zu dem Theile der Einwohner, der dem Loose der Knechtschaft etwa entgangen war und ihnen, den Siegern, zugezählt wurde! Ferner, wie gezwungen war das Verhältniß der Spartiaten zu den übrigen Lacedämoniern. Endlich wie beschränkt und arm war selbst das Leben der Lacedämonier und der Spartiaten bis zum Könige hinauf! Wohl konnte nur durch diese Beschränkung und Entsagung Gehorsam und Abhängigkeit erhalten werden: aber ist denn das die bürgerliche Freiheit, welche das menschliche Leben will, daß alle in gleiche Fesseln geschlagen werden? Wohl konnte der Einzelne in diesen Fesseln durch erhabene Tugend die Gewalt des

Willens und die Herrlichkeit des menschlichen Wesens beweisen: aber für welches Ziel wurde diese Tugend aufgewendet? Man möchte sagen, das Leben sei aus seinem Mittelpunkt auf die Gränze gerückt, das Mittel sei zum Zwecke geworden. Daher konnte es nicht anders sein: wenn einmal, durch Irrthum oder Zufall, ein Riß in die Verfassung gemacht wurde, wenn fremde Sitten und Bräuche eindrangen, und unvermiedene oder unvermeidliche Kriege außerordentliche Bedürfnisse heischten: so mußte die Natur sich rächen, und es mußte da ein arges Sitten-Verderbniß einreißen, wo früher die größte Selbstbeherrschung triumphirt zu haben schien.

228. Und in der That: sobald Lacedämon, im Gefühl der Kraft, welche die Ausgleichung der alten Zwiste Anfangs gab, sich zu dem Anspruch erhob, das Haupt des alten Bundes der dorischen Staaten in der Peloponnes zu sein; sobald Eroberungen erstrebt wurden und häufigere Berührungen mit Fremden sich als Folgen dieser Bestrebung zeigten; sobald eben deßwegen der Staat Geld bedurfte und suchte — gerieth man in Verlegenheit mit Verfassung und Gesetz! Und als besonders das Verschenken und Vermachen der Landgüter (durch Epitadeus?) erlaubt ward, da trat der Verfall ein. Umsonst strebte man, nachdem dieser Verfall bemerkt war, durch fast ungemessene Vermehrung der Gewalt der Ephoren demselben entgegen zu arbeiten: auch zu ihnen kam das Verderben und die Verhältnisse wurden nur umgekehrt. Umsonst wurde bei der Erziehung die Strenge bis zur Härte, bis zur Gefühllosigkeit ge-

steigert; umsonst wurde die Ehelosigkeit bestraft, und zum Kinderzeugen aufgemuntert; umsonst mußten die armen Heloten schreckende Beispiele von Lastern geben; umsonst wurde die Krypteia in eine wahre Heloten-Jagd verwandelt: in Einzelnen blieb wohl die alte Tugend, aber aus dem Ganzen verschwand mehr und mehr die alte Kraft. Und als Aristoteles schrieb, da war großer Reichthum neben großer Armuth; die Zahl der Bürger, die sich fürs Vaterland bewaffnen konnten, sehr gering; die Sitten der Frauen waren ausschweifend und zügellos; zwei Fünftheile des Landes in weiblichen Händen; auch viele Männer suchten sich durch heimliche Genüsse zu entschädigen für die öffentlichen Entbehrungen; die Begierde zum Gelde war allgemein, und an Statt der großen Gesinnung, die Lykurg gewollt hatte, waltete überall die Leidenschaft. Aber freilich waren mehr als vier hundert Jahre hingelaufen, ehe von dieser Entartung etwas bemerkt ward; und auch alsdann noch zeigte sich fort und fort in einzelnen Männern und bei einzelnen Fällen der starke Geist, der einst in dem Ganzen geherrscht hatte. Man mochte sich nie gestehen, daß man entartet war, und die große Erinnerung an die Vorzeit hielt Manchen erhaben über Verdorbenheit und Unglück. Solch einen Eindruck hatte Lykurg's Geist auf Gegenwart und Zukunft gemacht!

229. Er aber, nachdem er sein Werk vollendet hatte, opferte sich durch einen freiwilligen Tod seinem Vaterland, um den Gesetzen einen ewigen Gehorsam zu sichern. Nicht lange nachher wurde Lacedämon mit

den Nachbaren in die Kriege verwickelt, unter welchen sich das Verderben zu entwickeln begann, das in der Verfassung lag. Es ist sehr wohl möglich, daß einzelne Vorfälle, wie der Raub lakonischer Jungfrauen durch Jünglinge aus Messenien, Veranlassung zum wirklichen Kampfe zwischen Lacedämon und Messenien gegeben haben: der Grund dieses Kampfes aber lag ohne Zweifel in gegenseitiger Eifersucht, und in dem Verlangen Sparta's, das Bundeshaupt aller dorischen Staaten in der Peloponnes zu sein. Die lange Dauer der Kriege gegen Messenien kann bei der Art, wie sie geführt wurden, bei den inneren Verhältnissen beider Staaten, und bei der Theilnahme der Argeier und Arkadier, nicht befremden; durch einzelne Erscheinungen aber und durch große Züge von Tapferkeit, Menschlichkeit und Adel der Gesinnung erhalten sie Interesse. Bei dem ersten neunzehnjährigen Kriege (J. 743 — 724) erregen die Sprüche des Orakels Aufmerksamkeit, und die Parthenier (die nachmals (J. 705) Tarent angelegt haben sollen) Verwunderung; die größte Theilnahme aber wird immer Aristodems Opfer und Aufopferung finden. Um die Zeit, als Samaria vor dem assyrischen Despoten hinsank (90), wurde Messenien den Spartiaten zinsbar und vielleicht hatten nur diese den Gewinn! Aber je härter die Knechtschaft war, desto weniger vergaßen die Messenier der Freiheit. Vierzig Jahre nach der Unterjochung wurden sie durch Aristomenes zu Entschluß und That vereint, einen Mann, der durch Abkunft, Tugend und Helden-Sinn Alles mit sich fortriß. Was uns von seinem Thun und Wesen erzählt wird, das ist bis

zum Mährchenhaften wunderbar! Vierzehn Jahre lang (vom J. 685—671) soll er die Lacedämonier, bald durch große Thaten in der Schlacht, bald durch kühne Unternehmungen, bald durch unerhörtes Glück ermüdet und geschreckt haben. Der delphische Gott, welcher die Muthlosen wegen eines Feldherrn an die Athenäer wies, wollte vielleicht, vorsehend, beide Völker in Verbindung bringen und der werdenden Eifersucht begegnen. Aber diese Absicht wurde nicht erreicht; dagegen erfüllte Tyrtäus durch seinen hohen Gesang, in welchem er die Tapferkeit als des Sterblichen schönste Tugend, die Ehre der Schlacht und den Tod fürs Vaterland so herrlich feierte, seine Bestimmung. Als aber Aristomenes endlich dem Geschicke nicht länger zu widerstehen vermochte, sondern den geliebten vaterländischen Boden verlassen mußte: da trieb die Begeisterung für ihn noch die einfachen Hirten Arkadiens so weit, ihren treulosen König zu ermorden, und sich eine freie Verfassung zu geben. Messenien aber mußte von Neuem die Knechtschaft dulden.

230. In diesen Kriegen hatte jedoch auch Lacedämon sehr gelitten; aber im Ablaufe von fast zweihundert Jahren erholte sie sich, und erhielt in kleinen Kriegen, gegen Arkadier und Argeier, den alten Geist. Also wurde Lacedämon der erste Staat in der Peloponnes; ja, bald wurde sie als der erste Staat Griechenlands angesehen; und deßwegen suchte Krösus vor Allen die Hülfe derselben gegen die persische Macht (112). Von der Verfassung blieben die alten Formen unverletzt;

den Nachbaren in die Kriege verwickelt, unter welchen sich das Verderben zu entwickeln begann, das in der Verfassung lag. Es ist sehr wohl möglich, daß einzelne Vorfälle, wie der Raub lakonischer Jungfrauen durch Jünglinge aus Messenien, Veranlassung zum wirklichen Kampfe zwischen Lacedämon und Messenien gegeben haben: der Grund dieses Kampfes aber lag ohne Zweifel in gegenseitiger Eifersucht, und in dem Verlangen Sparta's, das Bundeshaupt aller dorischen Staaten in der Peloponnes zu sein. Die lange Dauer der Kriege gegen Messenien kann bei der Art, wie sie geführt wurden, bei den inneren Verhältnissen beider Staaten, und bei der Theilnahme der Argeier und Arkadier, nicht befremden; durch einzelne Erscheinungen aber und durch große Züge von Tapferkeit, Menschlichkeit und Adel der Gesinnung erhalten sie Interesse. Bei dem ersten neunzehnjährigen Kriege (J. 743 — 724) erregen die Sprüche des Orakels Aufmerksamkeit, und die Parthenier (die nachmals (J. 705) Tarent angelegt haben sollen) Verwunderung; die größte Theilnahme aber wird immer Aristodems Opfer und Aufopferung finden. Um die Zeit, als Samaria vor dem assyrischen Despoten hinsank (90), wurde Messenien den Spartiaten zinsbar und vielleicht hatten nur diese den Gewinn! Aber je härter die Knechtschaft war, desto weniger vergaßen die Messenier der Freiheit. Vierzig Jahre nach der Unterjochung wurden sie durch Aristomenes zu Entschluß und That vereint, einen Mann, der durch Abkunft, Tugend und Helden-Sinn Alles mit sich fortriß. Was uns von seinem Thun und Wesen erzählt wird, das ist bis

zum Mährchenhaften wunderbar! Vierzehn Jahre lang (vom J. 685—671) soll er die Lacedämonier, bald durch große Thaten in der Schlacht, bald durch kühne Unternehmungen, bald durch unerhörtes Glück ermüdet und geschreckt haben. Der delphische Gott, welcher die Muthlosen wegen eines Feldherrn an die Athenäer wies, wollte vielleicht, vorsehend, beide Völker in Verbindung bringen und der werdenden Eifersucht begegnen. Aber diese Absicht wurde nicht erreicht; dagegen erfüllte Tyrtäus durch seinen hohen Gesang, in welchem er die Tapferkeit als des Sterblichen schönste Tugend, die Ehre der Schlacht und den Tod fürs Vaterland so herrlich feierte, seine Bestimmung. Als aber Aristomenes endlich dem Geschicke nicht länger zu widerstehen vermochte, sondern den geliebten vaterländischen Boden verlassen mußte: da trieb die Begeisterung für ihn noch die einfachen Hirten Arkadiens so weit, ihren treulosen König zu ermorden, und sich eine freie Verfassung zu geben. Messenien aber mußte von Neuem die Knechtschaft dulden.

230. In diesen Kriegen hatte jedoch auch Lacedämon sehr gelitten; aber im Ablaufe von fast zweihundert Jahren erholte sie sich, und erhielt in kleinen Kriegen, gegen Arkadier und Argeier, den alten Geist. Also wurde Lacedämon der erste Staat in der Peloponnes; ja, bald wurde sie als der erste Staat Griechenlands angesehen; und deßwegen suchte Krösus vor Allen die Hülfe derselben gegen die persische Macht (112). Von der Verfassung blieben die alten Formen unverletzt;

aber der Sinn der Menschen fing schon an, sich von diesen Formen los zu machen. Also wurden künftige Veränderungen vorbereitet. Zu der Zeit, als die asiatischen Griechen versuchten, das persische Joch zu zerbrechen, waren Demaratus und Kleomenes Könige in Sparta. Diese Männer strebten, obgleich Beide ausgezeichnet, wunderlich gegen einander, und handelten nie in Einem Sinne; dadurch fanden beide einen unglückseligen Ausgang. Aber ihre persönlichen Verhältnisse wurden für Gegenwart und Zukunft mannigfach verschlungen in die großen Verhältnisse Griechenlands. Kleomenes strebte, scheint es, die Vormacht der Spartiaten nicht nur in der Peloponnes durch Kriege wider Argos und durch andere Versuche zu erhalten, sondern auch über die Peloponnes hinaus zu erweitern. Als er daher durch das bestochene Orakel zu Delphi in die Angelegenheiten Athens verwickelt ward, und dabei Athen kennen lernte: so fing er an, die Macht derselben zu fürchten, und suchte sie durch Aufdringung eines Tyrannen nieder zu halten. Aber damit reizte er nur die Feindschaft Athens auf, und vielleicht würde es schon jetzt zu verderblichen Berührungen gekommen sein, wenn nicht von Persien her allgemeine Gefahr gedrohet hätte. Denn wenn auch Kleomenes nicht durch den Reichthum Asiens zur Unterstützung der ionischen Empörung von Aristogoras hatte verführt werden können: so warfen doch die Spartiaten des großen Königes Gesandte verwegen genug in einen Brunnen, um ihnen Erde und Wasser zu geben; so waren sie doch bereit, Griechenland zu vertheidigen, und diejenigen zu züchtigen, wel-

che feig die gemeine Sache verlassen hatten. Aber gerade der Krieg wider Aegina (J. 491) führte beide Könige Sparta's zum Ausgange. Demaratus entfloh zu dem Könige von Persien; Kleomenes aber zerfleischte bald darauf sich selbst in schrecklichem Wahnsinne.

Fünftes Capitel.

Geschichte von Athen vor dem persischen Kriege.

231. Attika's Lage und karger Boden verschafften den Bewohnern desselben bei den Erschütterungen des übrigen Griechenlands eine Ruhe, welche der Bildung höchst vortheilhaft war. Daher erfolgte auch die Entwickelung Athens in anderer Weise, als die lacedämonische. Und wenn in uralter Zeit, von welcher die Geschichte Nichts weiß, auch hier durch Streit und Gewalt der Unterschied zwischen Freien und Unfreien, so wie die Trennung zwischen den freien Geschlechtern selbst, entstanden sein mochte: so fand doch das Verhältniß von Eroberern und Unterworfenen nicht Statt, welches der Jammer Laconiens war. Die Entwickelung ging deßwegen einen stillen, langsamen Gang, ohne Sprünge und ohne Unterbrechung. Nach der Sage hatte Cecrops, der Fremdling, die Burg Athens gegründet, und in derselben seine fürstliche Herrschaft, schwerlich ohne Waffen; auch wurde die Eintheilung der Athenäer, nach ihren Wohnsitzen, in Phylen, ihm zugeschrieben, und gewiß mit Recht, wenn die erste Sage einigen geschichtlichen Grund hatte. Die ältesten und ehrwürdigsten Einrich-

tungen eines gemeinen Wesens hingegen wurden von Theseus hergeleitet. Bei diesem erscheint schon das Volk (Demos), obwohl unverkennbar in anderer Bedeutung, als in späterer Zeit! Die attischen Gemeinden, Versammlungen und Gewalten soll er zu Einer Gemeinde, Einem Rath und Einem Herd vereiniget haben; und das Fest Synoikia wurde angesehen als zeugend für dieses Ereigniß. Von demselben aber war die Absonderung der Eupatriden, der ursprünglichen grundherrlichen Geschlechter in der Mark Athen wahrscheinlich eine natürliche Folge. Mit Kodrus aber, der durch einen freiwilligen Tod sein Vaterland von der drohenden Unterwerfung zu retten gesucht, hörte die königliche Würde auf (J. 1068?): nur für gottesdienstliche Verhältnisse blieb der Name, und Zeus sollte König über Athen sein. Medon indeß, des Kodrus ältester Sohn, (die jüngeren wurden Gründer ionischer Colonien in Asien,) wurde, mit dem Willen des Volkes, Archon, und dreizehn seines Stammes folgten ihm in dreihundert Jahren in dieser Würde, als Verwalter des gemeinen Wesens. Alkmäon schloß (J. 754) die Reihe. Darauf wurden sieben Archonten, jeder auf zehn Jahre vom Volke gesetzt, nur zum Theil aus dem Hause des Kodrus. Dann aber (J. 684) wurde die Gewalt, die bisher Einer ausgeübt hatte, vielleicht Anfangs unter drei Archonten, die ihre Würde nur Ein Jahr bekleideten, also vertheilt, daß sie die ganze Staats-Verwaltung leiteten, der Erste, als Archon vorzugsweise, das Gerichts-Wesen, der Andere, Basileus, das Kirchen-Wesen, der Dritte, Polemarch, das Kriegs-Wesen.

Späterhin aber wurden, wie es scheint, unter dem Namen Thesmotheten, noch sechs Archonten für kleinere Geschäfte erwählt, und besonders zur Aufsicht auf die Vollziehung der Gesetze.

232. Neben den Archonten, welche übrigens dem Volke wegen ihrer Amts-Führung verantwortlich waren, bestand, wahrscheinlich seit Aufhebung des Königthumes, vielleicht seit überhaupt von einem Volke die Rede war, ein Gemeinde-Rath, welcher von dem Orte seiner Versammlung der Areopagus genannt wurde. Von diesem Rathe, von seiner Bildung, seinen Geschäften, seiner Stellung, sind wir freilich keinesweges unterrichtet; der ganze Gang der athenäischen Geschichte aber, das spätere Schicksal des Areopagus, und die Natur menschlicher Verhältnisse, scheinen uns zu der Annahme zu berechtigen, daß dieser Gemeinde-Rath oligarchischer Natur gewesen, und daß er hervorgegangen sei aus den alten grundherrlichen Geschlechtern Athens, Eupatriden genannt, vor deren Streben das Königthum verschwunden war. Wahrscheinlich wurden die Mitglieder auf Lebenszeit gewählt — weil auch nachher die Würde der Areopagiten lebenslänglich blieb! —, und die Archonten wurden nur aus den Areopagiten genommen, und kehrten, nach Verwaltung ihres Amtes und nachdem sie Rechnung abgelegt hatten, in den Rath zurück. Bei ihm aber war die höchste Gewalt; und da es keine Gesetze gab, so war die Herrschaft gewiß sehr willkührlich. Die übrigen Menschen-Classen — Geomoren und Demiurgen — scheinen dieses um so tiefer gefühlt zu ha-

ben, da unter ihnen ohne Zweifel Geschlechter waren, welche vor der Vereinigung mit Athen in ihren Gemeinden von großem Ansehen, welche hier, als die eigentlichen Grundbesitzer, die Eupatriden gewesen sein mochten. Also entstand ein Gähren, Treiben, Drängen gegen die Eupatriden. Von diesen aber scheint die Gewalt besonders gegen Diejenigen mißbraucht zu sein, welche, durch Noth oder Verlockung, das Unglück gehabt hatten, ihre Schuldner zu werden. Solche Menschen beraubten sie, mit gränzenloser Härte, des Eigenthumes und der Freiheit und machten sie zu Sclaven. Aber der Geist wurde durch diese Härte nicht gebrochen, sondern nur aufgereizt und bitter!

233. Aus dieser Gährung und Reibung ging, wie es scheinet, die Gesetzgebung des furchtbaren Drakon (J. 623?) hervor. Dieser Mann gehörte ohne Zweifel, wie durch seine Herkunft, so durch seine Gesinnnng, zu den Oligarchen. Seine Satzungen waren im Geiste der Eupatriden. Die unruhigen Gegner sollten eingeschüchtert werden durch diese große Strenge, die unter dem Schilde eines hohen sittlichen Ernstes einher ging und vernichtete, ohne irgend ein rechtliches Maß zu beobachten oder anzuerkennen. Aber gerade dadurch wurde diese Gesetzgebung Denen nachtheilig, deren Vortheil sie zu sichern bestimmt gewesen. Die Anwendung solcher Gesetze empörte die menschliche Natur. Die Zerrüttung der Gesellschaft wurde größer, und die Eupatriden wurden uneins unter sich selbst. Ein solcher unglückseliger Zustand aber scheint den Kylon, der über-

dieß auf die Hülfe mächtiger Freunde bauen durfte, auf den Gedanken gebracht zu haben, sich (J. 600) der Herrschaft über Athen zu bemeistern, und als Tyrann über Alle zu gebieten. Allerdings wurde dieser Gedanke durch die Wachsamkeit der Eupatriden vereitelt; aber die schwere Blutschuld, welche das alte Königs-Geschlecht der Alkmäoniden auf sich lud, gab dem fortstrebenden Geiste der Freiheit Nahrung und einen bleibenden Vorwand, sich zu äußern, und alte Vorrechte anzugreifen. Indem die Unglücks-Fälle, die Athen erlitt, stets von dieser Blutschuld hergeleitet wurden, trieb die Furcht vor den erzürnten Göttern zu scheinbar gerechter Gewalt gegen die, welche bürgerliche Gewalt übten. Nun sollte, was durch List und Gewalt nicht zu erreichen gewesen war, durch Priester-Künste und religiose Bräuche bewirkt werden. Also ward Epimenides herbei geholt, der wundervolle, in göttlichen und menschlichen Dingen wohlerfahrene Mann, um die große Schuld durch große Sühnung und Reinigung zu tilgen (J. 594). Aber auch dieses Unternehmen mißlang gänzlich. Die Einbildungskraft des leichtbeweglichen Joners war allerdings schnell aufzuregen; aber zum abergläubischen Festhalten an Satzungen, die man ihm einzuprägen suchte, war er nicht gemacht; und vor seinem Verstande verschwand bald die Gaukelei der Phantasie. Also blieb die Verwirrung; es blieben die Ansprüche der Minder-Berechtigten; und die Interessen der reichen Leute aus der Ebene, der armen von den Bergen, und Derer von den Küsten stießen fortwährend hart an einander. Diese unglückseligen Verhältnisse

führten die Gesetzgebung Solon's herbei, durch welche Athen die Richtung fand, die es immer bewußtlos erstrebt hatte.

234. Solon wird mit Recht in die Reihe großer Männer gestellt, in deren Leben sich die Natur des Menschen am Herrlichsten gezeigt hat. Ausgerüstet von den Göttern mit den schönsten Gütern des Sterblichen, hatte er sich durch Reisen gebildet, und im Umgange mit den erfahrensten Männern der Zeit — und sieben galten für die Ersten, und jeder derselben dachte groß genug, sich den übrigen nachzusetzen — hatte er sich zu den großen Grundsätzen erhoben, die fähig waren, das Leben zu halten und zu bestimmen. Die Art, mit welcher er aus der stillen Beschäftigung mit Dichten und Denken hervortrat, um die Athenäer zur Eroberung des höchstwichtigen Eilandes Salamis zu begeistern, verdiente die Aufmerksamkeit, die er bei seinen Mitbürgern erregte; die Weisheit, die er dabei und dann bei dem Frevel der Kirrhäer und in dem ersten sogenannten heiligen Kriege bewährte, und die Erhabenheit der Seele, die er bei Ablehnung der Herrschaft bewies, die aber freilich vielen eine Thorheit schien, waren geeignet, ihm das Vertrauen seiner Mitbürger zu erwerben. Da ward ihm als Archon (J. 593) der große Auftrag, seinem Vaterlande neue Gesetze zu geben, um es von den Uebeln zu befreien, die bisher schwer auf demselben gelastet hatten. Leider kennen wir nicht seine ganze Gesetzgebung im Zusammenhange. Unter den alten Schriftstellern wird keiner gefunden, der gestrebt oder vermocht

hätte, über seine Schöpfung vollständig zu sein. Jedoch, was sich aus späteren Nachrichten, als schon Tyrannen, Demagogen, sykophantische Redner und die Alles verwandelnde Zeit, an seiner Verfassung und an seinen Bestimmungen des Lebens geändert und gedrehet hatten, und als man schon mit seinen „Gesetz-Kyrben Gerste dürrete", herausbringen läßt, das reicht immer noch hin, den hohen Sinn des Mannes zu erkennen, und die Idee aufzufassen, die ihn leitete. Diese Idee aber war keine andere, als die bestehenden Verhältnisse mit den Ansprüchen des fortschreitenden Lebens zu versöhnen, den Hauptbedürfnissen aller Bürger-Classen genug zu thun, so eine innere Gleichheit, die keinen Krieg bringt, zu bewirken, dadurch jeden Einzelnen durch seinen besonderen Vortheil an das Ganze zu knüpfen, und auf diese Art ein wahrhaftig gemeines Wesen zu gründen.

235. Die Ausführung dieser Idee forderte zunächst die Zerreißung der alten Ketten, in welchen die Armen von den Reichen, ein Theil des Volkes von den Eupatriden gehalten wurde; sie forderte die Aufhebung der alten Willkühr in Hinsicht der Schuldner und die Sicherung der persönlichen Freiheit des Bürgers. Dieses wurde bewirkt durch das Gesetz der Seisachtheia; und der Umstand, daß die Eupatriden sich dieser großen Maßregel fügten, beweiset gewiß hinlänglich, in welchem Bedrängniß sie sich befunden haben. Nachdem es aber bewirkt, und nachdem hierdurch der Boden gewonnen war, auf welchem das Gebäude einer neuen

Verfassung in der bezeichneten Weise errichtet werden konnte, entschied sich Solon für die Verfassung, welche allein so entgegengesetzte Interessen, als hier mit einander kämpften, vereinigen zu können schien, nämlich für die Timokratie. Diese Verfassung mag uns, das Verhältniß unseres städtischen Lebens, der Gewerbe und des Handels zum Grundbesitze vor Augen, allerdings etwas wunderlich und gehässig erscheinen; in dem Leben der alten Völker war sie das nicht. In diesem Leben hatte die Timokratie allerdings eine demokratische Grundlage, in sofern sie alle Schranken zerbrach, welche frühere Zeiten ins Leben der Menschen gestellt haben mochten, und alle Erblichkeit von Rechten und alle Geschlossenheit von Geschlechtern aufhob und zerstörte, und mithin alle Bürger gleich machte; aber im Bau selbst konnte sie eine wahre Aristokratie sein und sogar die Oligarchie, in demokratischer Gestalt, erhalten, weil der größte Reichthum im Grundbesitz bestand, und weil Grund und Boden in den Händen der alten oligarchischen Geschlechter war. Indem daher Solon zuerst eine große Abscheidung zwischen den Bürgern machte, welche zu Staats-Aemtern sollten gelangen dürfen, und den Bürgern, welche, wegen ihrer Armuth von den Staats-Aemtern ausgeschlossen bleiben sollten (den Thetes), konnte er unbedenklich alle Bürger zu Einer Volksgemeinde vereinigen, und diese Gemeinde mit dem Gedanken unterhalten, daß in ihr die höchste Gewalt wohne, und daß von ihrer Versammlung die Entscheidung aller ihrer Angelegenheiten abhinge. Die alten grundherrlichen Geschlechter konnten mit dieser Einrichtung

zufrieden sein, weil sie im Wesentlichen Alles behielten, was sie gehabt hatten, wenn auch in anderer Gestalt; und was sie etwa verloren, das schien durch die größere, rechtlich begründete Sicherheit des Geretteten reichlich ersetzt zu sein. Aber nicht minder schienen die übrigen Bürger zufrieden sein zu können. Denn Diejenigen, welche zu Staats-Aemtern fähig erklärt wurden, konnten ihr Amt und ihre Würde nur mit Zustimmung der Gesammtheit erhalten. Ueberdieß waren sie in drei Classen getheilt, nach dem Ertrage ihres Vermögens; und der Berechtigung, welche die Größe des Vermögens gab, stand überall eine Leistung für das gemeine Wesen entgegen, die dieser Größe entsprach. Endlich wurde auf mehrfache Weise dafür gesorget, daß das Bürgerrecht — welches übrigens durch Handel, Gewerbe und Arbeit keinesweges litt, — als ein großes beneidenswerthes Gut angesehen und geschätzet werden mußte!

236. Sollte aber die neue Ordnung der Dinge Bestand haben, so durfte den alten Staats-Gewalten die Ausführung der Gesetze nicht überlassen bleiben, sondern es mußte, zum Besten der Minder-Berechtigten, eine neue Verwaltung eingeführt werden. Und doch war es auch gewiß bedenklich, die alten Würden, an welchen das Gedächtniß der grundherrlichen Geschlechter festhing, gänzlich verschwinden zu lassen! Solon trat auch hier, bedächtlich und umsichtig, in die Mitte. Er ließ die alten Würden, aber gründete neue Gewalten; er entzog jenen das Leben durch diese, suchte aber

diese in ihrer Wirksamkeit durch das Dasein von jenen bei der nothwendigen Mäßigung zu erhalten. Der Areopagus blieb; es blieben die neun Archonten. Dem Areopogus wurde auch die alte Ehre erhalten; es war die höchste Auszeichnung, die ein athenäischer Bürger gewinnen konnte, Mitglied dieser Versammlung zu sein. Aber nur die wirklichen Archonten sollten Mitglieder desselben sein, und die abgegangenen Archonten, welche Rechenschaft von ihrer Amtsführung zur Zufriedenheit des Volkes abgelegt hatten, konnten die Würde behalten auf ihre Lebenszeit! Und von der alten Gewalt, welche der ehrwürdige Verein von Alters her ausgeübt hatte, blieben ihm nur einzelne Zweige. Es blieb ihm nur ein Theil der peinlichen Gerichtsbarkeit; nur die Ober-Aufsicht über Ordnung, Anstand und Sitte; nur eine gewisse hemmende Kraft, die ihm sein Ernst, seine Haltung, sein Name, und die Erinnerung gab, welche die flüchtige Gegenwart an die Vergangenheit, an das Leben der Väter und an das Bleibende im Wechsel der Verhältnisse knüpfte. Die Würde der Archonten wurde durchs Loos ertheilt; jedoch war dafür gesorgt, (theils durch die Bedingung des Vermögens, theils durch Forderungen sittlicher Art und durch den Umstand, daß die Thesmotheten zu untersuchen hatten, ob dieser Bedingung und diesen Forderungen genug gethan sei,) daß sie nur Eupatriden zu Theil werden konnte, wenn auch dieser Name nicht ausgesprochen wurde. Von den alten Verwaltungs-Geschäften wurde den Archonten nur noch ein Schatten gelassen, weil sie sich mit dem neuen Wesen nicht vertragen mochten; ohne Bedeutung jedoch

war es nicht für ihre Würde, daß der erste Archon dem Jahre den Namen gab: denn dadurch wurde der Faden der Geschichte zusammen gehalten, und die Einbildungskraft der Menschen lief an den Namen der Archonten auf und ab, wenn sie sich der Zeiten der Väter und der eigenen Schicksale erinnerten. Dagegen wurde einem neuen Rathe (βουλὴ) wie die oberste Verwaltung, so die Vorbereitung aller Geschäfte übertragen, welche in den Versammlungen des ganzen Volkes verhandelt werden sollten; auch war diesem Rathe manche Entscheidung auf seine Verantwortung überlassen. Er aber, dieser Rath, wurde aus den vier Phylen zu je hundert Mitgliedern durchs Loos jährlich erneuert, so daß derselbe angesehen werden konnte, als ein Ausschuß der Phylen; und die Geschäfte desselben wechselten dergestalt, daß dieselben immer nur von den Mitgliedern des Rathes aus Einer Phyle — den Prytanen — auf den angemessenen Theil des Jahres — gegen Verantwortlichkeit in der gesammten Volksgemeinde — besorgt wurden. Eben so wurden die meisten Staats-Aemter durchs Loos vertheilt, aber nur aus den Bürger-Classen, welche dieselben zu verwalten fähig waren; solche Aemter jedoch, in welchen auch über des geringen Bürgers Blut und Habe verfügt werden mußte, wie das Amt des Feldherrn und des Schatzmeisters, wurden durch wirkliche Wahl aller Staats-Bürger besetzt. Endlich stand die richterliche Gewalt der Gesammtheit der Bürger zu. Denn da hiervon Leben und Freiheit abhing, so gehörte Theilnahme an der richterlichen Gewalt nothwendig zum Bürger-Recht, und auch der Geringste konnte, wenn

seine Ehre unbefleckt war, nicht davon ausgeschlossen werden.

237. Ueberdenkt man nun diese Verhältnisse und Einrichtungen: so kann man schwerlich in Abrede stellen, daß die Verfassung Athens, wie sie durch Solon bestimmt war oder doch bestimmt gewesen zu sein scheint, zwar im Wesentlichen demokratisch gewesen, daß sie aber mit aristokratischen und selbst mit oligarchischen Zusätzen hinlänglich durchzogen war, um die Ordnung zu sichern und die nöthige Stetigkeit in das bewegliche Leben zu bringen. Wenn man aber den bisherigen Gang der Entwickelung Athens vor Augen hat, so wird man gewiß der Besorgniß kaum entgehen, daß das Aristokratische und Oligarchische aus der Verfassung Athens nach und nach ganz verschwinden, und daß alsdann eine wilde Gleichheit entstehen werde, vor deren frevelhaftem Wesen die wahre Freiheit unmöglich bestehen kann. Wohl erkennt man die Weisheit der Einrichtungen; aber umsonst sieht man sich um nach Sicherheit und Gewähr! Wohl war auf vielfältige Art gesorgt, in den Volks-Versammlungen Anstand und Ordnung zu erhalten, und dieselben abhängig zu machen von der Einsicht des Rathes und von der Meinung gebildeter und erfahrener Männer: aber was bürgte dafür, daß nicht schlaue Menschen, in Leidenschaft oder Verkehrtheit, die Menge berauschten, und alsdann die Weisheit des Gesetzgebers zur Thorheit vor dem Schwindelgeiste der Menge machten? In jeder Prytanie — in fünf und dreißig Tagen — wurde vier Male regelmäßig eine Volks-Versamm-

kung gehalten. Das Erscheinen in der Versammlung wurde, wahrscheinlich um den stumpfen Sinn der Menge zu schärfen, bezahlet. Mußten sich nicht immer mehr Ideen in den Köpfen dieser Menge ausbilden, die desto stärker wirkten, je weniger sie verstanden wurden? Und da über alle Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens Verhandlungen Statt fanden, und da besonders die Führung der Staats-Aemter in Frage kam: mußte nicht der Dünkel immer größer werden? mußte nicht der Glaube: die Macht des Volkes sei unbeschränkt, es dürfe was es wolle, und was es wolle sei gut, bis zu dem Letzten hinab steigen? und mußte nicht Schleicherei, Schmeicheln des großen Haufens, Bestechlichkeit und Niederträchtigkeit die Folge sein? — Was aber das Gerichts-Wesen betrifft: so schien die Theilnahme aller Bürger-Classen an der richterlichen Gewalt die Freiheit der Einzelnen gegen die Obrigkeiten allerdings aufs Schönste zu sichern: aber die Gerechtigkeit war damit nicht in die besten Hände gelegt. Volks-Gerichte haben unleugbar das Gute, daß sie den Bürger veranlassen, lebendigeren Antheil an dem gemeinen Wesen zu nehmen, und mit demselben befreundet zu bleiben; auch sind sie die vortrefflichste Stütze gegen Ungerechtigkeit, Tyrannei und Unterdrückung. Volks-Gerichte aber in solcher Art und in solcher Ausdehnung, wie sie in Athen Statt fanden, bei welchen nicht bloß über die That, sondern auch, wenigstens späterhin, über die Strafe entschieden wurde, mußten, bei wachsenden Bedürfnissen und verwickelten Umständen, die Gerechtigkeit der Arglist und der Leidenschaft nothwendig preis

geben. Das Bestreben, alle vorkommenden Unbilde zu öffentlichen Sachen zu machen, war im Grundsatz einem wahrhaft gemeinen Wesen angemessen, aber im wechselvollen Menschenleben konnte es leicht eine große Plage werden, so wie es auch den Sykophanten jeder Art mehr Gelegenheit gab, ihre Kunstgriffe zu entwickeln. Nun hatte Solon allerdings der Gefahr, die aus der Macht des Volkes hervorzugehen schien, durch eigene Gesetze zu begegnen gesucht; er hatte die Alles zerstörende Armuth zu verhüten, die häuslichen und ehelichen Verhältnisse zu bestimmen, durch die weise geordnete Erziehung der Jugend, durch die Liebe der Männer, durch Ermunterung zur Tapferkeit, durch Ehre und Schande, Lohn und Strafe auf mannigfaltige Weise den Sinn fürs gemeine Wesen zu erwecken, und die Herrschsucht zu unterdrücken gestrebt. Aber was war hiermit erreicht, wenn er nicht den edelsten und ehrwürdigsten Männern, welche den hohen Rath auf dem Areopagus bildeten, jene hohe Gewalt, zu gewährleisten vermochte, um die entgegengesetzten Bestrebungen auszugleichen, dem Uebermuthe, der Zügellosigkeit und dem Leichtsinne der Menge, wie der Verkehrtheit und der Arglist Einzelner zu begegnen, Arbeitsamkeit, Zucht, Mäßigkeit, jegliche Tugend und überhaupt staatsbürgerliche Sitte bei den Alten wie der Jugend, bei den Frauen wie bei den Männern, zu fördern und dem beweglichen Leben unmittelbar oder mittelbar eine lenkende Haltung zu geben? Und wenn man endlich durch den Ostracismus zu helfen suchte; erhielt nicht grade dadurch der Partei-Geist ein neues Mittel, zu seinen Zwecken zu gelangen?

238. Außer den Bürgern aber gab es übrigens in Athen noch eine, im Verhältnisse zu diesen Bürgern, große Anzahl freier Menschen, Fremde oder Freigelassene, die sich für immer wegen Handels und Gewerbe, wegen Kunst und Wissenschaft, um Nahrung und Kleidung, aus Vorliebe und Gewohnheit, in Athen aufhielten. Sie hießen Beisassen, Metöken, standen in dem Schirm eines Bürgers, und waren dem Staate, durch Zins und Dienst, sehr wichtig. Ihre Rechte waren durch Gesetze bestimmt. — Die zahlreichste Menschen-Classe Attika's aber waren die Sclaven. Um wenigen Tausenden die Freiheit zu sichern, mußte diese Freiheit, und mit ihr die menschliche Würde Hunderttausenden geraubt werden. Zwar war in Athen die Arbeit nicht wie in Sparta entwürdigend: aber der Athenäer entzog sich eben so gern den gemeineren Geschäften, und warf die Mühen des Lebens auf die Sclaven; ja, er war wegen seiner Theilnahme an den öffentlichen, politischen und religiosen Verhältnissen fast dazu gezwungen, wenigstens gewöhnte er sich an Trägheit und Nichtsthuerei; und einige Beschäftigungen schadeten auch in der That dem Recht und der Ehre. Nun mag wahr sein, daß die Sclaven in Athen besser behandelt wurden, als im übrigen Griechenland: aber dieses hing doch nur von der Persönlichkeit ihrer Herren ab; und wenn Gesetze sie vor Mißhandlungen von Anderen als von ihren Herren schützten: so geschah dieses nur wegen der geringen Bürger, die durch Kleidung und Anstand an sie hinab gränzten. Der Tempel des Theseus aber und die Hoffnung auf Freilassung mögen

allerdings dazu gedienet haben, ihr Loos zu erleichtern; ja, es mag zugegeben werden, daß dieses Loos in der That oft nicht härter gewesen sei, als das Schicksal unseres Gesindes: ist denn der Gedanke nicht auch eine Gewalt? und ist deßwegen weniger wahr, daß auch in Athen die Freiheit auf Sclaverei geruhet habe? Ueberhaupt aber kann hier nicht die Rede davon sein: ob diese Sclaverei erlaubt oder unerlaubt, sittlich oder unsittlich gewesen sei: hier kommt es lediglich an auf die Erkenntniß des griechischen Lebens.

239. Wie man aber auch über die Verfassung, welche Athen durch Solon erhalten hatte, urtheilen mag: den Parteien war mit derselben keinesweges genug gethan und die alten Leidenschaften schwiegen nur einen Augenblick. Der demokratische Geist rührte sich, froh des Gewonnenen, um dasselbe zu genießen. Darüber wurden die alten Geschlechter besorgt, und das Mißtrauen ward allgemein. Solon scheinet gehofft zu haben, seine Einrichtungen würden Kraft gewinnen, wenn er, der sie so gut ändern zu können schien, als er sie gemacht hatte, sich entfernte, und in fremden Ländern fremde Gesetze und Sitten erforschte. Umsonst. Die alte Verwirrung begann von Neuem, und wurde so arg, daß nur Hülfe von der Tyrannis zu hoffen war. Athen aber hatte das Glück, einen Tyrannen zu finden, der groß genug dachte, durch Uebertretung der Gesetze den Gesetzen Gehorsam zu gewähren und zu verschaffen, und seine Gewalt zum Wohle des gemeinen Wesens zu verwenden. Es leidet keinen Zweifel: Pisistratus war-

de bloß mit Hülfe der geringeren Bürger, besonders der Leute vom Gebirge, Haupt der Republik (J. 561 um die Zeit als Cyrus Asien zu unterwerfen begann), denn er war klug genug, sich auf die Seite zu stellen, auf welcher die größte Stärke war, und den Geist zu erkennen, der durch Athens Geschichte ging; und es ist wohl möglich, daß er, zu seiner natürlichen Leutseligkeit, auch schlaue Demagogen-Künste angewendet habe, weil es nöthig sein mochte, durch Bethörung der Menschen ihr Vertrauen zu gewinnen oder zu befestigen. Dabei mag es ungewiß bleiben, ob der alte Solon für oder wider Pisistratus gewesen, ob er sein Vaterland im Unmuthe verlassen, ob er, nachdem er die alte Ehre des Mannes, die Waffen, vor die Thür seines Hauses niedergelegt, zu seiner ursprünglichen stillen Beschäftigung zurückgekehrt, oder ob er des Pisistratus Rath und Helfer geworden sei: das aber ist nicht zu leugnen, die Alkmäoniden wollten im besten Falle nichts Höheres als dieser; es ist nicht zu leugnen, Pisistratus hat die Gewalt, die er gewann, angewendet, um die alte Parteiung, bei welcher kein Gedeihen möglich war, zu stillen; er hat Solons Gesetzen Leben und Kraft gegeben; er hat Athen auf den Weg gewiesen, auf welchem sie, in so vieler Rücksicht, die erste der Welt geworden ist, auf den Weg höherer Geistes-Bildung; er hat seine großen Güter und seine glänzenden, verführerischen Eigenschaften durch die Anwendung derselben und durch eine hohe Gesinnung geadelt, und hat selbst diese Gesinnung nicht geändert, als er, durch seine Gegner, die Alkmäoniden, zweimal zur Flucht genöthigt (J. 561

und 552) sich endlich mit Gewalt der Herrschaft bemeistern mußte. Seine Söhne aber, gleichviel, ob Hippias oder Hipparch der älteste gewesen, ob Einer oder ob Beide den Namen Tyrannen geführt, hatten vielleicht einzeln nicht seinen Geist, aber vereint waren sie seiner nicht unwürdig. Sie gingen mit gleicher Weisheit in seinem Sinne fort, und wandten die Steuern, die sie erhoben, so wie den eigenen Reichthum an zur Beförderung der sinnlichen und geistigen Bildung Athens. Daher ist wohl glaublich, daß die Athenäer, glücklicher als je, die Tyrannis nicht gegen die Freiheit zu vertauschen gewünscht, und daß sie sich der goldenen Zeit, von welcher die Mythe redete, näher geglaubt haben. Aber die Leidenschaft zerstörte auch hier, was Verstand und Tugend gegründet hatten! Die Athenäer erfuhren, wie ungewiß ein Glück ist, das von der Willkühr Eines Menschen abhängt, und gaben darum einer stürmischen, aber die Kraft aufregenden, Freiheit den Vorzug vor der Herrschaft, die Glück vertheilen mag ohne Anstrengung, und Unglück verhängen ohne Schuld.

240. Wenn nun aber wahr ist, daß in den Athenäern durch die Pisistratiden der Sinn für Schönheit und Kunst aufgereizet ward, und wenn ferner wahr ist, daß die Athenäer ohne die Kriege gegen die Perser diesen Sinn weder gänzlich hätten ausbilden noch befriedigen können: so kann man gewiß nicht umhin, die seltsame Verschlingung der Verhältnisse zu bewundern, durch welche diese Kriege herbeigeführt wurden. Folgende Ereignisse, die hier nur angedeutet werden kön-

nen, waren Glieder dieser Kette: die harte Herrschaft des Hippias nach der Ermordung Hipparchs durch Harmodius und Aristogiton (J. 515); die Rückkehr der Alkmäoniden, von dem bestochenen Orakel in Delphi und der dadurch aufgereizten Sparta unterstützt; die Entfernung des Hippias (J. 511) zuerst nach Sigeum und dann mit seinem Groll und seiner Kenntniß Griechenlandes nach Persien; die Unruhen, die Klisthenes, der Alkmäonide, — (welcher übrigens durch die Einführung von zehn Phylen an Statt der bisherigen vier, und durch die Vermehrung des Rathes bis zu 500 Mitgliedern, so daß fünfzig aus jeder Phyle eine Prytanie hindurch die Verwaltung des gemeinen Wesens hatten — welcher hierdurch der Demokratie noch mehr Beweglichkeit gab) — und Isagoras, als Parteihäupter, erregten; die leidenschaftliche Theilnahme des lacedämonischen Königes Kleomenes an diesen Verhältnissen; die mannigfaltigen Händel und Kämpfe mit den benachbarten Völkerschaften, welche daraus hervorgingen, und in welchen die Athenäer ihre Kraft übten und fühlen lernten; endlich der Sieg, welchen die Freiheit davon trug, und das schöne Gefühl, mit welchem die neuerrungene Freiheit die Athenäer durchdrang! In der That: so Vieles und so Großes mußte den Athenäern Muth geben, die Anforderungen des großen Königes stolz und trotzig zu verachten, und dem Aristagoras für den unbesonnenen Befreiungs-Versuch der Joner die Hülfe zu gewähren, welche den Krieg mit den Persern herbei führte (125 und 126).

Sechstes Capitel.
Das griechische Volksthum.

241. Durch die kurz beschriebene Verbreitung des griechischen Lebens, und durch die Auflösung Griechenlandes in eine Menge kleiner Staaten, war die Möglichkeit einer vielseitigen Bildung gegeben; die Kräfte konnten sich auf mannigfaltige Weise üben, stärken, entwickeln, und im Einzelnen das Herrlichste und Schönste erreichen, das den Sterblichen zu erreichen vergönnt ist. Auch ist nicht zu leugnen: dadurch, daß die Verhältnisse also geordnet waren, sind die Griechen für die Nachwelt geworden, was sie geworden sind, und im Zusammenhange des Lebens konnten sie ihre hohe Bestimmung nur auf diese Weise erfüllen. Endlich ist unmöglich, zu sagen, was aus Griechenland geworden sein würde, wenn alle die kleinen Staaten sich auf eine oder die andere Weise in eine große Verbindung vereinigt hätten. Wenn man aber diesen Zusammenhang des Lebens unbeachtet läßt, und allein auf die Griechen selbst sieht; wenn man nicht fragt, wieviel ihre Bildung für die Entwickelung der Menschheit ausgetragen habe, sondern wenn man lediglich die Schicksale zu begreifen strebt, welche die Griechen erlitten, und zumal voraus in ihren Verhältnissen die Gründe für den Gang derselben zu finden sucht: so scheint unstreitig diese Zerrissenheit der Griechen ein großes Unglück; sie mußte ihren Untergang nothwendig machen, wenn nicht etwa auf besondere Weise den Nachtheilen der Getrenntheit fort und fort begegnet war. Ist nämlich wahr, daß

nach der Natur menschlicher Dinge Staat und Volk immer Eins zu werden suchen (55): so mußte sich dieses Verlangen, das ganze Volk mit sich zu verbinden, in jedem einzelnen griechischen Staate, nach Lage und Umständen, offenbaren. Ein beständiges Streben der Staaten gegen einander, mithin Aufmerksamkeit, Eifersucht, Neid, Feindschaft, Krieg, war daher unvermeidlich. Und wenn auch dieses Entgegenstreben zur Entwickelung aller Kräfte, durch Anstrengung aller Kräfte, vielleicht heilsam werden mochte: so schien es doch nothwendig die Kraft gegen Fremde schwächen, und jedem fremden Staate, mit welchem sie etwa in feindliche Berührung kamen, leicht machen zu müssen, sie gegen einander zu gebrauchen, und über sie allgemeine Unterjochung zu bringen.

242. Aber für die Erhaltung des Volksthumes schien Folgendes günstig. Zuerst kamen die Griechen, nach der Lage ihres Landes, am Meisten mit Völkern in Berührung, die ihnen auf eine sehr schroffe Weise entgegenstanden. Dadurch geschah, daß sie, wie hoch sie auch die Gelehrsamkeit und Weisheit bei einigen fremden Völkern zu stellen pflegten, doch das Wort Barbar mit dem Begriff eines niedriger denkenden, sclavischgesinnten, unedleren Menschen und Volkes auszusprechen sich gewöhnten; es geschah, daß sie dadurch das Griechenthum mehr und mehr allem Fremden entgegensetzten und die Scheidewand zwischen beiden höher und unübersteiglicher dachten; aber es geschah auch, daß sie sich eben deßwegen unwillkührlich an einander

anschlossen, und sich als ein einiges Volk den Fremden entgegensetzten. Ueberall, wo der Grieche griechische Rede hörte, wo er griechische Götter fand und griechische Sitten erkannte, da fühlte er sich heimisch, und erkannte Glieder des großen Leibes, zu welchem auch er selbst gehörte. Hellas umfaßte Syrakus und Milet nicht minder als Sparta oder Athen! Aus diesem Gegensatze des Griechischen und des Barbarischen ist übrigens vielleicht zu erklären, wie die Griechen auch in solchen Sitten, die anderen Völkern und Zeiten so unnatürlich, so niedrig und abscheulich vorgekommen sind, (und die auch gewiß bei ihnen niedrig und abscheulich sein würden, z. B. in der Männer-Liebe,) den Beweis einer erhabenen Gesinnung, eines gewissen Adels der Volksnatur haben erkennen, wie Weise und Gesetz-Geber dieselben haben vertheidigen und begünstigen, und wie wirklich diese Sitten zu den schönsten Tugenden und zu den herrlichsten Gesinnungen zu führen vermocht haben, wenn auch ihr Ursprung sinnlich, und ihre Bildung zufällig gewesen war.

243. Dieses allgemeine Gefühl für die griechische Eigenthümlichkeit mußte, scheinet es, durch folgende Erscheinungen und Verhältnisse mehrfach genährt und gekräftigt werden. Erstens dadurch, daß alle Griechen, wie zerstreut und getrennt sie auch sein mochten, doch eine gemeinsame Vorzeit hatten. Zwar leitete man in späterer Zeit Gegensätze genug aus dem hohen Alterthume her; aber selbst die Stämme, die sich in der Folge am Härtesten gegenüber stellten, die Dorier

und Joner: waren sie nicht von Einer Wurzel ausgegangen und hingen sie nicht durch manche gemeinsame Erinnerung aufs Innigste zusammen? Wie mannigfach waren die Berührungen der Väter allein in der großen Unternehmung wider Ilium gewesen, so wie diese Unternehmung in den göttlichen Gesängen, die Homer zur Feier derselben in der Gemein-Sprache Aller gesungen haben sollte, dargestellt war! In diesen Gesängen Homer's hatten alle Griechen ein großes Volks-Gut; Helden und Götter, zu welchen Alle strebten und Alle beteten, waren dadurch verherrlicht und gefeiert; und wenn auch einmal ein neidischer Tyrann, wie Klisthenes von Sicyon, die Homerischen Gesänge verbieten mochte, so wurden doch wohl Alle durch Homer mit Einem großen und erhabenen Gefühle durchdrungen, so schöpften doch wohl Alle aus diesem Dichter als aus einem heiligen Gemein-Quell Heldensinn, Volksgeist und die Urbilder der ewigen Schönheit, welche sie mit bewunderungswerthem Glücke volksthümlich darzustellen versucht haben. Und wenn es wahr ist, daß Lykurg Homer's Gesänge nach Griechenland gebracht hat, so ist es gewiß sehr sinnvoll, daß gerade ihm dieses schöne Geschäft aufbewahrt war. Aber auch andere Dichter wirkten in gleichem Sinne. — Ferner schien zur Erhaltung eines volksthümlichen Lebens eine uralte Sitte beitragen zu müssen, welche den edeleren Griechen vielleicht mit den meisten Städten befreundete, nämlich das heilige Gastrecht. Dasselbe menschliche Gefühl, das unter Rohheit und Noth die schönen Verbindungen der Gastfreundschaft auch bei anderen Völkern erzeugte,

mag sie auf gleiche Weise in Griechenland erzeugt haben; aber eine solche Ausbildung haben sie nirgends erhalten, und darum haben sie auch wohl nirgends die volksthümliche Wichtigkeit erlangt, welche die Verschlingungen so vieler Familien verschiedener Staaten, so vieler großen Häuser und ganzer Staaten in Griechenland haben mußten.

244. Noch mehr vielleicht mußten — so scheinet es — zur Erhaltung des griechischen Volksthumes die großen Volks-Feste wirken, die von allen Griechen gefeiert wurden, besonders aber die heiligen Wettkämpfe zu Olympia. Ueber die Entstehung und Fortbildung dieser Feste ist freilich wenig bekannt; aber wie beschränkt sie auch ursprünglich in der Art und im Zwecke gewesen sein mögen: in der Folge der Zeit wenigstens gehörten sie dem ganzen Volk an, und ihm ausschließlich. Sie sind für die einzelnen Theile der Bildung, in welchen Wettkämpfe Statt fanden, höchst wichtig geworden; sie haben den Verkehr der Griechen mit einander, Handel und Umsatz, befördert; sollten sie nicht auch die Griechen insgesammt einander näher gerückt und das Gefühl für das griechische Volksthum dadurch belebt haben, daß sie dasselbe einem Jeden in der liebenswürdigsten Gestalt vor die Augen brachten? Schon der Umstand trug gewiß sehr viel aus, daß Griechen aus allen Ländern und Staaten, wenigstens in glücklichen Zeiten, sich alle vier Jahre, mit allgemeiner Gleichheit, bei allgemeiner Ruhe und Feier, berührten, sich durch einander trieben, sich kennen lernten und alte Gastfreund-

schaften erneuerten oder neue schlossen. Dann war es sehr bedeutend, daß ein jeder Grieche, wie er in seinem Staate gewöhnet werden sollte, der häuslichen Bequemlichkeit den öffentlichen Glanz, der Freude des Hauses den Ruhm der Stadt vorzuziehen — (und hierdurch ist möglich geworden, daß die kleinen griechischen Staaten in Werken der Kunst und Pracht mehr geleistet haben, als die größten Reiche in alter oder neuer Zeit) — daß auf gleiche Weise ein jeder Grieche, den Glanz und den Ruhm seiner Stadt geringer zu achten, als den Glanz und den Ruhm von ganz Griechenland, durch diese glänzenden Feste gewöhnt, und zugleich gereizt werden konnte, Reichthum, Kraft, Kunst, Wissenschaft oder was er aufzubieten vermochte, anzuwenden, um zu der allgemeinen Größe und Herrlichkeit beizutragen. Denn diese erhabenen Spiele: waren sie etwas Anderes, als eine öffentliche Ausstellung der goldenen Früchte, welche seit vier Jahren, im Ernste des Lebens, durch Anstrengung und Glück, gereift waren? — Ferner war es von hoher Wichtigkeit, daß alle versammelte Griechen an diesen Festen sich zu Einem Gelübde, zu Einem Opfer vereinigten, vor dem höchsten — glanzumstrahlten — Gott aller Griechen zu gemeinsamer Verehrung erschienen, und sich auf diese Weise erinnerten, daß sie Alle gleiches Wohl und gleiches Weh zu erflehen und zu fürchten hatten. Endlich war selbst die Rechnung nach Olympiaden (deren Anfang in das Jahr 777 gesetzt zu werden pflegt) darum nicht ohne Bedeutung, weil sie allgemein, wenigstens allgemein bekannt, war.

245. Nicht minder wichtig für die Erhaltung eines volksthümlichen Sinnes in allen Griechen mußte, wie es scheint, wenn nicht die Orakel überhaupt, doch gewiß das Orakel zu Delphi sein. Die Entstehung und Ausbildung dieser Anstalten ist allerdings geschichtlich nicht aufzuklären. Zwar ließe sich vielleicht im Allgemeinen behaupten, daß ein eigentliches Orakel da, wo die religiose Ansicht der Menschen zur unendlichen Natur, oder zu Einem allwaltenden Geist, ohne Räthe und Diener, treibt, eben so unmöglich sei, als nothwendig überall Orakel mit der Verehrung mehrerer Götter verbunden sein werden. Wenn aber auch der Ursprung der Orakel begreiflich würde, theils aus der Vielgötterei, durch welche das Unendliche dem Menschen gleichsam befreundeter und zugänglicher wird, theils aus dem ewigen Verlangen des menschlichen Geistes, sein Leben nach dem Sinne des großen Geistes zu bestimmen, aus welchem er ist, theils aus dem Bedürfnisse des Menschen nach einer Leitung im Dunkel der Verhältnisse, die sein Verstand nicht aufhellen, und über die sich sein Wille nicht erheben kann: so ist doch kaum zu erklären, wie sich der Glaube an die Sprüche derselben erhalten habe, nachdem sie entweder als falsch, oder als Sprüche eines sehr irdischen Geistes, zugänglich, parteiisch, bestechlich, erkannt waren. Wie aber? standen vielleicht die Verbindungen unter den Griechen zu geheimen Zwecken auch mit den Orakeln im Zusammenhange? Oder? fühlten die Verständigen, daß der rohen Menge das lautende Wort eines Gottes nothwendig sei, und daß man den Glauben an dieses Wort

nicht zerstören müsse, wenn er auch von Zeit zu Zeit der Leidenschaft dienete? Oder blieb auch den Verständigsten selbst der Glaube noch nach oft erkanntem Betrug? und verbarg man durch die seltsamen und geheimnißvollen Gebräuche nichts vor der Menge, als religiöse Ideen und philosophische Ansichten über Gott und Welt? — Wie dem aber auch sein mag: das Orakel zu Delphi, das allerdings eine hohe politische Wichtigkeit hatte, hat durch seine Sprüche unmittelbar für die Erhaltung des Volksthumes weniger gewirkt, als dadurch, daß Apollo's Tempel zu Delphi wegen dieser Sprüche wurde, was er geworden ist. Und dieser Tempel wurde reich an allen den Schätzen, welche den menschlichen Geist, bei der niedrigsten wie bei der erhabensten Gesinnung, bei der größten Gemeinheit wie bei der feinsten und edelsten Bildung, reizen, ergötzen und entzücken konnten, und wurde darum angesehen als ein gemeinsames Volks-Heiligthum. So lange der dunkele Spruch der Pythia Glauben fand, blickten alle Griechen beständig nach der heiligen Delphi, und Apollo's Wohnung ward der Mittelpunkt des griechischen Lebens.

246. Eine besondere volksthümliche Wichtigkeit erhielt das delphische Heiligthum noch dadurch, daß der uralte Verein der Amphiktyonen ihm vielleicht seine Entstehung, gewiß aber einen großen Theil seiner Ausbildung und seines Ansehens verdankte. Ursprünglich mag dieser Verein anderen Verbindungen Griechenlandes in Art und Zweck allerdings gleich gewesen sein. Als sich nämlich die Stämme des griechischen Volkes bür-

gerlich von einander sonderten, da blieben die alten Götter doch immer gemein, und die alten Oerter, wo sie dieselben verehrt hatten, behielten noch bei allen Stammgenossen die vormalige Heiligkeit. Darüber blieben die Getrennten verbunden, und die Berathung über die Angelegenheiten der Gemein-Heiligthümer, und die Gemein-Feier alter Feste erhielten das Andenken an die Verwandschaft. Aber im Verfolge der Zeit wurde der religiose Sinn durch die Kunst und Pracht der Tempel, in welchen die einzelnen Städte, man möchte sagen, den Ertrag des vereinzelten Lebens wiederum vereinten, und dadurch das Streben der Einzelnen in das Ganze zurücklenkten, beschäftigt und befriediget. Da verloren die alten Heiligthümer ihr Ansehen, und die Verbindungen löseten sich auf. Aber der Verein, dessen Mittelpunkt der delphische Tempel entweder ursprünglich war, oder doch sehr früh wurde, erhielt sich, ausgezeichnet durch den Namen der Amphiktyonen, unter allem Wechsel des Schicksales von Griechenland, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, wiewohl er endlich eben so dunkel aus der Geschichte verschwindet, als er in dieselbe eingetreten war. Dazu wirkte vielleicht zuerst der Umstand, daß die Versammlung der Amphiktyonen die Angelegenheiten eines Tempels zu besorgen hatte, in welchem alle Griechen einen großen Gemein-Schatz erblickten, und von welchem aus sie die Bestimmung des Lebens erwarteten; dann aber der Umstand, daß aus den Stämmen, die ursprünglich, in Thessalien und in der Gegend um Delphi wohnend, sich zu dieser Amphiktyonie vereiniget hatten,

die wichtigsten Staaten in Griechenland selbst wie in den Colonien hervorgingen; endlich war auch das von Bedeutung, daß nachmals die pythischen Wettkämpfe ihrer Leitung und Obhut anvertrauet waren. Und wenn nun auch sowohl ursprünglich, als in der Folge, da Griechenland seine Unabhängigkeit verloren hatte, die Besorgung gottesdienstlicher Sachen das eigentliche Geschäft der Amphiktyonen war: mußten sie nicht zuerst schon dadurch, theils unter den Staaten Eines Stammes das Gefühl des Rechtes und der Gleichheit, theils in allen Stämmen den Gedanken der Verwandtschaft und Einheit erhalten, und auf diese Weise, in Verbindung mit dem Orakel, volksthümlich wirken? Aber sie hatten zweitens, in den Zeiten griechischer Freiheit, auch die ausdrückliche Aufgabe, unter den theilnehmenden Staaten allen Krieg entweder zu verhüten oder zu mildern! Endlich scheinet schon diese Aufgabe das Streben nach Einheit gegen Fremde vorauszusetzen, und wenigstens mochten alle Griechen, bei gemeinsamer Gefahr, in der Amphiktyonen-Versammlung einen Herd finden, um welchen sie sich vereinigen konnten zur gemeinen Berathung und Rettung. Nun verschwinden zwar oft die Amphiktyonen gänzlich aus der Geschichte, und natürlich genug bei Kriegen amphiktyonischer Staaten gegen einander. Dagegen aber treten sie von Zeit zu Zeit wieder überraschend hervor, bald mit hoher Würde herrliche Thaten belohnend, bald mit furchtbarer Strenge, wie im Namen der Gottheit, Muthwillen und Frevel strafend und rächend. Ja auch Vieles, was wir anderen Versammlungen zuzuschreiben gewohnt

sind, mag von ihnen geschehen sein; und selbst in den letzten Zeiten griechischer Freiheit blieb „der Schatten in Delphi", wie wenig man seiner achten mochte, noch eine politischwichtige Erscheinung. Ueberhaupt aber scheinen die Amphiktyonen lange als ehrwürdige Stellvertreter des Volksthumes hinter dem, durch Leidenschaft und Irrthum bewegten, Leben zu stehen, und mit fester Hand die ewigen Vorschriften des Rechtes und der Religion empor zu halten; und man hat, indem man dieses gewahrt, zuweilen etwa das Gefühl, wie wenn man hinter dem wilden Getümmel eines Krieges die ruhige Würde der Natur erblickt. Indeß ist auch zu ihnen das Verderben gekommen, und Leidenschaft hat sie geleitet!

247. Wenn man nun dieses Alles überdenkt: so möchte man allerdings glauben, die Griechen hätten, ungeachtet aller bürgerlichen Trennung und Zerrissenheit, eine wahrhafte Einheit bilden, und als Ein Volk den Fremden, wie in ihrem Sinne, so in ihrem Thun, entgegenstehen müssen. Bedenkt man aber zugleich, was der Staat ist (35), und was er den Bürgern sein muß; bedenkt man, was er erstrebt und wie sich Staat und Volk zu einander verhalten: so muß einleuchten, daß dieses unmöglich war, und daß mit allen diesen volksthümlichen Erscheinungen für innere Ruhe und Selbständigkeit des Ganzen nichts gewonnen sein konnte. Die Elemente einer wahren, volksthümlichen Einheit, fähig sich kraftvoll zu bewähren und zu behaupten, waren freilich gegeben, aber es fehlete das bindende Prin-

cip, und wo dieses fehlet, da wird wohl vom Volke viel geredet, aber für das Volk nicht gehandelt werden: denn nur die Bürgerlichkeit treibt zu Entschluß und That, während alles Andere meistens nur Worte und Stolz erzeugt. Der äußere Grund aber, warum dieses Princip nicht gefunden wurde, war wohl der Umstand, daß die Griechen so lange in einer Lage blieben, in welcher sie die Kraft der Einheit nicht nöthig hatten, und deßwegen zum thätigen Zusammenhalten nicht gewöhnt wurden. Hätten sie einen barbarischen Staat in der Nähe, von Alters her und dauernd, zu fürchten gehabt, so würden sie sich auch in dieser Rücksicht nicht versäumt haben. Da dieses aber nicht der Fall war, so erhielten die einzelnen griechischen Staaten Zeit, gegen einander zu streben, sich fremd zu werden und sich gegenseitig als Feinde zu betrachten. Die erste gemeinsame Gefahr, die ihnen von den Persern drohete, trat erst ein, als die innere Trennung schon zu weit ausgebildet war (in welcher feindseligen Stellung befanden sich nicht die Griechen!); sie erzeugte wohl den Gedanken einer Einheit, einer Ober-Anführung des Ganzen, aber diese Anführung wurde so wenig im rechten Sinn erstrebt, als sie durchgesetzt werden konnte. Die, fast unbegreifliche, Leichtigkeit und Schnelle, mit welcher dennoch die ungeheuere Gefahr vorüber ging, mußte ja wohl vielmehr den Gedanken erzeugen, daß man keinen Fremden, aber desto mehr sich selbst gegenseitig zu fürchten habe. Also konnte es nicht anders sein: die Staaten, welche sich als die ersten ansahen, und darum in der Feindschaft gegen einander voraus stan-

den, mußten sich nur bemühen, die kleineren oder schwächeren Staaten zu einer Bundes-Genossenschaft (Symmachie) zu bewegen, in dieser Bundes-Genossenschaft zu herrschen, und sich dadurch in den Stand zu setzen, die Macht des Gegners zu zerbrechen. Aber es konnte auch nicht anders sein, dasselbe Streben mußte, weil es durch und durch verkehrt war, noch weiter, es mußte zu Verbindungen mit Barbaren führen gegen den hellenischen Feind! Seitdem entarteten, nach menschlicher Weise, schnell die alten Sitten. Man wurde reicher an irdischen Gütern, man lernte neue Bedürfnisse kennen: es entstanden neue Genüsse und Laster, und die Leidenschaft wurde entfesselt. Und da nun auch die Orakel keinen Glauben fanden, und die gemeinsamen Götter verschwanden oder zum Gespötte wurden: wie hätte man nicht schlauen und mächtigen Fremden zur Beute werden sollen! Der Sinn der Einheit war dahin, die Stärke der Einheit hatte man nie gekannt: darum war keine Rettung möglich!

Siebentes Capitel.

Der Krieg wider die Perser.

248. Als der König von Persien auf Rache gegen Athen sann, weil diese Stadt Theil genommen hatte an dem Aufruhr der Joner (125): da stand Griechenland in der größten Verwirrung, und Keiner dachte daran, daß einer Gefahr, die Einem drohete, von Allen begegnet werden müßte. Den ersten Versuch der

Perser, angeführt von Mardonius (J. 493), vereitelten zwar die Schutzgötter Griechenlands, aber die meisten griechischen Inseln und Staaten sandten dennoch Erde und Wasser an den großen König. Und wenn auch Athen und Sparta, welche von allen Griechen allein begriffen, daß die Bewohner Eines Hauses, wenn sie gleich mit einander in Feindschaft leben, doch gleiches Interesse haben, Diebe und Räuber abzuhalten, die verhaßte Aegina züchtigten für ihre feige Unterwerfung: so war damit wenig gewonnen. Datis und Artaphernes kamen (J. 490) mit großer Macht, geleitet von dem rachesuchenden Hippias, nach Griechenland. Mehrere Inseln fielen. Von Einheit, von Verbindung keine Spur. Eretria auf Euböa, die auch den Jonern einige Hülfe gesendet hatte, erfuhr das härteste Unglück, ohne daß die Athenäer ihre Hülfe hätten anbringen können. Und als diese den Persern bei Marathon gegenüberstanden, da sahen sie nicht einmal Lacedämonier an ihrer Seite (welche selbst in solcher Noth alte Gesetze zu übertreten für bedenklich zu halten vorgaben), und nur Platää hatte sich durch besondere Verhältnisse bestimmen lassen, willkommene Hülfe zu bringen. Aber die Athenäer zeigten sich groß und herrlich, und darum bestanden sie schön die ungeheuere Gefahr. Die Götter hatten ihnen den Mann erzogen, der helfen konnte; und die zehn, seit Klisthenes verfassungsmäßigen, Feldherren dachten wenigstens zur Hälfte groß genug, dem Miltiades die Gewalt einzuräumen, die sein Geist und die Kenntniß der Perser, die er in anderen Verhältnissen erworben hatte, zu fordern schienen. Vortreffliche

Thaten sind bei Marathon geschehen; die Athenäer, vom Gelände begünstigt, und vielleicht selbst von den Absichten der Perser, haben die Feinde weichen gesehen; sie haben ein hohes Lob verdient. Und wenn die Griechen in der Folge den Vorfall bis zum Unbegreiflichen vergrößert haben, so ist erfreulich zu bemerken, wie Herodot die Würde der Geschichte zu bewahren verstanden hat.

249. Bald nach diesem Vorfalle fand Miltiades einen unglücklichen Ausgang, und nicht ganz unverdient, weil er die Freude des dankbaren Volkes entweder leidenschaftlich mißbraucht, oder doch etwas zweideutig gebraucht hatte. Die Athenäer vergaßen Marathons wegen Parus wohl keinesweges, aber bei der entsetzlichen Geldgier, die schon jetzt in großen Beispielen verderbende Sitten anzeigt, und bei dem stürmischen Verfahren, welches desto ärger in der Versammlung des Volkes wurde, je höher der Dünkel des gemeinen Haufens stieg, wird das harte Urtheil gegen ihn erklärlich genug. Wie groß indeß auch die Theilnahme sein mag, die man dem Miltiades schenket: das Vaterland bedurfte seiner nicht mehr! Themistokles und Aristides, die in seinem Glück untergegangen sein könnten, erhielten durch seinen Tod Raum für ihre großen Bestrebungen. Gegner von Jugend auf trieben diese beiden Männer sich wechselseitig zu dem Höchsten, welches sie erreichen konnten, und je mehr sich jeder sagen mußte, daß er den Anderen in dem, worin derselbe vortrefflich war, nicht erreichen könnte, desto ge-

waltiger hielt er fest an seiner Eigenthümlichkeit, und suchte gleichfalls unerreichbar zu werden. Die edelste Gesinnung für das gemeinsame Vaterland war beiden gemein, aber Themistokles übersah nicht nur mit dem bewundernswürdigsten Scharfblicke die Verhältnisse der Staaten wie die Angelegenheiten seiner Mitbürger, sondern er schloß sich auch mit der höchsten Gewandtheit dem Leben an und schwang sich in Anwendung der Mittel, welche ihm selbst oder dem gemeinen Wesen vortheilhaft sein konnten, über jede kleinliche Rücksicht hinweg. Aristides hingegen, obgleich er für das Wohl des Vaterlandes Alles für erlaubt hielt, glaubte durch strenges Festhalten an der Tugend, immer wahr, immer gerecht, die Höheren leiten und die Menge überwinden zu können. Beide Männer mochten sich wohl gegenseitig ergänzen; aber da die Perser neue Angriffe zu verschieben gezwungen wurden (127), und da aus menschlichen Verhältnissen selten die Leidenschaft entfernet werden kann: so war die Anwendung des Ostracismus gegen Aristides (J. 487) gewiß ein Glück für Athen und für Griechenland. Was geworden sein würde, wenn Themistokles den Gegner aus Achtung für seine Tugend geschont und sich mit einer Partei, bald siegend, bald besiegt und immer kämpfend, begnügt hätte, ist zu sagen allerdings unmöglich. Aber das ist gewiß, daß der Gefahr nicht besser hätte entgegen gearbeitet werden können, als nach des Aristides Entfernung durch Themistokles geschah. Durch ihn erhielt Athen ihre Seemacht, und damit das einzige Mittel zur Rettung der griechischen Freiheit und Bildung. Nie ist

ein elender Volkshaß in einem schöneren und größeren Sinn aufgefaßt und geleitet worden, als der Haß der Athenäer gegen Aegina durch Themistokles.

250. In Sparta war Leonidas König geworden, ein Mann, in welchem der Geist der lykurgischen Gesetze lebte, der keinen heiligeren Namen kannte, als das Vaterland, und kein größeres Glück des Sterblichen, als dem Vaterlande die Freiheit zu sichern oder im Kampfe für dieselbe zu sterben. Dahin kam die erste Nachricht von des Xerxes gewaltiger Rüstung, vielleicht durch Demaratus. Hierauf fand eine große Versammlung wohlgesinnter Staaten auf dem Isthmus Statt, zur Aussöhnung innerer Zwiste, und zur Berathung über die gemeine Sache. Man beschloß zu rüsten, zu kundschaften, zu unterhandeln. Aber nur in wenigen Staaten rüstete man mit Ernst und Vertrauen; das Kundschaften, das freilich auch unnöthig war, verstand man schlecht; und mit dem Unterhandeln wurde wenig erreicht. Argos, früherer Feindseligkeiten der Lacedämonier eingedenk, von altem Groll und steter Besorgniß vor Messeniens Schicksale gequält, zog sich nicht ohne Tücke zurück. Gelon von Syrakus, der noch nicht wußte, wie nothwendig seine Macht in Sicilien selbst seyn würde (166), konnte den Stolz des Tyrannen nicht besiegen: er wollte an der Spitze der Griechen stehen, und weder Athen noch Sparta bedurften eines Anführers, sondern Krieger. Korcyra lauerte; Kreta hatte Entschuldigungen; die alte Thebä, welche, nach einer bedeutenden Vor-

zeit, (197) bisher nur aus dem Dunkel getreten war, wenn sie mit Griechen stritt, wagte zwar nicht, ihre Hülfe zu versagen, aber sie brachte dieselbe mit einem bösen Gewissen, von alter Schuld belastet und neuen Verrath sinnend. In dem schönen, fruchtbaren, durch seine Reiterei wichtigen, aber durch eine Oligarchie, welche die Peneten in harter Leibeigenschaft der Grundherren hielt, bürgerlich zerrütteten Thessalien hatte sogar das mächtige, verhaßte und verrätherische Geschlecht der Aleuaden, vom empörten Volke zur Flucht genöthigt, die Perser herbeigerufen; und wenn nachmals auch gern mehrere Städte zu den Hellenen gehalten hätten: konnten sie umhin, dem großen König Erde und Wasser zu schicken, da die Griechen für unmöglich hielten, ihr bergumgürtetes Land zu vertheidigen? Am Zweideutigsten aber benahm sich Apollon. Für sich selbst zwar sorgte der Gott, aber zur Einheit Griechenlands trug er nicht bei, und selbst der dunkele Spruch, durch welchen er des Themistokles hohen Plan in Hinsicht der Athenäer unterstützte, mußte der Pythia abgetrotzt werden.

251. Unterdeß kam Xerxes mit seinen ungeheueren, stets wachsenden, Schaaren zu See und Land näher heran (128), und mehr und mehr zeigte sich, bei dringender Noth, was in den Griechen war. Wenn aber das menschliche Gemüth über die Zerrissenheit des Ganzen, wie über die Unentschlossenheit, den Neid, die Feigheit und Erbärmlichkeit einzelner Städte, Schmerz und Unwillen empfindet, so wird es zugleich auf die

herrlichste Weise wieder beruhigt durch die hohe Kraft und Tugend, welche einzelne Staaten und Männer entwickelten. Vor Allen jedoch glänzte Athen hervor, und in Athen Themistokles. Die Athenäer waren nicht minder groß im klugen Nachgeben gegen die Ansprüche Sparta's auf die Ober-Anführung zu See und Land und gegen die Vorurtheile der anderen Bundesgenossen, als in der Räumung und Preisgebung ihrer Stadt; Themistokles aber hob sich nicht nur über persönliche Verhältnisse hinaus, sondern er zeigte sich auch bei allen Rathschlägen und Schritten, in dem Ersten des Sterblichen, in Weisheit und Umsicht, als der Erste der Griechen. Aber auch viele Andere haben unendlichen Ruhm verdient, und vor Allen Leonidas, der Spartiate, weil er das erhabenste Beispiel in dem gegeben, bei dessen Anblicke die menschliche Seele immer die tiefste, reinste, heiligste Freude empfinden wird — in der besonnenen Aufopferung für die Rettung Anderer, für Vaterland und Freiheit. Sein großer Kampf wider die Perser in dem Engwege der Thermopylen, und sein freiwilliger Tod mit dreihundert Helden aus Lacedämon und siebenhundert hochgesinnten und von seinem Geiste durchdrungenen Männern aus Thespiä, gehört zu den erhabensten Erscheinungen der Menschlichkeit, von welchen die Geschichte weiß. Denkt man diese That aus der Geschichte der Perser-Kriege hinweg: so fehlt ihr das Schönste, und Nichts würde im Stande sein, dem Herzen des Menschen in der Tapferkeit und Klugheit der Anderen die Befriedigung zu geben, die es hier findet. Aristodemus, der einzige

Lacedämonier, welcher dem Tod auswich, hat nachmals bei Platää die Schande abgewaschen! Darauf entfernte der Gott in Delphi selbst die raublustigen Schaaren der Perser von seinem Heiligthume; die Peloponnesier sammelten sich zur Wehr auf dem Isthmus; die Athenäer aber standen verlassen und bloß, und ihnen blieb Nichts übrig, als hinter dem hölzernen Walle den gottverheißenen Schutz zu suchen. Da ward Athen eingenommen, und die Mauern empfanden die Rache, welche Xerxes den Menschen bestimmt gehabt hatte (J. 480).

252. Auch die persische Seemacht war der griechischen weit überlegen; aber die Götter Griechenlands sorgten durch Sturm und Wetter, daß sie ihr näher gebracht wurde. Die griechische Flotte war zu der Zeit, als Leonidas die Thermopylen besetzte, bis Artemisium gegangen. Verschiedene Staaten hatten Schiffe gesandt, Athen jedoch die meisten. Dennoch führte Eurybiades, der Spartiate, sie an; Themistokles stand den Athenäern vor. Dieser zeigte sich unter den kleinlichen Ansichten und Leidenschaften der übrigen Hellenen in einer bewunderungswerthen Größe. Sein Verfahren zu beobachten, von dem Augenblick an, wo er von den Euböern eine große Geldsumme, mit welcher diese ihn zu einem, an sich guten, Entschlusse zu bewegen suchten, annahm, und den Eurybiades zu demselben Entschlusse bestach, bis zu der Schlacht bei Salamis, zu welcher er die Bundesgenossen zwang, und die Feinde hinlistete, ist höchst interessant; und wenn Einiges in seinem

Betragen zweideutig erscheint, so verdient doch nichts entschiedenen Tadel, das Meiste aber verdient reines Lob. In der Schlacht selbst (J. 480) sah die göttliche Salamis den edelsten Wetteifer unter den griechischen Männern in den herrlichsten Thaten; besonders zeichneten sich die alten Feinde aus, die Aegineten und Athenäer. Xerxes aber hoffte umsonst, durch seine Gegenwart die unterworfenen Völker zur Tapferkeit zu schrecken; er hatte die Demüthigung, vom attischen Ufer herab den Sieg der Griechen und die Flucht seiner Knechte zu sehen. Nun konnte der Isthmus vertheidigt werden, und den König mit so vielen Menschen konnte vor neuer Noth und Schmach Nichts schützen, als ein Rückzug nach Asien. Mardonius aber blieb mit einem großen und auserlesenen Heer in Thessalien stehen, und Dieses beweiset deutlich, daß man die Idee, Griechenland zu erobern, noch nicht aufgegeben hatte. Der Rückzug des Königes ist daher von den Griechen wohl zu dichterisch dargestellt, wie der ganze Krieg, um den Sohn des Uebermuthes, der Heiliges und Gemeines in frevelhaften Entwürfen vermengt hatte, recht zu demüthigen, und das eigene Glück zu feiern.

253. Hierauf verlief die Zeit mit mancherlei Vorfällen. Die Gelderpressungen des Themistokles von den Inseln, die Kampfpreis-Vertheilung, die listige Unterhandlung des Mardonius mit den Athenäern, und die schöne Begeisterung der Letzteren; dann das Verhältniß der Griechen zu einander, Sparta's Zögerung und endlicher rascher Entschluß bei Athens wachsender Dro-

hung: Alles dieses ist theils erfreulich, theils lehrreich über die Natur des Menschen und Bürgers. Eben so die kleinen Zwischen-Vorfälle, Verhandlungen und Bestrebungen, welche der großen Entscheidung bei Platää vorausgingen, sie begleiteten, ihr folgten. Für morgenländische Vorstellungen ist nicht unwichtig, daß Mardonius auf griechischem Boden nach griechischer Weise opferte, (94). Der Tag von Platää selbst aber (J. 479) war einer der schönsten Tage, welche die Geschichte kennt. Und wenn auch einzelne Staaten Griechenlands ihres Zauderns sich später zu schämen hatten, und wenn besonders die Thebäer, auf der Seite des Feindes stehend, sich mit Schande beluden: so haben doch die Lacedämonier, von Pausanias geführt, in offener Feldschlacht, und die Athenäer, von Aristides geleitet, bei Erstürmung des feindlichen Lagers, den hohen Ruhm verdient, den sie erhalten haben, und den sie behalten werden, so lange es Menschen giebt, denen das Heilige heilig ist. Durch diesen schrecklichen Untergang des persischen Heeres wurde Griechenland auf einmal von aller Furcht befreiet, und der Sieg war um so vollkommener, da an demselben Tage, nicht ohne wundersame Fügung der Götter, und mit Hülfe asiatischer Griechen, die es noch einmal wagten, sich gegen die Perser zu erheben, ein glänzender Sieg von der Flotte bei Mykale errungen ward. In der That: schöner hätte der sinnigste Geschicht-Schreiber aller Zeiten, Herodot, sein vortreffliches Werk nicht endigen können, als mit der Darstellung dieser großen

Begebenheiten! Aber, wer ersetzt seine Stelle für die Folge? und was ist gegen ihn Diodor!

Achtes Capitel.

Schöne Zeit Griechenlands. Vorbereitung großer Unfälle.

254. Diese großen Ereignisse wirkten stark und tief auf die Entwickelung der griechischen Bildung. Alle Kräfte des Menschen wurden aufgereizt. Das große Bewußtsein, herrliche Thaten für das Heiligste und Höchste vollbracht zu haben; das Vollgefühl geretteter Freiheit; der Jubel über das kaum gehoffte Glück; der Dank gegen die waltenden Götter; die Erinnerung an den Heldentod Derer, die gefallen waren für Volk und Vaterland — Alles dieses bewegte die Gemüther auf die gewaltigste Weise. Zugleich wurde durch die unermeßliche Beute, welche der Krieg gegen die Perser theils schon gegeben hatte, theils noch fort und fort gab, den Bestrebungen der Griechen der Stoff verschafft, der ihnen nöthig war; und der schon früher, besonders durch die Pisistratiden, erweckte Sinn für Werke der Kunst und des Geschmackes verhütete die Verirrung dieser Bestrebungen. Daher geschah, daß von jetzt an in Griechenland alle Blüthen des menschlichen Geistes sich zu entfalten begannen, und daß im Ablaufe weniger Jahrzehent' in allen Arten der Kunst, in der Malerei wie in der Bildnerei und in der Baukunst, in der Dichtkunst wie in der Geschicht-Schreibung, Meister-Werke

hervorgebracht wurden, welche so große Bewunderung aller Zeiten erhalten, daß sie ganze große Völker mit ihrer eigenen Art und Kunst zu entzweien, sie davon hinwegzuziehen, und sich ihnen als alleingeltende Muster darzustellen, vermocht haben. Gewiß, das ist ein großer Beweis ihrer Vortrefflichkeit!

255. Von der anderen Seite aber trug dieses schnelle Glück der Griechen, unglückseliger Weise, weder bei zu Erhaltung und Befestigung der Sitten und Verfassungen in den einzelnen Staaten, noch zur Vereinigung der Staaten unter einander, etwa zu einer einzigen hellenischen Bundesgenossenschaft, die doch so nahe gelegen, deren Nothwendigkeit sich doch so fühlbar gemacht zu haben scheint: vielmehr wurden Abweichungen vom alten Sinn und von den alten Bräuchen im Einzelnen dadurch herbeigeführt, und die bisherige Trennung zwischen den griechischen Staaten wurde nur vergrößert. Bei vielen Menschen und in ganzen Staaten wurden niedrige Leidenschaften aufgeregt, Habsucht und Geldgierde, und dadurch die väterlichen Sitten, auf welchen die Verfassungen ruheten, untergraben. Blicken wir zuvörderst wieder nach Lacedämon: so kann Pausanias durch seine schwere Verirrung einen durchgreifenden Beweis von der Wirkung geben, welche die große Zeit auf die Gemüther der Menschen gemacht hatte. Ursprünglich gerecht und gut, fand dieser Mann, nachdem er, im Jubel des Sieges, den Reichthum des Lebens angestaunet hatte, die erzwungene Armuth Sparta's unerträglich. Und wie hätten, nach solchen Siegen und

solcher Beute, in solcher Freiheit und solcher Lust, die lykurgischen Einrichtungen, die das Leben überall einengten, einzwängten und verstümmelten, irgend einem kräftigen oder geistreichen Menschen genügen können? An Statt aber den Bedürfnissen der Zeit durch weise Abänderung des Bestehenden abzuhelfen, bemühten die oligarchischen Geschlechter sich nur desto stärker, die alten Formen zu erhalten und durch größere Strenge zu neuer Kraft zu erheben. Dadurch aber vermehrten sie nur den alten Jammer, und brachten schneidende Widersprüche in das Leben, welche zwar nicht alle Menschen zermalmten, wie den Pausanias, bei welchen aber schwerlich irgend eine menschliche Seele ohne Leiden geblieben ist! — Achten wir hingegen auf Athen: so ging hier allerdings eine Veränderung vor, welche die Zeit zu fordern schien, die aber darum vielleicht das rechte Maß verfehlte, weil sie der spartanischen Härte gegenüber bewirkt werden mußte. Aristides warf die Scheidewand, die Solon zwischen reichen und armen Bürgern gezogen hatte, nieder, öffnete allen Bürgern ohne Ausnahme alle Staats-Aemter und verwandelte die Timokratie in eine völlige Demokratie. Diese Veränderung ging zuverlässig aus der Nothwendigkeit der Verhältnisse hervor; Aristides, von den Aufopferungen und Anstrengungen durchdrungen, mit welchen alle Bürger ohne Ausnahme die Freiheit gerettet und die erhabenen Siege erkämpfet hatten, hoch begeistert über diese großen Erfolge, und voll des Gefühles, daß Allen gebühre, was Alle erworben oder erhalten hatten, blieb gewiß ganz in seinen alten Grundsätzen der Gerechtigkeit,

als er diese Veränderung betrieb, oder vielmehr, als er dem Volke gewährte, was demselben nicht länger versagt werden konnte. Aber zu leugnen ist nicht: durch diese Veränderung wurde die Haupt-Schranke alter Ordnung zu plötzlich hinweggenommen; dadurch wurden die Ideen der Menge verwirrt, die Köpfe überspannt; eine wilde Ungebundenheit trat an die Stelle der beschränkten Regsamkeit, und das eigentliche Wesen der bürgerlichen Freiheit: gesetzliche Sicherheit gegen Willkühr, wurde zum Spiele, weil die Macht des Volkes, auf ein Mal entfesselt, zur Willkühr machte, was die Willkühr hindern sollte. Ferner erhielt der alte Haß zwischen der gefeierten Platää und der schuldbeladenen Thebä, hervorgehend aus Platää's Absonderung von den Böoten, neue Nahrung. Die Eifersucht vieler andern Staaten ward selbst durch die Scham genährt, mit welcher sie, bei dem stolzen Jubel der Sieger, bekennen mußten, daß sie nur geringen, daß sie gar keinen Antheil an der Rettung des gesammten Hellas gehabt hatten. Vor allen aber fingen Athen und Sparta an, mit feindseliger Schärfe einander zu beachten, da sie, schon vorher eifersüchtige Gegnerinnen, sich jetzt in ihrer gegenseitigen Macht kennen gelernt hatten. Schon auf dem Schlachtfelde bei Platää führte die Eifersucht fast zu erklärter Feindschaft. Darum hatte Themistokles wohl Recht, bei der Wiederaufbauung Athens (J. 478) auf Befestigung der Stadt und des Hafens Piräeus zu dringen! Aber die Art, mit welcher dieses Werk vor den Spartiaten verheimlicht werden mußte, diese Eile und dieser Betrug, zeiget deutlich genug, wel-

ches Mißtrauen in beiden Staaten war, welcher Argwohn, welche feindselige Gesinnung!

256. Die Befreiung der asiatischen Griechen gab den Athenäern einen würdigen Vorwand, auf Fortsetzung eines Krieges zu dringen, der, ohne Gefahr, die Kräfte mehrte und Beute gab. Gegen Cypern und Byzanz wurde ein glücklicher Zug unternommen (J. 476); und der Krieg schien sich ganz zu Athen's Größe zu wenden. Pausanias war, seitdem der Reichthum der Perser böse Lüste in ihm geweckt hatte, nicht nur auf den so sonderbaren, als unseligen Gedanken gekommen, sich mit Hülfe der Perser zum Herrn von Griechenland zu machen, sondern er konnte auch in seinen verruchten Wünschen die Zeit nicht erwarten, und betrug sich um so übermüthiger, je weiter er noch von Dem entfernt war, was er erstrebte. Seine Geschichte ist freilich kaum begreiflich, und wohl möchte sie sehr entstellt, wohl möchten ihm Entwürfe untergeschoben sein, die sich, wenn wir Alles wüßten, in den verzeihlichen Gedanken auflöseten: Alle Griechen zu vereinen, um sie für die Zukunft vor einer solchen Gefahr sicher zu stellen, als sie so eben bestanden hatten. Das aber leidet keinen Zweifel: sein Benehmen war verkehrt, weil es den Bundes-Genossen so anstößig erschien, daß sie bewogen wurden, die Leitung der gemeinen Sache den Athenäern zu übertragen, die Einigen durch Stamm-Verwandtschaft und Verfassung, (den Jonern in Asien und auf den Inseln,) Anderen wegen der hohen Tugend des Aristides diesen Vorzug zu verdienen schienen. Diese

Veränderung wurde sehr wichtig. Lacedämon, welcher die ganze Peloponnes folgte, überließ mißvergnügt und ermüdet den persischen Krieg gänzlich den Athenäern und deren Verbündeten; dadurch verlor sie den großen Vortheil, welchen die wohlgebrauchte Kraft immer gewährt. Und da nun Aristides den Bundesgenossen nur einen sehr mäßigen Beitrag zu den Kosten des Krieges anmuthete; und da die Athenäer es bald Jedem mit großer Klugheit frei stellten, ob er durch Geld oder Schiffe und Mannschaft Theil nehmen wollte: so zogen die Meisten nach Menschen-Weise, das Bequemere vor, zahlten die kleine Summe, versäumten damit sich selbst, verstatteten den Athenäern auf ihre Kosten eine große Flotte zu halten, machten sie zu Herren des Meeres, und mußten dann stärkere Beiträge zahlen, die Athen so willkührlich auflegte, als verwaltete, mußten sich, wehr- und waffenlos, Mißhandlung und Unterwerfung gefallen lassen. Athen aber, welche fortfuhr, die Furchtbarkeit ihrer Waffen-Macht und die Willkührlichkeit ihrer Herrschaft durch Werke der Pracht und Schönheit zu mildern und zu heben, strahlte bald über alle Städte der Welt herrlich hervor.

257. Lacedämon indeß fühlte wohl, wie weit sie zurück blieb, aber sie wagte oder vermochte nicht, Athen einzuholen. Sie hatte vielmehr den wunderlichen Wahn, daß Athens Glück und Gedeihen an einzelnen Menschen hinge, und daß nach deren Vernichtung das Gleichgewicht sich wieder herstellen werde. Darum suchte sie den Retter Athens und der europäischen Bil-

dung, Themistokles, in das Unglück zu ziehen, in welchem Pausanias, dem menschlichen Gefühl ein greuelvoller Anblick, endlich unterging (J. 474). Und wenn ihr auch dieses nicht gelang: so wußte sie die wankelmüthigen, und aus Besorgniß vor der Tyrannei leicht undankbaren Athenäer doch soweit zu verführen, daß sie Den, welchem sie Alles schuldig waren, verbannten, und ihn zwangen, Schutz zu suchen bei dem Könige von Persien, bei welchem er sich mit weiser Vorsicht längst eine Zuflucht bereitet hatte. Ihm aber gewährten die Götter, daß er, unverführt durch die hohe Ehre, welche ihm Artaxerxes erwies, bald (J. 470) vom Leben schied, in welchem er in der That keine würdige Stellung mehr finden konnte, auch noch im Tode von der heiligen Liebe zum Vaterlande durchdrungen. Die Lacedämonier aber erreichten Nichts. Denn Cimon, des Miltiades Sohn, welchen Aristides schon in die öffentlichen Geschäfte gezogen hatte, konnte ihn ersetzen. Die hohe Kraft des Themistokles, große Augenblicke schnell und tief aufzufassen und zu benutzen hatte Cimon nicht; überhaupt scheint er von der Natur nur mit mittelmäßigen Eigenschaften des Geistes ausgerüstet gewesen, aber von dankbaren Menschen, wegen seiner Freigebigkeit, die er bis zur Thorheit getrieben haben soll, mit den schönsten Tugenden geschmückt zu sein. Schwerlich hätte er die Kraft gehabt, Athen und Griechenland zu retten; da er aber Athen einmal auf der Bahn des Glückes und der Größe fand, so strebte er, sie auf derselben im Krieg und Frieden weiter zu führen. Auf seinem schönen Kriegs-

zuge demüthigte er nicht nur von Neuem die einst so furchtbaren Perser, besonders durch die Festsetzung am Hellespont und in der Doppelschlacht am Eurymedon (J. 470), sondern auch die Bundes-Genossen erkannten an dem Schicksale von Karystus, Naxus und Thasus, was Athen war und sein wollte, wie die Herrschaft der Republicaner nicht weniger hart und grausam war, als die Herrschaft des Königes, und wie elend Menschen sind, welche nicht mit den Waffen umzugehen wissen.

258. Und wahrscheinlich würde schon jetzt Lacedämons Eifersucht durch die Aufforderung der Thasier zu Feindschaft und Krieg fortgerissen sein, wenn nicht schwere Unglücks-Fälle jeden Gedanken dieser Art unterdrückt hätten. Ein furchtbares Erdbeben drohete nicht nur den Spartiaten (J. 469) den Untergang, sondern brachte auch die Heloten und Messenier, welche das Unglück ihrer Herren für Rache und Freiheit benutzen wollten, zu einer Empörung, die Lacedämon in einen Krieg — den dritten Messenischen, (227) — verwickelte, den sie zu bestehen allein nicht vermochte. Aber wie vermehrte selbst dieser Krieg das feindselige Mißtrauen, als Cimon Hülfe von Athen gegen Ithome brachte! Allerdings mögen die Lacedämonier große Ursache gehabt haben, gegen die schlaue Herrschlust der Athenäer unter so bedenklichen Umständen auf ihrer Hut zu sein; aber die Zurücksendung ihrer Hülfe gab doch diesen einen Vorwand, das Band, welches sie den Lacedämoniern verknüpfte, öffentlich zu zerrei-

ßen. Die Noth zwar, in welche ihre Flotte gerieth, die von Cypern aus dem empörten Aegypten zu Hülfe schiffte, und in welcher sie endlich nach einem mehrjährigen Kampfe (J. 462 — 456?) gänzlich zu Grunde ging, hielt von großen Unternehmungen gegen Lacedämon zurück. Aber die nicht länger verhehlte Feindschaft brach nichts destoweniger gar bald in That aus. Cimon wurde (J. 465?) verbannt; er wurde beschuldigt, auf Lacedämons Seite zu sein, in der That aber mochte er nur den Wunsch haben, seine Vaterstadt nicht durch einen ungewissen Krieg mit griechischen Staaten, in welchem sie, in welchem alle zu Grunde gehen könnten, zur Herrschaft zu erheben. Und zeuget nicht die Verbindung Athens mit der alten Argos, der Feindin Lacedämons, und mit Thessalien, zeuget nicht die Verbindung Lacedämons, nach der endlichen Bezwingung von Ithome (J. 459), mit Aegina und mit der verrätherischen Thebä, den Feindinnen Athen's und Platää's, genug dafür, daß aller Gedanke an Einheit und Gemeinschaft dahin war, daß die Leidenschaft obgesiegt hatte, daß Griechen keine Feinde kannten als Griechen, und daß man nur im Sinne dieser Feindschaft seine Freunde wählte! Und was war überhaupt das ganze seltsame, bald in Krieg und Schlacht ausartende, Getreibe, welches Griechenland so entsetzlich verwirrte, anders, als die Ausbildung aller Trennungen zu Einer großen Spaltung, als die Fortentwickelung der Feindschaft zwischen den einzelnen Staaten in zwei große Verbindungen, als die Vorbereitung eines allgemeinen Krieges? Die Gefechte

und Schlachten aber, besonders die beiden bei Tanagra (J. 458 u. 457) zeigten deutlich genug die Ausscheidung. Und wenn auch der zurückgerufene Cimon den elenden Streifereien der Athenäer ein Ende zu machen, wenn er den Frieden in Griechenland herzustellen, und endlich zur Ableitung des Uebermaßes nicht von Kraft, sondern von Gährungsstoff, einen Kriegszug gegen die Perser zu bewirken wußte: so war doch mit seinem neuen Siege bei Cypern (J. 450) um so weniger gewonnen, da er selbst bald nachher seinen Tod fand. Der glorreiche Friede mit Persien aber, der ihm, so freigebig als unbedacht, nachgerühmt worden ist, kann, wie manches Andere, recht anschaulich machen, wie man unter den Griechen mit der Geschichte verfuhr, und welche Mittel man anwandte, um sich selbst zu schmeicheln, um den Geist aufzuregen, und um sich zu trösten bei dem Jammer der Wirklichkeit.

259. In Athen entwickelte sich, gleichzeitig mit diesen Verhältnissen, die Volks-Herrschaft immer mehr. Perikles, ein Mann, gewaltig in Wort und That, mit vielen der schönsten Eigenschaften ausgerüstet, mit welchen die Götter den Sterblichen beglücken können, und des erhabenen Beinamens, des olympischen, nicht unwürdig, wurde mehr und mehr der Erste der Athenäer, und herrschte willkührlich, weil er unmittelbar oder mittelbar alle Gewalt und alle Entscheidung an die Volksversammlung zu bringen wußte, die er zu leiten verstand. Zu leugnen ist nicht: die gänzliche Ent-

würdigung des hohen Rathes auf dem Areopagus, und die Allgewalt des stürmischen Volkes, war gewiß ein Unglück für Athen. Aber Unrecht ist, dieses Unglück dem Perikles zuzuschreiben: es war begründet durch die solonische Verfassung, welche auch kein Werk der Willkühr gewesen war (234), und wurde durch das Leben hervorgetrieben. Perikles trug allerdings zu dem wirklichen Eintritte desselben bei durch seinen Freund Ephialtes; aber er trug bei, wie Aristides zur Einführung der Demokratie, gedrängt durch die Macht der Umstände in dieser tiefbewegten Zeit, die einen Anderen vorgeschoben haben würden, wenn er nicht vorgetreten wäre. Es war die Durchbildung des Lebens, das seine Gestaltung lange vor ihm erhalten hatte. Diodor und Plutarch haben den Mann unverkennbar unrichtig aufgefasset; sie haben ihm Gemeinheiten Schuld gegeben, die unter ihm lagen. Er hat weder, um seine Herrschaft zu sichern, das Volk verzogen und verdorben, noch die Bundes-Genossen gedrückt, oder den peloponnesischen Krieg muthwillig herbeigeführt. Sein Verfahren ging aus den Verhältnissen hervor, und sein Zweck war stets der Ruhm und die Größe Athens. Seine Politik freilich soll nicht unbedingt gelobt werden; sie war athenäisch, nicht hellenisch; aber bei Sparta's Feindseligkeit und Erbitterung, bei Sparta's Starrheit und Beschränkung, mußte sie sich wohl auf Athen zurück ziehen, und Hellas konnte nicht aufkommen in seinen Gedanken. Die Art aber, in welcher Perikles seine Herrschaft mit den feinsten Genüssen zu verbinden und mit Werken für die Ewigkeit in Kunst

und Wissenschaft zu verherrlichen verstand, fordert um so stärker zu seiner Bewunderung auf, je mehr man sich sagen muß, daß die meisten Menschen an seiner Stelle wohl leicht seine Fehler, aber nur sehr wenige solche Tugend in solchem Glanze gezeigt haben möchten. Uebrigens lief zwar nach Cimons Tode noch eine Reihe von Jahren hin, ehe es zu dem allgemeinen Kriege kam; es wurde selbst noch ein Friede auf dreißig Jahre (J. 445) geschlossen; aber in dieser Zeit fiel doch stets genug vor, sowohl um den Groll und die Feindschaft der entgegenstrebenden Staaten zu nähren, als die Herrschaft Athens über ihre ursprünglichen Bundes-Genossen zu erweitern und übermüthiger, drückender und verhaßter zu machen. Der s. g. heilige Krieg, die Vorfälle mit der von Athen abgefallenen Euböa und Megaris, endlich das Verfahren des Perikles gegen Samus, dienten zu dem Einen, wie zu dem Andern, und gaben den Verhältnissen immer mehr Bestimmtheit.

Neuntes Capitel.

Der peloponnesische Krieg.

260. Vierzehn Jahre nach Schließung des dreißigjährigen Friedens (J. 431) begann der Krieg, der in seinem Ursprunge, wie in seiner Dauer und seiner Art gleich unnatürlich und darum höchst unglückselig und für griechisches Wesen und Leben höchst verderblich wurde. Zerstörte Städte mag der Mensch wieder aufbauen; verödete Fluren mögen zu neuer Pracht gelan-

gen: aber, was ist von einem Volke zu erwarten, welches sich zu solcher Leidenschaft und zu solchem Frevel fortreißen läßt, daß es die erhabenen und einfachen Grundsätze, an welchen allein das Leben der Menschen sich halten muß, die Grundsätze der Tugend und der Religion, der Ehre und der Sitte, des Rechtes und der Freiheit in den Staub tritt; daß es eine allgemeine Verschlechterung (κακοτροπία) zeigt, und, ungewarnt durch die drohenden Zeichen einer wohlwollenden Gottheit, keine größere Lust zu kennen scheinet, als die Wuth der Selbstzerstörung? Es leidet keinen Zweifel: wer bedenket, was die Griechen in Wissenschaft und Kunst gethan, und wie gewaltig sie dadurch eingewirkt haben auf alle folgenden Zeiten, der wird sehr geneigt sein, diesen Greueln eine Seite abzugewinnen, von welcher sie weniger häßlich erscheinen; und es wird nicht schwer werden, wie gezeigt ist, einen großen Theil der Schuld, von den Griechen hinweg, auf die Umstände zu werfen, die keine menschliche Macht herbeigeführt hatte, die keine menschliche Macht zu ändern vermochte. Aber thöricht würde es sein, wenn wir, verleitet durch die Bewunderung griechischer Kunst und Wissenschaft und bezaubert von der Herrlichkeit des Geistes, der in keinem Volke des Alterthumes eine so reiche Kraft offenbarte, den Frevel nicht frevelhaft finden, und es versuchen wollten, selbst diese Gräßlichkeiten als eines freien Volkes nicht unwürdig darzustellen. Je größer unsere Liebe, desto größer muß unser Jammer, desto strenger unser Urtheil sein. Uebrigens konnte das griechische Volk fortan noch große Männer hervorbringen;

Wissenschaft und Kunst konnten gedeihen; es konnte noch eine Menge hoher Ideen erzeugen, ja man konnte das Leben und seine Verhältnisse mit größerer Klarheit erkennen, als je zuvor, weil man größere Erfahrungen gemacht hatte, und durch das Unglück der Zeit über die Wirklichkeit hinausgetrieben war: aber alles Dieses vermochte höchstens das Elend des Lebens etwas zu verstecken, und keinesweges dasselbe zu mindern; alles Dieses vermochte weder die Sitten zu bessern, noch das Dasein zu sichern und vor fremder Mißhandlung und Untertretung zu schützen.

261. Die nächste Veranlassung zum wirklichen Ausbruche des Krieges gaben zuerst die Händel, in welche Korinth und Corcyra über Epidamnus geriethen, und an welchen Athen, nicht sowohl für Corcyra als gegen Korinth, halb freiwillig, halb zufällig, Antheil nahm, (J. 436—432); dann aber die Noth, in welche Potidäa, eine Colonie Korinths, die bisher den Athenäern unter dem Namen einer Bundes-Genossin zinsbar gewesen war, durch das Mißtrauen zwischen Athen und Korinth gerieth (J. 432). Da trieb Korinth, die schon lange einen großen Groll wider Athen gehegt hatte, die Lacedämonier mit solchem bitteren Ungestüme zum Kriege, daß diese der Mäßigung ihres Königes Archidamus nicht länger folgen mochten, sondern den Frieden für gebrochen erklärten. Dennoch zauderten sie mit dem Anfange der Feindseligkeiten, theils um zu versuchen, ob sie nicht ihren gefährlichsten Feind, den Perikles, mit seinem leicht beweglichen und gegen

große Männer mißtrauischen Volk entzweien konnten, theils wohl, um die gesammten Bundes-Genossen zu gleichem Eifer kommen zu lassen: denn die Forderungen, welche sie den Athenäern stellten, wurden schwerlich mit Hoffnungen des Friedens gemacht, da Athen dieselben, so lange sie noch Männer hatte wie Perikles, gar nicht erfüllen konnte, wenn sie nicht gänzlich von ihrer Höhe hinabsteigen wollte. Endlich aber wurde der Tag großer Unglücks-Fälle für die Hellenen plötzlich herbeigeführet durch den Ueberfall, welchen die Thebäer, Lacedämons Verbündete, auf Athens alte Freundin Platää versuchten (J. 431).

262. Dieser Ueberfall war der Anfang des s. g. peloponnesischen Krieges; eines Krieges, dessen Ausgang nur allgemeine Erschöpfung sein zu können schien, wenn die Macht und die Verhältnisse der feindlichen Staaten gegen einander bedacht wurden: nur schwere Unglücks-Fälle, die keine menschliche Klugheit und Macht abzuwenden vermochte, oder Thorheiten, bis zu welchen sich der Mensch im Uebermuth und in der Leidenschaft zu vergessen pfleget, schienen einer Partei das Uebergewicht über die andere geben zu können. Lacedämon war mit ihren vielen Bundes-Genossen den Athenäern für einen Landkrieg unstreitig weit überlegen; auch kam ihr zu Statten, daß Apoll sich für sie erklärt hatte; daß sie, bei der Stimmung der athenäischen Bundes-Genossen, als die Befreierin der Hellenen vom Joche der Athenäer auftreten durfte, und daß sie an den großen Geschlechtern, die Herrschaft hatten oder

nach Herrschaft strebten, überall einflußreiche Freunde fand, weil sie, ihrer Natur nach, die Oligarchie fördern mußte. Von der andern Seite aber fehlete es den Lacedämoniern an Geld und Schiffen, und ihrem Bund an Einheit, weil die Genossen wohl gleiche Stimme, aber weder gleiches Interesse hatten, noch von Einem Stamme waren. Athen hingegen beherrschte das Meer mit einer großen Macht; sie rühmte sich eines bedeutenden Schatzes und bedeutender Einkünfte, sowohl von ihren Bundes-Genossen als von ihrem Handel, ihren Bergwerken und den Steuern ihrer Beisassen und Bürger; endlich konnte Einheit in ihrem Unternehmen sein, weil ihr Bund entweder, bei ihrer Begünstigung der Volks-Gewalt, treue Anhänger, oder auf Küsten und Inseln, Genossen zählte, welche die Furcht zu gehorsamen Unterthanen machte. Diese Verhältnisse erkannte Perikles durchaus, und daher war sein Rath, das Land preis zu geben, und nur die Stadt zu vertheidigen, das Meer kräftig und allein zu behaupten, und auf diese Art den Gehorsam der Bundes-Genossen zu erhalten und den Feinden Schaden zuzufügen, gewiß vortrefflich, weil er der einzige war, den Athen auszuführen vermochte. Der Krieg bekam dadurch allerdings ein kleinliches Ansehen, das man lächerlich finden könnte, wenn die Sache selbst nicht so greuelhaft und vernichtend gewesen wäre; es wurde kein edler, großartiger, entscheidender Kampf, sondern es wurde ein unseliges, zähes Geschleppe, nicht selten in thatlosen Zügen bestehend: aber eine andere Art zu streiten war für Athen gar nicht möglich, wenn sie nicht etwa vom

Anfang an sich selbst dem Untergange zu weihen beschließen wollte.

263. Der Rath des Perikles ward in den ersten Jahren des Krieges befolget, so schwer es auch Vielen werden mußte, den Verwüstungen der Feinde von den Mauern der Stadt unthätig zuzusehen. Beide Parteien thaten sich vielleicht gleichen Schaden. Aber schon im zweiten Jahre des Krieges erlitt Athen ungeheuere Unglücks-Fälle. Eine furchtbare Pest, von den heißen Ländern der Erde her verbreitet, brach aus, und wüthete, jedoch mit Unterbrechung, vier Jahre lang um so schrecklicher, je mehr die Stadt durch die Bewohner des Landes von Menschen und Vieh überfüllet war. Athen verlor durch diese Krankheit vielleicht die Hälfte ihrer Bürger, und wurde in ihren kriegerischen Unternehmungen mannigfach gehindert. Das war indeß nicht das größte Unglück! Verderblicher war vielmehr für den Augenblick der Tod des großen Mannes, welcher, ungeachtet man so ungerecht war, ihm selbst das Unabwendbare zur Last zu legen, noch immer Ansehen und Weisheit genug hatte, das verzagte, und vergebens um Frieden bittende, Volk zu trösten und zu leiten, und den Krieg in gleichem Geiste fortzuführen: Perikles starb im dritten Jahre des Kampfes an der Pest, nachdem Alle, die ihm am Theuersten gewesen, vor ihm denselben Tod gestorben waren. Verderblicher aber für alle Zukunft war die Zerrüttung des Lebens in sittlicher und bürgerlicher Rücksicht; denn die ungeheuere Noth, in welcher kein Mensch seiner selbst einen Augenblick gewiß war,

in welcher die Verhältnisse des Lebens umgekehrt, und heilige Dinge mit gemeinen vermischt wurden, ohne daß bei Göttern oder Menschen Hülfe erfleht werden konnte, diese ungeheuere Noth machte die Meisten geneigt, das unedelste und abscheulichste Leben zu führen, welches der Mensch führen kann, nämlich nichts zu beachten, als den Augenblick; sie verwirrte die Menschen, und machte sie irr' an den Gesetzen, an den Göttern und an sich selbst. Darum ist keinesweges zu verwundern, daß nach Diesem das Volk oft von ungestümen Rednern zu wilden Beschlüssen fortgestoßen wurde, daß es keinen Führer wieder fand, der Nichts gewollt hätte, als das Glück und den Ruhm des gemeinen Wesens, und daß es keinem Führer folgen wollte, der ihm nicht schmeichelte; es ist nicht zu verwundern, daß nach dem Perikles der brausende, schwindelnde, und harte Kleon — der übrigens doch vielleicht zuweilen glimpflicher beurtheilt sein würde, wenn nicht die Oligarchen und Aristokraten durch sein Gewerbe so schmerzlich an den Zustand der Zeit erinnert wären — solchen Einfluß gewinnen konnte; zu verwundern ist hingegen, daß die Sache Athens sich noch so gut hielt, als wirklich geschah.

264. Aber die einzelnen Züge und Vorfälle haben nur in der genauen Darstellung ihr hohes Interesse! Von den Ereignissen jedoch, welche am Beßten das Unglück der Zeit fühlbar machen, oder bleibende Folgen gehabt haben, mögen die vorzüglichsten ausgezeichnet werden. Zu solchen Ereignissen gehörte im fünften Jahre des Krieges (J. 427) die Bezwingung der abge-

fallenen Mitylene durch die Athenäer, und das von den Siegern theils wider sie bestimmte, theils über sie verhängte traurige Loos. Die Grundsätze der Athenäer gegen ihre Bundes-Genossen und die wilden Auftritte in der Volks-Versammlung zeigen sich in diesem Beispiele auf gleich furchtbare Weise. Zu ihnen gehörte ferner das unglückselige Schicksal, mit welchem die einst so gefeierte Plataä endigte. Nachdem sie drei und neunzig Jahre mit seltener Treue an der verkehrten, aber verzeihlichen Verbindung mit Athen festgehalten, und sich zuletzt mit einer Anstrengung und Ausdauer, welche die höchste Bewunderung verdienen, vertheidiget hatte, wurde der Rest der Einwohner auf die schaudervollste Art geschlachtet und die Stadt zerstört: die Lacedämonier opferten jene über den Gräbern ihrer Väter der Rache ihrer Verbündeten, jener Thebäer, welche vor zwei und fünfzig Jahren auf diesem Boden mit den Persern gegen Griechenlands Freiheit und Bildung gekämpft hatten! Dahin gehören endlich in diesem Jahre die Unruhen auf Corcyra, in welchen sich das erste schreckliche Beispiel zeigte, daß ein solcher sündhafter Krieg, wie der peloponnesische, nicht nur das ganze Volk mit Einem großen Spalte zerrissen, sondern daß er auch die einzelnen Staaten zerrüttet, die besondern Verhältnisse der Menschen verwirret, ja daß er Familien mit Greuel und Mord erfüllet. Im siebenten Jahre des Krieges (J. 425) wurden erst diese Unruhen durch eine eben so verrätherische als scheusliche Erwürgung alle Derer, welche nicht für Athen und die Demokratie waren, geendigt. In ebendemselben Jahre wurden

die Lacedämonier durch die abenteuerliche Lage von 420 ihrer Krieger, welche auf der unbebaueten Insel Sphakteria belagert, und endlich nach der mühseligsten Vertheidigung durch Kleon gefangen nach Athen gebracht wurden, bewogen, zweimal um Frieden zu bitten; Athens Uebermuth jedoch gab jetzt so wenig Gehör, als Sparta zuvor. Aber durch des edlen, an Heldensinn und Weisheit gleich ausgezeichneten, Brasidas kühnen Zug nach Thracien; durch seine Verbindungen mit den Fürsten dieser Gegend, und durch den Abfall der Bundes-Genossen von Athen, zu welchem seine Rede und seine Tugend sie lockte, änderten sich die Verhältnisse. Die Einnahme von Amphipolis durch Brasidas, im achten Jahre des Krieges, (J. 424) ist darum am Wichtigsten unter diesen Vorfällen, weil sie Veranlassung gab, daß Thucydides, indem er das öffentliche Leben verlassen mußte, Zeit erhielt, seine tiefe Seele und seinen großen Geist ganz auf die Erforschung und Beschreibung der Geschichten dieses Krieges zu wenden. Sein Werk gehört zu den kostbarsten Vermächtnissen der Vorzeit. Wäre die freie und besonnene Staatsweisheit, die in demselben ausgesprochen ist, von den folgenden Geschlechtern benutzt, so wäre sie vielleicht durch das Unglück der Zeit, in welcher Thucydides lebte, nicht zu theuer erkauft! Aber vielleicht umfaßt das Werk nur ein und zwanzig Jahre des Krieges, damit der unendliche Werth desselben um so fühlbarer sein sollte. Denn Xenophon, der da beginnt, wo Thucydides aufhört, hat zwar einfach und angenehm geschrieben, aber schon er hat nicht mehr vermocht, sich über persönliche

Verhältnisse zu erheben, und ist fern von der gerechten und erhabenen Gesinnung und von dem großen Blicke des Thucydides. Uebrigens wurde im zehnten Jahre des Krieges (J. 422), nachdem Brasidas und Kleon beide gefallen waren, jener mit der Ehre eines siegreichen Helden, dieser mit der Schande ungeschickter Feigheit, ein Friede auf fünfzig Jahre zu Stande gebracht.

265. Aber wie ernsthaft Athen und Sparta es auch, ermüdet durch den verderblichen Krieg, mit dem Frieden im Augenblicke des Abschlusses meinen mochten: ein solcher Friede, der Alles herstellen wollte, wie es vor dem Kriege gewesen war, zerstörte zu viele Hoffnungen, zerriß zu viele theuere Interessen, als daß die Bundes-Genossen, die weniger gelitten hatten, damit hätten zufrieden sein können; und selbst Athen und Sparta konnten nach der Natur der Dinge und nach solchen Vorgängen unmöglich das alte Mißtrauen überwinden und die inwohnende Feindschaft endigen. Ein Bündniß zwischen beiden Staaten zur Erfüllung des Friedens konnte daher nichts Anderes bewirken, als einen Gegenbund, durch welchen Argos endlich ihr Ziel, die Ober-Anführung der peloponnesischen Staaten und Demüthigung Sparta's, zu erreichen hoffen durfte. Und was konnte nun anders erfolgen, als neue Verwirrung? Athen trat bald in den Bund wider Sparta, und diese warb gleichfalls Verbündete. Alcibiades, der Athenäer, mag durch feinen Betrug diese Verhältnisse allerdings befördert haben: aber gewiß ist, auch ohne ihn hätten die Zwi-

stigkeiten, welche zwischen Athen und Sparta schon Klagen und Gegenklagen hervorgebracht hatten, bald zu neuen Feindseligkeiten geführt. Ueberhaupt spiegelte Alcibiades nur den Geist zurück, der damals in Athen herrschte. Ihn zierten die größten und schönsten Eigenschaften und Gaben, mit welchen Natur und Glück den Sterblichen ausrüsten können: hierdurch war er gewiß ein außerordentlicher Mensch, vielleicht der außerordentlichste, den Griechenland hervorgebracht hat; aber ihm fehlete das, was der Mensch sich selbst erwerben, und wodurch er jener Gaben und Eigenschaften würdig werden soll, Tugend, Sittlichkeit und Gemeinsinn. Die Schuld mochte mehr an der Zeit und an der Gesellschaft liegen, als an ihm selbst: in der Wirkung machte Dieses keinen Unterschied. Wohl gab es in Athen noch Männer, denen es weder an Tugend noch an Einsicht fehlete; aber je unbequemer Besonnenheit für den Ungestüm der Leidenschaft war, desto weniger wurde durch sie erreicht. Nur dem Namen nach dauerte der Friede mit Sparta.

266. Die Schlacht bei Mantinea aber (J. 417), in welcher die Lacedämonier zeigten, daß sie noch sie selbst waren, in welcher sie der Argeier Hoffnung auf einmal zerstörten, und durch welche sie dieselben zu einer Veränderung ihres demokratischen Gemeinwesens, ja sogar zu einem Bündnisse nöthigten — diese Schlacht und ihre Folge konnten den Athenäern zeigen, wenn sie sich anders noch hätten täuschen können, daß nicht mehr zu zaudern war. Unter den gegebenen Umständen aber

faßten sie einen Plan, der allerdings, wie der Erfolg gezeigt hat, in der Luft hing, der aber an sich groß war und durchaus geeignet, dem Kriege eine entscheidende Wendung zu geben, und die Erneuerung der alten zähen, widerwärtigen und greuelvollen Art desselben zu endigen. Sie wollten Sicilien erobern. Die nächste Veranlassung zu diesem Unternehmen gaben die Egestaner, welche, früherer Verhältnisse eingedenk, um Hülfe gegen Selinus und Syrakus baten. Das Volk von Athen wurde gewiß mehr durch Leichtsinn, Thorheit, Eitelkeit, als durch einen großen Gedanken bewogen; die Männer aber, welche, wie Alcibiades, trieben, drängten, lockten, können gar wohl sehr verständige Absichten gehabt und verfolgt haben, wenn sie gleich vergaßen, daß Sicilien Männer von so großer Einsicht und von so reinem Willen hatte, wie Hermokrates. Jedes Falles ist die Zeit der Rüstung eine glänzende Zeit in der Geschichte Griechenlands und Athens. Denn Athen offenbarte eine Stärke, eine Macht, einen Nachdruck, wovon auch ein gewaltiges Reich, durch Eines Fürsten Willen in Bewegung gesetzt, keine Unehre gehabt haben würde. Nicht ohne Erstaunen kann man auf dieses gemeine Wesen blicken! Das aber war der Fehler, der das ganze große Werk zerstört hat, daß die Ausführung nicht dem Alcibiades allein übertragen wurde, der es wahrscheinlich so gut hinausgeführt haben würde, als er es mit Eifer betrieben hatte, sondern daß man drei Männer, die sich nimmer verstehen konnten, neben einander an die Spitze stellte, und daß man überdieß in dem Augenblicke, da die Flotte abse-

gelte, (J. 415) mit unverzeihlicher Leidenschaft gegen Alcibiades verfuhr. Man hätte Nichts Besseres thun können, wäre es die Absicht gewesen, das ganze Unternehmen zu vereiteln!

267. Des Alcibiades Betragen nach diesem Verfahren war, wiewohl sündhaft und abscheulich, doch demselben ganz angemessen. Während Nicias bei Sicilien die Zeit unthätig oder unglücklich verlor, verrieth er den Lacedämoniern sein Vaterland, und trieb zur Unterstützung der Syrakusier, und zu geschärfter Erneuerung des Krieges in Griechenland selbst. Dieses geschah im achten Jahre nach Schließung des Waffen-Stillstandes (J. 414). Da trafen Athen ungeheuere Unfälle. Sechs Stunden von der Stadt setzte sich der Feind trotzig und störend mitten in Attika fest, und in Sicilien fand die schönste Flotte, die je aus einem griechischen Hafen gesegelt war, und das schönste Heer, welches je ein griechischer Staat in ein fremdes Land geschickt hatte, nach einem gräßlichen Todeskampf, die jammervollste Vernichtung. (J. 413). Hierauf wandten sich sogleich Mehrere von denen, welche bisher den Athenäern gehorcht hatten, zu den Lacedämoniern, Andere suchten die Freiheit oder wurden von Alcibiades dazu aufgereizt; überhaupt gehorchte wohl keine Stadt, keine Insel mit alter Willigkeit. Dagegen verband sich Lacedämon, die schon seit dem Beginne des Krieges zu Persien gehangen hatte, mit Tissaphernes, dem persischen Satrapen in Klein-Asien, welcher sich der griechischen Städte auf den Küsten und

Inseln wieder zu bemeistern hoffte, und erhob sich, durch persisches Geld, immer mehr zu einer großen Seemacht. Hierin handelte sie verständig für die gegenwärtigen Verhältnisse, wiewohl die Seemacht ihrem alten Wesen ganz widersprach: denn jetzt erst wurde der Krieg für Athen selbst gefährlich. In dieser Noth zeigte nun Athen zwar Würde und Entschluß; aber wenn der sittenlose Alcibiades nicht zum Tissaphernes hätte flüchten müssen, wenn er nicht hier seinen schändlichen Verrath über ganz Griechenland ausgedehnet, wenn er nicht die Perser mit einer für Griechenland verderblichen Politik bekannt gemacht hätte, und wenn nicht die Perser in dem elendesten Zustande gewesen wären (130): wer mag sagen, was geschehen sein würde! Alcibiades hatte, wie es scheint, bei allen seinen Handlungen nur Einen Zweck: sich geltend, und Allen seine Wichtigkeit fühlbar zu machen. Und wenn er seiner Vaterstadt große Dienste leistete, indem er den persischen Satrapen gegen die Lacedämonier aufreizte, so verführte er auch, um selbst nothwendig zu werden, zu einer Veränderung in der Verfassung Athens, welche die heilloseste Verwirrung und Unordnung herbeizog, und nicht nur für den Augenblick Athen in die größte Gefahr brachte, sondern auch in sittlicher und bürgerlicher Hinsicht Folgen hinterließ, die nicht anders als verderblich wirken konnten. Die Demokratie, wie sie sich in Athen gestaltet hatte, mochte allerdings kein wünschenswerthes Gut sein; ein Rückschritt aber zur Aristokratie, konnte, nachdem man soweit vorgegangen war, nur neue Zerrüttungen nach sich ziehen, ohne blei-

bende Veränderungen zu veranlassen. Seinen Zweck jedoch erreichte der Mann, und darum ist er selbst unter diesen Verhältnissen zu bewundern. Er kam an die Spitze des Heeres (J. 411) im ein und zwanzigsten Jahre des Krieges.

268. Hierauf wandte sich das Glück; und es ist begreiflich genug, wie das stets leichtbewegliche, und jetzt doppelt aufgereizte Volk der Athenäer diese Wendung der Anführung des Alcibiades allein zuschreiben konnte: Er war noch wegen mancher glänzenden Eigenschaft in gutem Andenken, und schien in der That während seiner Abwesenheit das Schicksal Athens in seiner Hand gehabt zu haben. Aber Alcibiades hatte an den neuen Vortheilen schwerlich größeren Antheil, als der Umstand, daß durch die letzten Unruhen der Geist des Heeres aufgeregt, und auch noch andere Männer, die mit ihm handelten, an die Stelle gekommen waren, die ihnen gebührte. Sparta jedoch wurde mit Recht von den Siegen des Gegners, der schon zu Boden geworfen zu sein schien, besonders von dem Doppel-Siege bei Cyzikus (J. 410) und dessen Folgen so überraschet, daß sie, an ihrem Glücke verzweifelnd, um Frieden bat; aber die Athenäer verweigerten denselben mit Uebermuthe. Denn es war dem Alcibiades gelungen, ihnen einen so hohen Begriff von seinem Geist und Wesen beizubringen, daß sie von ihm selbst das Unmögliche erwarteten. Dafür zeugt nicht nur der ausschweifende Jubel, mit welchem sie den rettenden Halbgott empfingen, als er endlich (J. 407)

in der Fülle glänzender Sieges-Zeichen nach seiner Vaterstadt zurückkam, sondern es zeugt auch dafür die Art, mit welcher sie den Gefeierten, beim ersten, durch ihn unabwendbaren, Unfalle zu behandeln sich nicht schämten. Solche Gesinnung im Volke verlangte solche Männer! Alcibiades, jetzt bei Freund und Feind verhaßt und außer Stande, sein Vaterland von Neuem zu verwirren, um sich selbst zu erheben, ging nach Thracien. Der aber, welcher jenen Unfall über Athen gebracht hatte, und der überhaupt dazu bestimmt war, das verdiente Geschick über sie zu bringen, Lysander, war gewiß ein Mann von großen Eigenschaften. Er war Spartiate, an Gesinnung, an Sitten, an Tugend. Um ihn gerecht zu beurtheilen, darf man weder überhaupt die heillose Zeit vergessen, noch im Besonderen das Unglück, welches Athen von ihm erduldet hat. Solche Laster, wie ihm beigelegt worden, sind noch jedem bedeutenden Manne von seinen Feinden zugeschrieben. Durch den Umstand, daß er den persischen Prinzen Cyrus für Lacedämon zu gewinnen wußte, legte er den Grund zu Sparta's Uebermacht. Freilich wurde diese Uebermacht noch Einmal durch die Niederlage des Kallikratides bei den Arginusischen Inseln (J. 407), in Gefahr gebracht. Aber diese Schlacht gab den Athenäern nur Gelegenheit, die wilde Leidenschaftlichkeit ihrer Versammlungen auch im Glücke zu bewähren, und riß die Lacedämonier endlich über die lykurgischen Gesetze hinaus. Lysander erhielt die Anführung der Flotte von Neuem, und nun entschied sein Sieg bei Aegospotami (J. 406) so vollständig, als

unerwartet. An sich ward dieser Sieg allerdings leicht errungen, aber er wurde vortrefflich eingeleitet und hatte die ungeheuersten Folgen. Athens Macht war dahin; die Bundes-Genossen fielen ab, die Stadt selbst wurde zur Uebergabe gezwungen, und hätten sich nicht die Lacedämonier den Wünschen der Bundes-Genossen widersetzt, so wäre das eine Auge Griechenlands vernichtet worden. Sechs und siebenzig Jahre nach dem Siege bei Salamis, im sieben und zwanzigsten des wechselvollen unglückseligen Krieges (J. 404) wurden die Mauern niedergerissen, die einst Themistokles gegen Sparta aufgeführt hatte!

Zehntes Capitel.

Die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege: Sparta's Vormacht, Thebä's kurze Größe.

269. Der Gedanke einer lebendigen Vereinigung aller Griechen kam auch jetzt Keinem in die Seele. Sparta glaubte die Ober-Anführung aller Griechen zu See und Lande verlangen zu können. Und hierfür that Lysander, was bei Sparta's Ohnmacht und Armuth möglich war. Er änderte nicht nur, wo er konnte, in oligarchischer Weise das Regiment, und brachte es in die Hände solcher Menschen, deren Interesse an der Vormacht Sparta's hing; er stellte diesen nicht nur einen abgeordneten Spartiaten zur Seite, welcher den Willen und die Absichten seines Staates bei ihnen einleiten mußte: sondern es scheinet auch, daß er die-

se Veränderung durch geheime und engere Verbindungen zu unterstützen, zu befestigen und für sie die Gemüther zu gewinnen gesucht habe. Aber der Entwurf mußte mißlingen. Die Griechen hofften, Sparta werde ihnen lächelnd den süßen Becher der Freiheit reichen; aber was ihnen geboten wurde, das schien Herrschsucht und Ohnmacht zugleich zu verrathen. Sparta bedurfte für ihre Zwecke Geld; sie trieb deßwegen Steuern ein, und mit Strenge. Diejenigen, welche dieses Geld geben sollten, fühlten sich dadurch schwer gedrückt: denn wodurch unterschieden sich nun noch ihre Befreier von ihren alten Herren? Ferner wollten die alten freien Bundes-Genossen Sparta's (Theben, Korinth, Alle) ihr keine Gewalt zugestehen, die sie nicht theilten; sie hatten wohl Athens Demüthigung erstrebt, aber keinesweges Sparta's Herrschaft. Endlich zerstörte auch die Veränderung in den einzelnen Staaten viele theuere Verhältnisse; sie regte die Leidenschaften auf, und verführte zu Gewaltthätigkeiten. Dazu fand Lysander in Sparta selbst Gegner, Neider seines Ruhmes, und Feinde seiner Entwürfe. Daher ist weder zu verwundern, daß die lacedämonische Vormacht bald im Allgemeinen bei Freunden und Feinden verhaßt ward, noch daß im Besonderen Athen durch Thrasybul von der Gewalt der, durch Lysander bestellten, dreißig sogenannten Tyrannen und damit von der Gewalt der Lacedämonier befreiet und so die alte Trennung erhalten wurde. Nicht bloß Theben, die alte Freundin Sparta's, so lange Athen zu fürchten war, sondern der lacedämonische König, Pausanias, selbst, half ja zu dieser Befreiung!

Der Zustand Athen's in den acht Monden, die sie unter den Dreißig stand, war gewiß gewaltsam und verwirrt, aber Manches, was gesagt worden, mag übertrieben sein. Hierauf wurde die Solonische Verfassung meist hergestellt, aber es waren Formen ohne Leben, und die Verwirrung blieb. Die Geschichte des Sokrates, der zwei Jahre nach diesen Ereignissen nicht von Fremden, sondern von seinen Mitbürgern im hohen Alter zum Gift-Becher verurtheilt ward, ist sehr lehrreich. Man begreift, wenn man es auch nicht lobt, daß ein edler Mann in Zeiten ungeheuerer Zerrüttung und schweres Unglückes, seinen Blick von Staat, Volk und Vaterland hinwegziehen, und, um nicht unterzugehen, auf das Allgemeine, das Rein-Menschliche, das Göttliche richten kann. Man begreift, wie ein solcher Mann großen Beifall finden mag. Man begreift, wie er einer fremden Herrschaft unverdächtig sein muß; aber man begreift auch, wie sein Leben und Lehren einem, von dieser fremden Herrschaft befreieten, Volke gefährlich scheinen kann!

270. Bei dieser Wendung der Dinge zeuget es gewiß für Lysanders scharfen und großen Blick, daß er zuerst dem Agesilaus die königliche Würde in Sparta verschaffte, und daß er dann zu einem kraftvollen Kriege gegen Persien rieth. Dieser Krieg, eingeleitet (J. 400) durch die (130) Theilnahme griechischer Männer an der Empörung des Cyrus, des lacedämonischen Freundes (und das Schicksal dieser Männer, besonders ihr Rückzug vom fernen Kunaxa,

ist höchst interessant!) war nicht nur nothwendig wegen der griechischen Städte in Asien, sondern er schien auch das einzige, wenigstens das schicklichste Mittel, die Griechen in der Treue der Lacedämonier zu erhalten. Aber warum mußte dem Agesilaus zu seinen so großen Eigenschaften und seiner so edelen Gesinnung die kleine Eifersucht gegeben sein, mit welcher er des Lysanders Ansehen, dem er doch so viel verdankte, der ihm selbst zu der Anführung in diesem Kriege verholfen hatte (J. 396), betrachtete! Nach des Lysanders Entfernung konnte Agesilaus noch allerdings große Thaten gegen die Perser vollbringen und die Ausführung der kühnsten Entwürfe für möglich halten: aber der s. g. böotische Krieg, welchen die widerspenstige Thebä, die alte Feindin Argos, und Korinth gegen Sparta erregten (J. 395), vernichtete Thaten und Entwürfe. Persisches Geld mag allerdings zu diesem Kriege mitgewirkt haben; wenn aber Agesilaus und Lysander einig gewesen wären, so wäre vielleicht nichts durch dasselbe ausgerichtet. Lysander fiel im unglücklichen Treffen bei Haliartus, und Agesilaus ward aus Asien zurückgerufen (J. 394). Dieser kam kühn heran und erfocht über die Böotier zwar einen Sieg in der blutigen Schlacht bei Koronea. Aber er wurde zuerst durch seine Schwäche, dann theils durch den sogen. korinthischen Krieg, theils durch andere Händel, verhindert, aus diesem Siege Vortheile zu ziehen. Und zugleich wurde die Freude darüber schwer durch den Umstand gedämpfet, daß schon vor diesem Tage Konon, ein Athenäer, welchen seine Aufmerksamkeit aus dem

Unglücke bei Aegospotami gerettet hatte und dem es gelungen war, die Anführung der persischen Flotte zu erhalten, die lacedämonische Flotte bei Knidos geschlagen, und dadurch der lacedämonischen Herrschaft zur See ein Ende gemacht hatte. Konon aber hatte fremden Dienst nur für sein Vaterland gewählt; darum suchte er den Athenäern allein den Vortheil des Sieges zuzuwenden, und Sparta mußte, bei dem Abfalle der Seestädte, fürchten, daß Athen von Neuem gefährlich würde. Darum blieb ihr wohl nichts übrig, als mit Persien einen Frieden zu unterhandeln, durch welchen dieses verhütet werden konnte, ohne daß ihre eigene Vormacht in Griechenland in Gefahr gerieth. Dieser Friede aber, welchen der so entartete als schlaue Antalcidas endlich (J. 387) ungeachtet des Widerspruchs der Thebäer, Argeier und Anderer, abschloß, war gewiß schmachvoll und traurig, wenn man Griechenland im Gegensatze von Persien denkt, und sich der vorigen Zeiten erinnert; für Sparta aber war er gegen die übrigen Griechen durchaus vortheilhaft.

271. Dennoch wurde diesen Griechen der Friede aufgezwungen. Mit welchem Jammer auch Viele ihre Volks-Genossen in Asien wieder unter die Herrschaft eines zerfallenen, elenden Reiches kommen sahen, und wie schwer, wie unmöglich auch mehreren Staaten werden mochte, die Städte, die von ihnen abhingen, frei zu lassen: Lacedämon und Persien drohten mit gemeinsamer Kraft, und in Griechenland zeigte die

erste sich streng und furchtbar, um alle einzuschüchtern. Wenn aber offene Gewaltthätigkeit, selbst gegen Schwächere, noch dem menschlichen Gefühl erträglich ist: so läßt sich über die feige, treulose, unsittliche, Besitznahme (J. 383) der Burg Kadmea durch den Phöbidas nur sagen, daß dieses Ereigniß nicht auffallen könne bei Lacedämons Art und Verfall, bei der Zerrüttung von ganz Griechenland, und bei dem Grolle des Königes Agesilaus gegen Theben, die ihm die Ausführung seiner schönsten Entwürfe vereitelt hatte. Aber Sparta, welche die Treulosigkeit bestrafte und den Preis derselben behielt, hatte von ihrer Arglist keinen Gewinn, sondern die Unterjochung Theben's war für sie nur der Anfang großer Unfälle. Denn der Schmerz über einen solchen Verlust der Unabhängigkeit reizte jeden Thebäer, in welchem einige Tugend lebte, auf zu Rettung und Rache. Eine Verschwörung, deren Seele der kühne Pelopidas war, befreiete nicht nur Theben von ihren Beherrschern (J. 378), sondern sie weckte überall schöne Kräfte zu schönem Zwecke, förderte das gemeine Wesen mit neuer Kraft, und rief besonders einen Mann, Epaminondas, zu den öffentlichen Geschäften, wie die Welt wenige Menschen gesehen hat; einen Mann, der keinem großen Manne Griechenlandes nachstand, der vielmehr die meisten übertraf; ausgezeichnet durch die erhabensten Eigenschaften des Feldherrn, des Politikers, des Menschen; einen Mann endlich, wie er wohl nur aus der Schule des Pythagoras hervorgehen konnte!

272. Aber wie schön und groß und ruhmumstrahlt auch Pelopidas und Epaminondas ewig in der Geschichte glänzen werden, und wie lobwürdig überhaupt die Unternehmung der Thebäer gegen die sündhafte Sparta war: der Krieg, welcher zwischen den Thebäern und den Lacedämoniern geführt werden mußte, konnte wohl im Einzelnen große Kräfte aufregen, die Kraft der Griechen aber, als Ganzheit, mußte er noch mehr vernichten, und sie somit noch unwürdiger und elender machen. Wohl mochte Epaminondas klar und groß das Einzige erkennen, das jetzt den Griechen noch Ruhe und Erhaltung gewähren zu können schien, nämlich ein Gleichgewicht der Macht zwischen den Athenäern, den Lacedämoniern und den Thebäern; aber da man von der einen Seite so lange Gedanken der Herrschaft gehegt, und von der anderen den Wechsel des Glückes und die Möglichkeit einer Empörung erkannt hatte; da man überhaupt an Verwirrung und wildes Getreibe gewöhnt war: so konnte der Kampf, in der Vorstellung der Griechen, keinen anderen Sinn haben, als um die Vorherrschaft, und eben deßwegen konnte es den Thebäern durch Männer, wie Pelopidas und Epaminondas, durch ihre heilige Schaar, durch Anstrengung aller Kraft wohl gelingen, die Macht der Lacedämonier zu brechen, und diese den Athenäern gleich zu machen, aber es konnte ihnen nicht gelingen, selbst die Griechen zu beherrschen. Die einzelnen Ereignisse im Verlaufe des Krieges — die große Art, mit welcher Pelopidas die Versuche des Kleombrotus und Agesilaus gegen Theben vereitelte und die Thebäer an den Kampf mit

Lacedämoniern gewöhnte (J. 377); Athen's Theilnahme und Eifersucht; des Königes von Persien strenge Friedens-Vermittlungen (J. 374); der Auftritt des Epaminondas in Sparta (J. 372) — sind alle merkwürdig und lehrreich. Am Wichtigsten aber für Gegenwart und Zukunft waren zuerst der schöne Sieg, den Epaminondas durch seinen Geist und seine neue Kriegskunst bei Leuktra erfocht (J. 371); hierauf die Verhältnisse, in welche die demokratischen Thebäer mit den Tyrannen von Pherä in Thessalien und Macedoniens Fürsten verwickelt wurden, weil sie nicht nur für Theben's Entwürfe und Ansehen zeugen können, sondern weil sie auch Veranlassung gaben, daß der macedonische Philipp, der die Entwürfe jener Tyrannen auf Griechenland auszuführen bestimmt war (J. 368), nach Theben kam, und hier im Umgange mit dem größten Feldherrn und Staatsweisen sich zu dem Mann ausbildete, der er ward; dann die Verbindung mit Persien, zu welcher Theben sich (J. 367) gezwungen sah, und deren Folgen; ferner die wiederholten Züge des Epaminondas in die vielfachverwirrte Peloponnes, Sparta's unerhörte Gefahr, Messene's Herstellung (J. 369), und zuletzt des Epaminondas früher und schöner Siegestod in der Schlacht bei Mantinea (J. 363), nachdem er selbst genug gelebt hatte und sein Freund Pelopidas bei Kynoscephalä siegreich gefallen war (J. 364); endlich des Agesilaus Zug nach Aegypten, um dem Könige von Persien zu schaden, und sein Tod! (J. 361)

273. Aber dieser Kampf hatte Theben's Kräfte

nicht weniger erschöpft, als die Kräfte Lacedämon's; und wenn auch Böotien gehorchte, so fehlten doch die Männer, auf deren Geist Thebens Größe sich erhoben hatte. Also fand jetzt zwischen Athen, Sparta und Theben Gleichheit Statt, aber nicht Gleichheit der Macht, sondern der Schwäche. Der Anblick Griechenlands, so weit es bisher groß und rühmlich sich gezeigt, und besonders der Anblick Athen's, füllt von nun an die Seele fühlender Menschen nur mit Schmerz und Trauer. Es fehlete nicht an tapferen Menschen, aber es fehlete an vaterländischen Seelen. Der Krieg war Bedürfniß, aber es waren verwilderte Banden, die ihn um Sold und Beute suchten. Die Geschäfte des gemeinen Wesens wurden noch öffentlich besorgt, auch fanden einzelne wohldenkende und großgesinnte Redner noch rasche Theilnahme, und besiegten die schlaffe Gesinnung: aber ihnen gegenüber waltete und wirkte häufiger Leidenschaftlichkeit, Bestechlichkeit und Verrath. Feine Genüsse, und abgeschliffenes Maß zeichneten die Gesellschaft aus; aber die Mäßigkeit früherer Zeiten, alte Sitte und Bräuche wurden selten gesehen, und Habsucht und Ungerechtigkeit griffen um sich mehr und mehr. Handel und Betriebsamkeit, nie kräftig und emsig geübt, vermochten der einreißenden Armuth und Erödung, durch schwere Staats-Lasten in schweren Zeiten befördert, nicht zu begegnen. Prächtige Schauspiele fanden viele hinzudringende Bewunderer, aber die Helden der Bühne bildeten keine Helden für das Leben, und das Lachen über Thorheit, Leichtsinn und Gemeinheit erweckte keinen Ernst und

keine Tugend. Die alten Götter wurden von Allen gefeiert, aber von Vielen nicht mehr geglaubt. Der Reichthum an den erhabensten Ideen wurde immer größer, aber der Vorrath von großen Grundsätzen verminderte sich in gleichem Verhältnisse. Ueber Gott und Welt und Ideale von Verfassungen wußte man vortrefflich zu reden, aber Volk, Vaterland und Gesetz wurden vergessen. Neben den tiefsinnigen Philosophen standen ruhmvolle Künstler, aber große Staatsmänner und Heermeister wurden selten erzeugt. Dem ganzen Leben endlich gebrach es weder an Geist noch an Genuß, weder an Beweglichkeit noch an Glanz, aber der Ernst und die Würde war dahin, weil die Alles verbindende Seele fehlte. Ja, selbst die Sprache hatte ihre Keuschheit und sittliche Bedeutung verloren, und zeugte schwer für die Entartung! Daher überall Vereinzelung des Restes von Kraft, Aufgelöstheit, Feindschaft, Haß, wenig Kummer über die Zerrüttung im Inneren, selten ein Blick auf das Ausland! Und dieses Alles grade zu einer Zeit, in welcher ein Mann, der Griechenland kannte, und dessen Seele für die kühnsten Entwürfe groß genug war, eine Macht in der Nähe bildete, die Allen gleiche Gefahr drohete! In der That, hierin muß auch der Blöde eine unheilbare Erkrankung der bisher lebensvollen Staaten erblicken!

274. Am Meisten schien noch Athen zu vermögen. Ihre Seemacht war wieder die stärkste, und manche Städte und Inseln waren zu Bündniß und Gehorsam

gebracht. Dabei hatte sie drei Feldherren, die sich durch Kriegskunst und mannigfache Erfahrung auszeichneten, Chabrias, Iphikrates und Timotheus. Aber in dem s. g. Kriege mit den Bundes-Genossen, zu welchem Athen diese durch ihre Habsucht und Herrschlust (J. 358) veranlaßte, verlor sie durch Geschick und eigene Thorheit nicht nur diese letzten Feldherren, sondern ihr Ansehen erlitt auch dadurch einen neuen großen Verlust, daß sie den Zorn des Königes von Persien, den sie jetzt zu fürchten hatte, wenn er auch selbst seines Thrones nicht sicher war, unklug auf sich zog; für die Zukunft indeß trug am Meisten aus, daß Athen, mit diesem Kriege beschäftiget, Philipp von Macedonien unbeachtet ließ. Aber um dieselbe Zeit, in welcher dieser Krieg sich mit Freilassung der Bundes-Genossen endigte (J. 356), ward in Griechenland ein neuer Kampf begonnen, der sowohl durch die Veranlassung zu demselben und durch die Art der Führung, als durch die ganze unsittliche, unreligiose und kraftlose Zeit, gefährlicher und verderblicher ward, als alle bisherigen Kriege. Er dauerte zehn Jahre (J. 356 — 346), und ist der heilige Krieg genannt worden; aber schicklicher sollte man ihn den Heuchel-Krieg nennen. Der Thebäer rachsüchtiger Haß wider Sparta, und eine Menge niedriger Leidenschaften, die sich unter einer frommen Hülle umsonst zu verstecken gesucht haben, trieben zu dem Kriege; das alte Ansehen der Amphiktyonen aber wurde mißbraucht, und ein armes und einfaches Volk ward, unter der Beschuldigung der Gottlosigkeit, auf eine wahrhaft gottlose Weise aufgeopfert. Wohl wäre es

zu anderen Zeiten ein Frevel gewesen, die Tempelschätze in Delphi anzutasten; aber wer mag den so tapferen als unglücklichen Phociern verargen, daß sie, bei dieser Noth und in diesen ruchlosen Zeiten, in welchen nur arge Heuchelei an die Frömmigkeit der Väter erinnerte, sich des einzigen Mittels bedienten, durch welches sie, wie zu hoffen war, vor Mißhandlung und Sclaverei sich schützen konnten! Auch ist gewiß, daß diese große öffentliche Handlung gegen den alten Glauben, und diese Verbreitung so großer Schätze unter die Griechen das Verderben und die Verworrenheit noch mehr beschleuniget haben, aber die Schuld hiervon trifft die Phocier gewiß nicht; vielmehr war der Heldensinn, den sie unter Philomelus und dessen Nachfolgern, Onomarchus und Phayllus, bewährten, eines besseren Ausganges werth. Aber bei dem ganzen unglückseligen Kriege war — wer mag sagen, das Schlimmste, wenn ein Jeder gestehen muß, daß für solche Staaten die Unabhängigkeit kein wünschenswerthes Gut sein konnte? sondern — das Entscheidendste, daß weder die Gegner der Phocier, die Böoter und Lokrer, noch ihre Bundes-Genossen, die Lacedämonier (mit ihnen in gleicher Lage,) und Athenäer, theils wegen Sorglosigkeit, noch mehr wegen Habsucht, und gegenseitiges Mißtrauens, den Krieg also führten, daß er durch Griechen nicht entschieden werden konnte, sondern daß man die Entscheidung und damit das Schicksal Griechenlands in die Hand Philipp's von Macedonien kommen ließ.

Eilftes Capitel.

Philippos von Makedonien; Untergang der griechischen Unabhängigkeit.

275. Gegen fünf hundert Jahre vor diesen Ereignissen sollen drei Herakliden aus Argos in das fruchtbare, durch Gebirge und Küsten ausgezeichnete Land, welches später Macedonien genannt wurde, gekommen, und Könige der illyrisch-thracischen Bewohner desselben geworden sein. Aber die Geschichte des kleinen macedonischen Reiches ist lange unbekannt, und bis auf Philipp ohne große Wichtigkeit. Nur in den Kriegen der Perser wider Griechenland erregt die Lage der macedonischen Könige einige Aufmerksamkeit, und ihr Verhalten im peloponnesischen Kriege, bei welchem sie nie den Zweck, die Küsten von fremder Herrschaft zu reinigen, aus dem Auge verloren, verdient darum beachtet zu werden, weil daraus hervorgeht, daß die Macedonier, lange vor Philipp, wohl erkannt hatten, was sie zunächst für Selbständigkeit und Bildung erstreben mußten. Indeß wurde nur wenig erreicht. In den vierzig Jahren, die zunächst vor Philipp hergingen (J. 400 — 360), wurde vielmehr Macedonien durch mannigfaltige Verhältnisse so arg verwirrt, daß Auflösung oder Abhängigkeit von fremder Herrschaft kaum vermeidlich schien. Aber Ein Umstand, den diese Verwirrungen, Thron-Streitigkeiten und fremde Einmischungen herbeiführten, reichte hin, Macedonien über dieselben zu erheben, und zu einer großen Bestimmung vorzubereiten. Dieß war der Umstand, daß Philipp,

des Königes Amyntas dritter Sohn, von Pelopidas (272) nach Theben gebracht ward, und dadurch nicht nur Gelegenheit erhielt, den verfallenen Zustand Griechenlands kennen zu lernen, sondern auch im Umgange mit dem größten Feldherrn und Staatsweisen solche politischen und militärischen Ansichten zu gewinnen, wie sie für seinen Geist, für Macedonien, für Griechenland, für die Zeit überhaupt gehörten.

276. Um Philipp gerecht zu beurtheilen, wie jeder Mensch, und ein solcher Mann mit doppeltem Rechte fordern darf, muß man seine persönlichen und politischen Verhältnisse so wenig vergessen, als die Lage der griechischen Staaten. Er zeigte sich des Epaminondas nicht unwürdig; aber man muß von ihm, dem König und Königs-Sohne, nicht die Erhabenheit republikanischer Tugend fordern, sondern allein das Streben nach dem Ruhme fürstlicher Gesinnung und fürstlicher Thaten. Und der Plan, den er mit sich auf den Thron nahm, war gewiß nicht unköniglich, denn es war im Allgemeinen wohl kein anderer, als seinem Reiche nicht nur innere Ruhe, sondern auch Sicherheit, Kraft und Bildung zu geben, und für sich selbst eine Stelle unter den Ersten in der Geschichte zu verdienen. Hierzu aber war nicht hinreichend, die griechische Herrschaft von seinen Küsten zu entfernen, sondern Griechenland selbst schien dazu nothwendig. Die größere Halbinsel schien ja eben so gut als die kleinere, Chalcidice an Macedonien zu hangen; er selbst fühlte sich durch Abstammung, Geist, Sinn und Bildung den Griechen verwandt, und diese hatten

nunmehr doch auch wohl hinlänglich gezeigt, daß sie durch sich selbst niemals aus der schweren Verirrung und der heillosen Zerrüttung, in welcher alle sittliche Kraft, alle menschliche Tugend und Würde unterzugehen drohete, zu einer gedeihlichen Ruhe und Einheit kommen würden. Aber eben deßwegen schienen sie auch jeder fremden Macht eine leichte Beute werden zu müssen! Dieser Umstand würde hingereicht haben, auch in jedem anderen Fürsten, in jedem anderen Staat, Eroberungs-Gedanken zu erwecken; aber wenige würden diese Gedanken mit solcher Mäßigung und Schonung auszuführen vermocht haben, wie Philipp. Die Mittel zwar, deren er sich bediente, um Herr von Griechenland zu werden, sind keinesweges an sich lobenswürdig; wenn man aber die Kraftlosigkeit bedenkt, in welcher Philipp das zerstückelte Macedonien fand, wenn man sich der Grundsätze erinnert, welche die Griechen über das hegten, was der Mensch für sein Vaterland thun dürfe und müsse, wenn man endlich nicht vergißt, wie bestechlich die Griechen seit langer Zeit gewesen, und wie die Sittlichkeit bei ihnen überhaupt gesunken war: so wird Philipp wohl nicht ausgezeichnet sündhaft erscheinen; vielmehr wird man behaupten dürfen, daß unter den edelsten Republikanern, die Griechenland hervorgebracht hat, kaum zwei oder drei gefunden werden möchten, die sich gescheuet hätten, in gleichen Verhältnissen gleiche Mittel zu gebrauchen. Auf jeden Fall verdienet die fast beispiellose Beharrlichkeit, mit welcher Philipp seinen Zweck festhielt, und die Feinheit, und die Besonnenheit

und der Muth, womit er denselben verfolgte, große Bewunderung.

277. Die Art, wie Philipp zum Throne gelangte (J. 359) und der Macedonier Muth und Vertrauen erweckte; die Einrichtungen, welche er rasch für Frieden und Krieg traf; seine Kämpfe mit den Päonern und Illyriern; die Einnahme von Amphipolis (J. 358) und die Begütigung Athens, damals noch im Kriege mit ihren Bundes-Genossen (274), hierüber, und die Abfindung der mächtigen Olynth; die Eroberung endlich des goldreichen Landes jenseits des Strymon (J. 357) — Alles dieses zeigte Philipp als einen Fürsten, der wußte, was er wollte, und die Mittel kannte, es auszuführen. Hierdurch aber hatte er zu neuen Unternehmungen die Mittel gewonnen. Da kam ihm die Einladung nach Thessalien eben so gelegen, als daß er hier gegen die Tyrannen von Pherä, Lykophron und dessen Brüder, als Befreier Thessaliens auftreten konnte (J. 355). Das Zusammentreffen mit den Phociern unter Onomarch, die jetzt im s. g. heiligen Kriege (273), wegen der Verkehrtheit oder Sorglosigkeit der Thebäer, Zeit behielten, sich der Tyrannen anzunehmen, führte ihn von Neuem seinem Zweck entgegen, und wenn die ersten Berührungen für Philipp unglücklich ausfielen, so diente dieses nur dazu, die Griechen gegen ihn, den schwachen Fürsten, gleichgültig zu machen. Sein erster Versuch, nach Onomarchs Falle (J. 352), durch die Thermopylen in Griechenland einzudringen, wurde zwar durch Athenäer vereitelt, aber damit würde wenig verloren gewesen sein,

weil ja noch Olynth zu erobern war, wenn nicht jetzt Demosthenes, der Athenäer, weil er ihn begriff, weil er ihn gerecht würdigte, unerwartet als Feind gegen ihn aufgetreten wäre.

278. Dieser Mann, Demosthenes, ist eine der herrlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen griechischen Geschichte: Neid, Schmähsucht und Bosheit haben ihn umsonst zu verkleinern gesucht. Sein ganzes Leben, bis zu seinem erhabenen Märtyrer-Tode, füllte Ein großer Gedanke. Nie ist klarer erkannt, was den Griechen gebührte, oder helfen konnte; und mit der hohen Begeisterung eines Sehers, mit dem heiligen Ernste tiefster Ueberzeugung, und mit der ganzen sittlichen Kraft eines freien Lebens und eines reinen Bewußtseins hat es Demosthenes verkündiget. Wer seine Reden lieset, ohne der Zeit zu gedenken, die vorher gewesen war, der muß, wenn er irgend Etwas werth ist, glauben, daß solche tiefe Wahrheiten, so schön ausgesprochen, nothwendig zu einmüthigem Entschluß und zu begeisterter That fortgerissen haben; wenn er aber die frühere Geschichte der Griechen bedenkt, so wird er es nicht unbegreiflich finden, daß ein solcher Heros der Staatsweisheit so wenig auszurichten vermocht, sondern meistens nur laue Bewunderer, ergrimmte Gegner, boshafte Verläumder gefunden habe. Ja, wäre dem Demosthenes zu dieser sittlichen Würde, zu diesem politischen Tiefblick, und zu dieser göttlichen Beredsamkeit, auch der Muth und die Kunst des Feldherrn, und die Gewandtheit des Unterhändlers gegeben gewe-

sen: er würde dieses Volk doch nicht mehr zu Einheit, Vertrauen und Kraft gebracht haben. Aeschines mißbrauchte ihm entgegen große Eigenschaften, aus Feilheit oder Irrthum, und fand Anhänger; dem Phocion fehlte ein großer Blick: er war zufrieden, wenn er dem verkehrten Volke, das Demosthenes mit seinem Geiste zu durchdringen suchte, spottend gegenüber stand, und die unglückselige, aber bequeme, und den Meisten angenehme Lehre: „auszuweichen, um nicht zertreten zu werden," predigen konnte; dadurch wirkte er doppelt verderblich, weil er „der Beßte" war; endlich fing sogar die Pythia an zu philippisiren. Hierin spricht sich der Charakter der Zeit vollkommen aus. Daher dränget sich der Gedanke auf, Demosthenes sei nur erschienen, theils, damit es dem menschlichen Gemüthe, bei der allgemeinen Zerfallenheit und Schlechtigkeit, nicht an einem Halte fehlen sollte, um Glauben zu erhalten und Vertrauen, theils, damit es vor Welt und Nachwelt klar sein möchte, daß die Griechen nicht ungewarnt, nicht ohne Kenntniß dessen, was ihnen zur Abwendung des Uebels zu thun gebührte, also nicht ohne eigene Schuld, ihre Unabhängigkeit verloren haben.

279. Olynth konnte von Demosthenes nicht gerettet werden, weil er mit seinem heiligen Eifer den Athenäern nichts abgewinnen konnte als einige tausend ausschweifende Söldlinge unter schamlosen und prahlsüchtigen Feldherren; sie fiel (J. 348) auf eine schreckliche Weise, und nicht ganz unverdient, weil sie nicht nur unnatürlich strebte, sondern auch aus Habsucht vor-

mals ihre politischen Verbindungen aufgegeben hatte, und weil sie jetzt Verräther nährte. Hierauf zeuget die Art, wie Philipp durch Schmausereien, Geldborgen und Unterhandlungen täuschte; wie er mit beiden Parteien, mit Athenäern und Thebäern gleich fein verfuhr, und jene zu einem Frieden schreckte (J. 347), den sie für vortheilhaft hielten; wie er dann ungehindert durch die Thermopylen zog, die Phocier zur Unterwerfung zwang (J. 346), ihre Städte zerstörete, und ihre Sitze unter den Amphiktyonen einnahm — diese Art zeuget sowohl von der Gewißheit seines Willens, als von seiner Meisterschaft in Behandlung der Griechen. Dieselbe Meisterschaft bewährte er auch bei den folgenden Händeln, nachdem er mit scheinbarer Gleichgültigkeit Griechenland wieder verlassen hatte, bald indem er die Gewalt der Waffen zeigte, wie in den Streitigkeiten der verstockten Peloponnesier wider Sparta (J. 344), bald indem er sich in Verhandlungen über Rechte und Ansprüche einließ, wie mit den Athenäern wegen Halanesus und anderer Verhältnisse. Und wenn Philipp auch selbst einmal vor dem Geist und der Rede des Demosthenes erschrak, z. B. als dieser den Lacedämoniern Hülfe zu leisten trieb; und wenn er sich auch zuweilen verrechnete, wie mit Euböa (J. 343), mit Perinthus und Byzantium (J. 342): so erkannte er nur hieraus, daß ein entscheidender Schlag gewagt werden müsse. Dieser aber ward aufs Vortrefflichste vorbereitet, während er, mit Griechenland im Frieden und um dasselbe scheinbar unbekümmert, gegen barbarische Völker focht. Einen schicklichen Vorwand, ihn durch die Amphiktyonen zu einem Zuge nach Griechenland einla-

den zu lassen, fand sein furchtbarster Anhänger Aeschines, in der armseligen Beschuldigung der Gottlosigkeit, welche er arglistig auf die Amphisseer brachte. Die Besetzung Elatia's (J. 338) öffnete zwar endlich den Griechen in soweit die Augen, daß es dem Demosthenes gelang, nicht nur Athen zu einem offenen Kriege, sondern auch die Thebäer, ungeachtet ihres Hasses gegen Athen und ihrer Furcht vor Philipp, zu einem nicht erwarteten Bunde zu bewegen: aber der entscheidende Tag von Chäronea (J. 338) vernichtete diese Bestrebung und die Unabhängigkeit Griechenlands!

280. Wohlgesinnte Griechen, die sich der alten Zeit erinnerten, und nach ihrer eigenen Gesinnung über die Tugend und Kraft des Volkes urtheilten, mögen über dieses Ereigniß allerdings großen Kummer gefühlt haben! Dieser war verzeihlich, menschlich, gerecht: wer aber den Zustand Griechenlands, den allgemeinen sittlichen, staatsbürgerlichen und volksthümlichen Verfall, geschichtlich erkannt hat, der wird es als ein Glück betrachten müssen, daß Griechenland in die Gewalt eines solchen Mannes kam! Welcher barbarische Sieger hätte diese Schonung, diesen Sinn für griechische Bildung, diese Mäßigung und Zartheit bewiesen? Es ist offenbar, Philipp wollte die Griechen gewinnen, aber nicht untertreten; er wollte sie vereinen, indem er ihre Angelegenheiten im Ernst und Spiele durch seinen Geist lenkte und leitete, aber sie nicht vernichten; er wollte ihr Herr sein, aber sie nicht stören in ihrer Art. Der Krieg gegen die

Perser, für welchen er sich zum allgemeinen Heermeister erklären ließ, ward mit so vieler Feinheit als Verständigkeit in Vorschlag gebracht; und höchst wahrscheinlich würde, so weit unsere Einsicht reicht, eine neue schöne Zeit für Griechenland begonnen haben, wenn nicht Pausanias den Philipp an einem feierlichen Tage, und nahe der Ausführung seines großen Planes, um Rache und Ruhm ermordet (J. 336), oder, wenn nicht der innere Zusammenhang des Menschenlebens, wenn nicht die ewige Vorsehung eine andere Entwickelung der Verhältnisse gefordert hätte. Denn bei der allgemeinen Veraltung der griechischen wie der asiatischen Staaten war ein allgemeiner Zusammensturz nothwendig; und hierzu war nicht die Erfahrung, Mäßigung und Besonnenheit Philipps geeignet, sondern dazu gehörte ein kühner, geistreicher, poetischgestimmter Jüngling, wie sein Sohn, Alexander der Große.

Zwölftes Capitel.

Alexander der Große und seine Feldherren.

281. Die allgemeine Bewegung unter Griechen und Barbaren nach Philipps Tode giebt den schönsten Beweis für die Allgewalt des Geistes dieses Fürsten. Aber wenn auch Niemanden zu verargen war, daß er in dem zwanzigjährigen Alexander keinen Philipp erwartete: so war doch der Jubel der Griechen über den Tod des Letzteren nicht nur ganz unzeitig, sondern er zeugt auch schwer wider sie: sie erwarteten vom Zu-

fall und Glücke, was nur durch Tugend und Einheit zu erreichen ist. Des Demosthenes Eifer und Hoffnung war daher eben so edel und eitel, als des Phocion Meinung, daß die Macht von Chäronea nur um Einen Mann kleiner geworden sei, flach und armselig. Alexander aber zeigte bald den Macedoniern, wie den unterworfenen Barbaren und den Griechen, wer er war; und das harte Loos, welches er über die empörte Thebä brachte (J. 335), zum Schrecken und zur Warnung, schüchterte schnell die feigen Seelen ein. Von da an schien er des Gehorsams gewiß zu sein, und durfte auf größere Unternehmungen denken.

282. Was aber den Zug Alexanders nach Asien betrifft, für welchen er sich (J. 334), nach seines Vaters Beispiel, zum Heermeister aller Griechen ernennen ließ: so scheint nothwendig, daß man, um denselben zu würdigen, nicht nur unterscheide, was er im Zusammenhange der Geschichte, im Ganzen des Menschen-Lebens oder in der Hand Gottes, geworden ist, von dem, was Alexander selbst beabsichtigte, sondern daß man auch von dieser Absicht unterscheide, was das Wesen menschlicher Verhältnisse, die Natur der Länder, Völker und Staaten verlangte. In der ersten Hinsicht ist diese ungeheuere Zusammenbrechung alter Formen, diese Umgestaltung aller Verhältnisse, diese Vermischung der Völker erweislich höchst wohlthätig geworden für die Entwickelung des menschlichen Geistes. Die Absicht Alexanders hingegen änderte und erweiterte sich

mit seinem Glück; aber wenn er auch bei diesem überschwenglichen Glücke weder die Mäßigung seines Vaters bewahren, noch den Grundsätzen getreu bleiben konnte, welche er von seinem großen Lehrer Aristoteles, der darum in der Staatsweisheit die höchste Meisterschaft erreichte, weil er seinen hohen Geist durch ein gründliches und sorgfältiges Forschen in den Geschichten alter Staaten zügelte, schärfte, kräftigte — welche er von diesem großen Meister gelernt haben mag; und wenn er auch zuweilen, nach Menschen-Weise und Jünglings-Art, zu Trotz, Uebermuth und Frevel fortgerissen wurde: so bewahrte er doch im Ganzen einen hohen Adel der Gesinnung, verlor sich nicht in gemeine Zwecke, ließ sich durch erhabene Gedanken leiten, und suchte durch wohlthätige Entwürfe das menschliche Gefühl mit seinen Siegen zu versöhnen. Dennoch bleibt gewiß: er war ein leidenschaftlicher Eroberer und sein Streben und Wollen war grund-verkehrt und eitel, weil es gegen die Natur der Völker und Länder war. Sein höchster Gedanke zur Zeit des höchsten Glückes und der größten Macht soll, wie behauptet ist, die Zertrümmerung der volksthümlichen Weisen, und die Vereinigung der Griechen und Asiaten zu ungehindertem Verkehre, zu gemeinschaftlichem Leben und zu gemeinsamer Bildung gewesen sein. Dieser Gedanke ist ihm, dem König und Sieger, auch wohl zu verzeihen: ja, er gereicht ihm zur Ehre: hat er doch noch in unserer Zeit Beifall und Bewunderung gefunden! Aber dieser Gedanke war nicht nur darum verderblich, weil er den Alexander und die Griechen, bei

ihrer dünkelvollen Nicht-Achtung der morgenländischen, der fremden Weise, zum einseitigen Streben verleitete, um der griechischen Art überall den Sieg zu verschaffen; sondern er mußte auch, in demselben Maße, in welchem er ausgeführt wurde, nothwendig Flachheit, Halbheit, Entkräftigung, Verschwemmung, Verwischung erzeugen. Aeußere Formen konnten bewahrt werden; feine Genüsse konnten bleiben: aber die innere, lebendige und schöpferische Menschen-Kraft mußte darum verschwinden, weil ihr die volksthümliche Weise entzogen ward, in welcher sie sich nur offenbaren mag. Hiergegen ist kein Einwurf: daß die Veränderung, welche Alexander bewirkte, lange gedauert habe, und daß die griechisch-morgenländischen Reiche, die aus seiner Eroberung hervorgingen, lange bestanden seien. Bei der allgemeinen Veraltung des bisher Bestandenen war dieses allerdings möglich; sie hielten sich gegenseitig; aber, haben sie eigenthümliche Kraft und ein neues, frisches, aufblühendes Leben bewähret? Haben sie kräftige Anfälle von außen abgehalten? Und kann das für den inneren Zustand dieser Reiche zeugen, daß die Griechen Manches bequem und behaglich fanden?

283. Der Zug selbst ist ungemein merkwürdig. Eine solche außerordentliche Begebenheit mußte viele Geschicht-Schreiber finden. Hätten sich hiervon mehrere erhalten, so würden wir unstreitig das Einzelne, welches uns Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius aufbewahrt haben, richtiger würdigen können;

ob wir aber über das Ganze zu richtigeren Ansichten gelangen möchten, ist schwer zu sagen. Ein besonderes Glück, es ist wahr, begleitete den Alexander. Er aber erregt in allen seinen Verhältnissen bald Theilnahme, bald Bewunderung, und wenigstens auf irgend eine Weise, als Mensch oder König, hohes Interesse, z. B. mit seinen Hoffnungen in Amphipolis (J. 334); bei dem Uebergang über den Hellespont (J. 334) nach Ilium; in der Schlacht am Granikus, und nach dem Siege; bei der Unterwerfung oder Gewinnung der griechischen Städte und einiger Länder Klein-Asiens; (die That der Marmarer in Lykien verdienet besondere Auszeichnung;) bei seiner Krankheit in Tharsus; in der Schlacht bei Issus (J. 333) und in dem Betragen gegen des Darius Mutter, Gemalin und Töchter, wie gegen die anderen Gefangenen; auf dem wohlberechneten Zuge durch Syrien, Phönicien und Palästina; vor Tyrus, die, wie Phönicien überhaupt, von den Persern geschont war, die beim Verfalle der persischen Herrschaft, unter eigenen Königen, eine bedeutende Seemacht behielt, und die jetzt, dem alten Sinne getreu (72 und 96), durch einen Widerstand von acht Monden Alexandern zu schwerer Rache reizte (J. 332): auch die Juden hatten mehr über eigene Zwiste als über den Druck der Perser zu klagen gehabt (116); bei Gaza; in Aegypten, wo er als Befreier und Retter erschien, und bei der folgenreichen Anlegung der Stadt Alexandria (J. 331); bei der mährchenhaften Erscheinung im Tempel des libyschen Ammon; bei dem Eindringen ins innere Asien; in der Schlacht bei Ar-

bela oder Gaugamela, wo die Entscheidung fiel (J. 331); bei der Einnahme der alten Königsstädte Babylon, Susa und Persepolis; auf dem Zuge gegen Medien und wider den Verräther Bessus, des Darius Mörder (J. 330 u. 329); bei der gerechten Unzufriedenheit seines Heeres und bei der Verschwörung gegen ihn; bei der Gründung Alexandria's am Jaxartes (J. 328); im Kampfe gegen die Scythen; bei der Ermordung des tapfern und verständigen Klitus; bei der Unterwerfung Sogdiana's; bei der Vermälung mit der eroberten Roxane (J. 327) auf dem kühnen, abenteuerlichen, fabelhaften Zuge nach dem reizenden und geheimnißvollen Indien (J. 327 — 324), auf welchem die Krieger in ihrem Löwenmuth es endlich müde wurden, sich wie Jagdhunde hetzen zu lassen; auf dem mühevollen Zurückgange zu See und Land; endlich bei seinem Aufenthalte zu Susa, Ekbatana und Babylon, wo er unter großen Entwürfen, zwei und dreißig Jahre alt, einen Tod fand, dessen Ursache eben so ungewiß, als es zu sagen schwer ist, ob Alexander für Macedonien und die unterworfenen Völker, ja ob er nur für seinen Ruhm zu früh gestorben sei (J. 323).

284. Fast alle diese Ereignisse beschäftigen auf eine gewaltige Weise die Einbildungskraft, sie ergreifen das menschliche Gemüth und erregen das höchste Erstaunen und die größte Bewunderung. Welch' ein kühner Geist lebte in diesem Alexander! und wie vortrefflich muß die Natur dieses Mannes ursprüng-

lich gewesen sein, da er bei solchem ungeheueren Glücke sich nur so selten vergaß! Hingegen läßt sich eben nicht sagen, daß die Züge Alexanders des Großen, wenn man die früheren Geschichten kennet, vorzüglich lehrreich wären über die Natur der Völker und Staaten, über das Wichtigste in der Geschichte. Vielmehr läßt sich wohl behaupten, daß ein sorgfältiges Studium der Verhältnisse seines Vaters für Einsicht und Leben einen viel größeren und höheren Gewinn gebe, als die Betrachtung und Nachbildung aller seiner Unternehmungen. Selbst die Kenntniß des Morgenlandes, welche durch Alexander und seine Begleiter unendlich hätte erweitert und damit unsere Einsicht über den Gang der menschlichen Bildung hätte bereichert werden können, hat wenig gewonnen, weil es ihnen an Sinn und Unbefangenheit fehlte. Wie gering ist, um von den übrigen Völkern zu schweigen, das Licht, welches durch diese Griechen auf das so wichtige Indien (50 u. 135) gebracht ist! Wohl haben Nearch und Andere einige Völker-Namen aufbewahrt und Einiges angemerkt über die Natur des Landes, und über auffallende Erscheinungen in Art und Brauch; aber über die großen Verhältnisse des Lebens, über Staat und Bürgerthum, ist nur so viel gesagt (indem z. B. neben den sieben Kasten von freien Verfassungen geredet wird), als zur Verwirrung der Vorstellungen und zu mancherlei Vermuthungen hinreicht.

285. Nach dem Tode des großen Eroberers war

ihrer dünkelvollen Nicht-Achtung der morgenländischen, der fremden Weise, zum einseitigen Streben verleitete, um der griechischen Art überall den Sieg zu verschaffen; sondern er mußte auch, in demselben Maße, in welchem er ausgeführt wurde, nothwendig Flachheit, Halbheit, Entkräftigung, Verschwemmung, Verwischung erzeugen. Aeußere Formen konnten bewahrt werden; feine Genüsse konnten bleiben: aber die innere, lebendige und schöpferische Menschen-Kraft mußte darum verschwinden, weil ihr die volksthümliche Weise entzogen ward, in welcher sie sich nur offenbaren mag. Hiergegen ist kein Einwurf: daß die Veränderung, welche Alexander bewirkte, lange gedauert habe, und daß die griechisch-morgenländischen Reiche, die aus seiner Eroberung hervorgingen, lange bestanden seien. Bei der allgemeinen Veraltung des bisher Bestandenen war dieses allerdings möglich; sie hielten sich gegenseitig; aber, haben sie eigenthümliche Kraft und ein neues, frisches, aufblühendes Leben bewähret? Haben sie kräftige Anfälle von außen abgehalten? Und kann das für den inneren Zustand dieser Reiche zeugen, daß die Griechen Manches bequem und behaglich fanden?

283. Der Zug selbst ist ungemein merkwürdig. Eine solche außerordentliche Begebenheit mußte viele Geschicht-Schreiber finden. Hätten sich hiervon mehrere erhalten, so würden wir unstreitig das Einzelne, welches uns Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius aufbewahrt haben, richtiger würdigen können;

ob wir aber über das Ganze zu richtigeren Ansichten gelangen möchten, ist schwer zu sagen. Ein besonderes Glück, es ist wahr, begleitete den Alexander. Er aber erregt in allen seinen Verhältnissen bald Theilnahme, bald Bewunderung, und wenigstens auf irgend eine Weise, als Mensch oder König, hohes Interesse, z. B. mit seinen Hoffnungen in Amphipolis (J. 334); bei dem Uebergang über den Hellespont (J. 334) nach Ilium; in der Schlacht am Granikus, und nach dem Siege; bei der Unterwerfung oder Gewinnung der griechischen Städte und einiger Länder Klein-Asiens; (die That der Marmarer in Lykien verdienet besondere Auszeichnung;) bei seiner Krankheit in Tharsus; in der Schlacht bei Issus (J. 333) und in dem Betragen gegen des Darius Mutter, Gemalin und Töchter, wie gegen die anderen Gefangenen; auf dem wohlberechneten Zuge durch Syrien, Phönicien und Palästina; vor Tyrus, die, wie Phönicien überhaupt, von den Persern geschont war, die beim Verfalle der persischen Herrschaft, unter eigenen Königen, eine bedeutende Seemacht behielt, und die jetzt, dem alten Sinne getreu (72 und 96), durch einen Widerstand von acht Monden Alexandern zu schwerer Rache reizte (J. 332): auch die Juden hatten mehr über eigene Zwiste als über den Druck der Perser zu klagen gehabt (116); bei Gaza; in Aegypten, wo er als Befreier und Retter erschien, und bei der folgenreichen Anlegung der Stadt Alexandria (J. 331); bei der mährchenhaften Erscheinung im Tempel des libyschen Ammon; bei dem Eindringen ins innere Asien; in der Schlacht bei Ar-

bela oder Gaugamela, wo die Entscheidung fiel (J. 331); bei der Einnahme der alten Königsstädte Babylon, Susa und Persepolis; auf dem Zuge gegen Medien und wider den Verräther Bessus, des Darius Mörder (J. 330 u. 329); bei der gerechten Unzufriedenheit seines Heeres und bei der Verschwörung gegen ihn; bei der Gründung Alexandria's am Jaxartes (J. 328); im Kampfe gegen die Scythen; bei der Ermordung des tapfern und verständigen Klitus; bei der Unterwerfung Sogdiana's; bei der Vermälung mit der eroberten Roxane (J. 327) auf dem kühnen, abenteuerlichen, fabelhaften Zuge nach dem reizenden und geheimnißvollen Indien (J. 327 — 324), auf welchem die Krieger in ihrem Löwenmuth es endlich müde wurden, sich wie Jagdhunde hetzen zu lassen; auf dem mühevollen Zurückgange zu See und Land; endlich bei seinem Aufenthalte zu Susa, Ekbatana und Babylon, wo er unter großen Entwürfen, zwei und dreißig Jahre alt, einen Tod fand, dessen Ursache eben so ungewiß, als es zu sagen schwer ist, ob Alexander für Macedonien und die unterworfenen Völker, ja ob er nur für seinen Ruhm zu früh gestorben sei (J. 323).

284. Fast alle diese Ereignisse beschäftigen auf eine gewaltige Weise die Einbildungskraft, sie ergreifen das menschliche Gemüth und erregen das höchste Erstaunen und die größte Bewunderung. Welch' ein kühner Geist lebte in diesem Alexander! und wie vortrefflich muß die Natur dieses Mannes ursprüng-

lich gewesen sein, da er bei solchem ungeheueren Glücke sich nur so selten vergaß! Hingegen läßt sich eben nicht sagen, daß die Züge Alexanders des Großen, wenn man die früheren Geschichten kennet, vorzüglich lehrreich wären über die Natur der Völker und Staaten, über das Wichtigste in der Geschichte. Vielmehr läßt sich wohl behaupten, daß ein sorgfältiges Studium der Verhältnisse seines Vaters für Einsicht und Leben einen viel größeren und höheren Gewinn gebe, als die Betrachtung und Nachbildung aller seiner Unternehmungen. Selbst die Kenntniß des Morgenlandes, welche durch Alexander und seine Begleiter unendlich hätte erweitert und damit unsere Einsicht über den Gang der menschlichen Bildung hätte bereichert werden können, hat wenig gewonnen, weil es ihnen an Sinn und Unbefangenheit fehlte. Wie gering ist, um von den übrigen Völkern zu schweigen, das Licht, welches durch diese Griechen auf das so wichtige Indien (50 u. 135) gebracht ist! Wohl haben Nearch und Andere einige Völker-Namen aufbewahrt und Einiges angemerkt über die Natur des Landes, und über auffallende Erscheinungen in Art und Brauch; aber über die großen Verhältnisse des Lebens, über Staat und Bürgerthum, ist nur so viel gesagt (indem z. B. neben den sieben Kasten von freien Verfassungen geredet wird), als zur Verwirrung der Vorstellungen und zu mancherlei Vermuthungen hinreicht.

285. Nach dem Tode des großen Eroberers war

aber die Auflösung des unermeßlichen Reiches, welches seiner Herrschaft unterworfen war, unvermeidlich. Hätte er länger gelebt, und die verschiedenen Theile zu einem Ganzen verbinden und ordnen können, oder hätte das königliche Haus einen Mann gezeigt, der als Nachfolger Alexanders die Entwürfe desselben zu fassen und in seinem Geiste fortzuhandeln fähig gewesen wäre: so würde das unnatürliche Reich freilich auch zerfallen sein, aber länger hätte es bestehen mögen, weil des Menschen kräftiger Wille selbst in seiner Verkehrtheit Vieles zu erreichen pflegt, damit er für das Rechte Vertrauen zu sich selbst gewinnen möge! Und wenn die Eigenthümlichkeit der Völker in dieser späten Zeit nicht schon durch die verschiedenen Herrschaften, so weit verwischt, und dadurch ihre Kraft ganz gebrochen gewesen wäre, so hätte der Verfall des Reiches nothwendig auf eine andere Weise Statt gefunden: die Völker würden hervorgetreten sein, und für ihr besonderes Wesen eine besondere Gemeinschaft gesucht haben. Aber da Alexander im Rausche seines Glückes Alles für Mehrung, aber wenig für Erhaltung seines Reiches gethan hatte; da sein Sohn noch nicht geboren, sein Halbbruder (Arrhidäus) aber blödsinnig war; da seine Gemalin, seine Mutter, und seine Schwester ihn keinesweges ersetzen konnten; da endlich die unterworfenen Völker sich nicht über das Gehorchen zu erheben vermochten: so konnte es nicht anders sein, die Hauptleute im Heer Alexanders, die sich gesammt als Herren der eroberten Länder fühlten, die sich aber unter einander

als gleich betrachteten, und die darum nicht von einander abhängig sein wollten, weil sie Alle von dem König abhängig gewesen waren, mußten sich zu unabhängigen Herren zu machen suchen, und so mußten die naturwidrigen Verhältnisse, die Alexanders mißbrauchte Eroberer-Kraft herbeigeführt hatte, und die in besseren Zeiten einen edlen Völker-Kampf um Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit veranlaßt haben würde, einen heillosen Soldaten-Krieg um Unterwerfung und Herrschaft erregen! Nur die Griechen, die noch nicht zwischen Fremden hin und her geworfen waren, und in denen überhaupt ein schönerer Geist gelebt hatte, versuchten noch einmal, die alte Freiheit wieder zu erlangen. Schon nach der Schlacht bei Arbela (J. 330) hatte König Agis II. von Lacedämon die Griechen zu vereinen gestrebt; aber wie günstig auch die Umstände scheinen mochten: Antipater, den Alexander in Macedonien als Verweser zurückgelassen, hatte rasch bei Megalopolis die Unternehmung vereitelt, und Demüthigung war dem Mißlingen gefolgt. Nach dem Tode des Königes aber erhoben sich die kurz vorher gereizten Athenäer: die meisten griechischen Völkerschaften nahmen Theil, und Demosthenes durfte noch einmal die Hoffnung wieder ergreifen, daß sein großes Ziel doch noch wohl erreicht werden könnte! Aber, wenn auch der Lamische Krieg glücklich zu beginnen schien: die Griechen konnten das Glück so wenig ertragen als das Unglück, und die Einigkeit, zu welcher man sich in plötzlicher Aufwallung erhoben hatte, dauerte nicht lange. Demosthenes

starb freiwillig, noch im Tode die erhabenste Gesinnung treu bewahrend (J. 322); die Griechen wurden in den Strudel der Begebenheiten gerissen, gehorchten bald Diesem bald Jenem, setzten im Innern das alte verderbliche und verdorbene Getreibe fort, priesen sich bald bis zur Ausschweifung glücklich, wenn man ihnen mit dem längst verbrauchten Worte Freiheit schmeichelte, empfanden bald bitteren Kummer, wenn man sie einmal enttäuschte und ihnen ihre Elendigkeit fühlbar machte, und dieneten sich selbst und Anderen zum jammervollen Spiele.

286. In den zwei und zwanzig Jahren aber, die zunächst nach dem Tode Alexanders des Großen folgten, drängten sich die Begebenheiten auf eine solche Weise, daß es, theils wegen des mannigfaltigen Wechsels, theils wegen der Beschaffenheit der Nachrichten, die uns davon geblieben sind, sehr schwer wird, die Zeitfolge und Uebersicht zu erhalten. In dem wunderlichen Gewühl indeß war vom Anfange bis ans Ende nur Ein Sinn, wenn es auch den Menschen, die dasselbe erregten, oder sich doch in demselben umher trieben, erst nach und nach klar werden mochte, was sie eigentlich wollten. Im Anfange wurde das königliche Haus von den Hauptleuten des Heeres geschonet, zum Theil wohl aus alter Ehrfurcht, und bald noch mehr, weil sie sich nur durch dasselbe, vor ihren Truppen, halten, und heben zu können glaubten. Bis zum Tode des Perdikkas (J. 321) wurde die Verbindung mit jenem Hause gesucht, weil durch dieselbe entweder die

königliche Würde, oder doch die königliche Gewalt erreichbar schien: und gegen solche Entwürfe des Einen erhoben sich die übrigen Satrapen zu Krieg und Schlacht. Von da an aber entwickelten sich im königlichen Hause selbst die verderblichsten Leidenschaften, die sich schon früher gezeigt hatten, und zu gleicher Zeit entfernten sich die Befehlshaber mehr und mehr von der alten Ergebenheit, so wie die Truppen mehr und mehr den Königsstamm aus den Augen verloren, oder wegen desselben betrogen wurden: nur Eumenes hielt im Unglücke, wie im Glücke, fest an der vorigen Treue, und erinnerte wenigstens an Reich und Pflicht. Aber nachdem die königliche Familie in eigener Wuth sich zum Theile selbst vernichtet hatte, und nachdem Eumenes, der bewunderungswürdige Mann, welcher das menschliche Gefühl noch zuweilen erfreuet, bei der allgemeinen Verworrenheit, von Antigonus hingerichtet worden (J. 315), war an Wiedervereinigung des Reiches so wenig zu denken, als an die Erhaltung des königlichen Stammes. Zwar dauerte es noch sechs Jahre, ehe Kassander die Gemalin und den Sohn Alexanders des Großen hinrichten ließ (J. 309): aber es war keinen Augenblick zweifelhaft, wie ihr Ausgang sein werde. Und eben so wenig war es zweifelhaft, daß, wenn anders je nach den heillosen Kriegen einige Ruhe und Ordnung wiederkehren sollte, alsdann diejenigen Statthalter, welche das Glück hatten, den Untergang, der so viele traf, zu überleben, Herren der Länder werden mußten, in welchen sie sich zu behaupten verstanden. Schon vor dem allgemeinen Frieden (J. 310), noch

ehe die königliche Familie ausgerottet wurde, waren sie ja unabhängige Herren, obgleich es noch vier Jahre dauerte, ehe sich Antigonus (J. 306), den Uebrigen zum schnellwirkenden Beispiel, als König begrüßen ließ. Die Schlacht bei Ipsus freilich (J. 301) führte noch große Veränderungen herbei, aber die Auflösung der Herrschaft Alexanders des Großen wurde dadurch befestiget. Unter den vielen Staaten jedoch, die sich aus dieser Herrschaft, oder aus den Trümmern des persischen Reiches gebildet hatten und noch bildeten, waren folgende drei die größten und wichtigsten: Aegypten, mit unnatürlich erweiterten Gränzen, unter Ptolemäus des Lagus Sohn; Syrien, in sonderbarer Ausdehnung, unter dem Seleukus (seit J. 312); endlich Macedonien, das bald an das Haus des Antigonus kam, und Griechenland in Abhängigkeit zu erhalten strebte. Die Geschichte dieser Reiche aber, wie die der kleineren Staaten, mag schicklich in der römischen Geschichte berührt werden, für welche die folgenden Bücher bestimmt sind!

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Capitel.

Allgemeine Ansicht von Italien; Rom unter den Königen.

287. Die schöne Halb-Insel Italien scheinet, wenn man sie in ihrer Verbindung mit den Ländern der Erde betrachtet, eine große Bestimmung zu verheißen. Mit den Ländern des Nordens verbunden, und doch durch einen großen Kranz der höchsten und unzugänglichsten Gebirge gegen dieselben geschützet, hinausgebreitet in das herrliche Meer, welches Asien und Afrika und Europa verbindet, und dadurch jenen Erd-Theilen näher gerückt, an sich selbst von bedeutender Größe und in sich selbst von der reichsten Mannigfaltigkeit, dazu unter einem schönen Himmel und beglückt mit gesunder und anmuthiger Luft, — scheinet Italien so gut als irgend ein anderes Land der Erde geeignet zu sein, ein großes Volk zu ernähren, und demselben alle Mittel darzubieten, welche zu einer hohen, kräftigen, ächtmenschlichen und eigenthümlichen Bildung nothwendig sein dürften. Wenn man aber mit dieser Ansicht vom Lande noch die Betrachtung des Ganges der menschlichen Bildung ver-

bindet, und sich erinnert, daß die Bildung im Morgenlande begonnen und sich nach Afrika und Griechenland, wachsend und steigend, verbreitet hat; wenn man also mit der Kenntniß der Geschichte auf Italien blickt: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Bewohner Italiens, nach der Lage und den Verhältnissen ihres Landes, zugleich zur Vermittelung jener alten Bildung bei den Bewohnern der großen Nordländer Europa's bestimmt gewesen sein müssen. Italien erscheint alsdann als der Vorhof Griechenlands und des Orients; es erscheint als das Bindeglied zwischen dem Norden und dem Süden, der gebildeten und der bildungsfähigen Welt, und darum (für eine gewisse, zur Vermittelung hinreichende Zeit) bestimmt zum Sitze der Seele in dem großen Leibe des gebildeten Menschengeschlechtes. Dagegen scheinet Italien gar nicht geeignet zur Herrschaft über die Länder im Norden oder Süden, durch Schwert und Gewalt; vielmehr scheinet es eher der Gefahr ausgesetzt, von den großen Nordländern, an welchen die Halb-Insel hängt, gedrückt und unterworfen zu werden. Wenn aber dennoch von Italien aus durch Gewalt und Schwert geherrscht worden ist, so möchte diese Erscheinung vielleicht dadurch begreiflich sein, daß ohne diese Herrschaft die Vermittelung der Bildung unter so großen und verschiedenen Völkern wohl nicht möglich gewesen sein dürfte.

288. Nach einer solchen Ansicht vom Lande darf man von den Bewohnern desselben keinesweges erwarten, daß sie ein besonderes, eigenthümliches, nur sich

selbst gleiches Volk ausgemacht hätten, oder daß sie Stämme Einer Wurzel gewesen. Sie müssen vielmehr eine Völker-Mischung ausgemacht haben, um allen Völkern, zwischen welchen sie als Vermittler der Bildung auftreten sollten, dergestalt verwandt zu sein, daß ihre Aufgabe von ihnen erfüllt werden konnte. Und diese Erwartung wird nicht getäuschet. Zwar wissen wir von den Völkern Italiens vor der Römischen Zeit äußerst wenig, das als ausgemachte Wahrheit angesehen werden könnte, wenn gleich diese Völker zum Theile zu bedeutender Bildung gelangt sein mögen: aber alle Sagen über die Bevölkerung Italiens und über die Abkunft der Bewohner stimmen mit den späteren Völker-Erscheinungen, mit Dem, was wir etwa über Sitten, Sprachen und die Erzeugnisse des Lebens herausbringen können, darin überein: daß Italien von Alters her, wie Klein-Asien, ein wunderbares Völker-Getreibe gesehen habe, und daß zu den Urbewohnern desselben von jeher Menschen ganz verschiedenes Ursprunges aus Süden und Norden eingewandert seien und mannigfaltige Lebens-Elemente vereinigt haben. Nichts weiset hin auf Einheit und Erhaltung, sondern Alles auf Getrenntheit und Vereinigung; und wenn man die einzelnen Sagen von den einzelnen Völker-Stämmen und Völker-Zweigen, anfangend bei den Oenotern und endigend mit den Venetern, mit den Rhätern, genau beachtet und vergleicht, so wird man die Wurzeln derselben eben so gewiß zu fast allen bedeutenden Völkern der alten Welt sich verlieren sehen, als man durch die Erscheinungen im Leben der italischen Völker bald

nach dem Norden und bald nach dem Süden gewiesen wird.

289. Was von der Gesammtheit der italischen Völker überhaupt gilt, das gilt auch von dem Volke der Latiner im Besonderen. Nach den Sagen über die Schicksale dieses Volkes ist dasselbe gleichfalls aus dem Zusammenflusse von Eingeborenen und Eingewanderten, verschiedener Abkunft, erwachsen. Und nicht minder wiederholet sich diese Vereinigung mannigfaltiger Lebens-Elemente in Rom, deren Lage für Italien eben so bedeutend erscheinet, als die Lage Italiens für die übrigen Länder der im Alterthume bekannten Welt. Roms Entstehung und erste Ausbildung ist freilich nicht minder dunkel, als die Verhältnisse des übrigen Italiens. Die Kindheit der ewigen Stadt hat sich so wenig in der Geschichte erhalten, als die frühesten Zeiten anderer Völker und Staaten. Der Geist, welcher die Jugend des römischen Volkes durchdrang, trieb dasselbe, den Ursprung des Seienden, den Anfang und die Entwickelung des Gewordenen, zu suchen, und darum die Erscheinungen, welche das Leben darbot, mit den einzelnen Ueberlieferungen aus der frühesten Zeit in Verbindung zu setzen, und seiner eigenen Natur gemäß zu ergänzen und zu gestalten. Auf diese Weise ist den später Lebenden Wahrheit und Dichtung aus dem früheren Leben des römischen Volkes, in Sagen und in Gesängen, zu einem lebendigen Ganzen dergestalt vermischt worden, daß auch hier Nichts übrig blieb, als entweder die ganze Vorzeit, das Werden

und Entwickeln der theuersten Verhältnisse, kalt und sinnlos zu übergehen, und den Faden späterer Geschichte in die Luft zu hängen, oder jenes Ganze in seiner Lebens-Fülle aufzunehmen und sinnig mit den nachmaligen Erscheinungen zu verknüpfen. Die Geschicht-Schreiber Roms und der Römer, der geistvolle und beredte Livius, der lehrreiche Dionysius von Halikarnassus, der gutmüthige Plutarch, oder wer sonst gehört werden muß, haben das Letztere vorgezogen, mehr oder weniger einfach, je nachdem ihr Sinn dem Dichterischen mehr oder weniger gewachsen war. Daher ist uns unmöglich, die nackte Wahrheit, nämlich die einfache Kunde Dessen, was im Leben erschienen war, von der Vorstellung zu unterscheiden, die nachmals über die Vorzeit in den Römern lebte; und wenn wir uns nicht um den schönen Reichthum der späteren Ansicht bringen wollen, so müssen wir die Erzählung so nehmen, wie die Römer selbst sie genommen haben mögen, und wie wir die Darstellungen des Dichters zu nehmen gewohnet sind: nach dem eigenthümlichen Reiz und der inneren Wahrheit. Aber aus diesen Sagen über die ältesten Zeiten Roms geht doch hervor, daß auch hier, nach der Anschauung der Römer selbst, keinesweges an Entfaltung aus Einheit, sondern nur an Verbindung zur Einheit zu denken sei: sowohl die erste Gründung, als die nachmalige Vergrößerung der Stadt soll auf diese Weise geschehen, und die Einrichtungen derselben sollen durch Aneignung der Sitten, Anordnungen und Bräuche anderer Völker entstanden sein. Dieses ist geschichtliche Wahrheit; und da diese Vorstellung von dem

Gange der Ereignisse aus demselben Geiste kam, der diesen Gang leitete, so darf sie nicht leichtfertig verworfen werden, wie denn überhaupt die Anschauung eines Volkes über sein eigenes Leben immer mit Achtung betrachtet werden muß.

290. Das haben die historischen Mythen des römischen Volkes mit den Vorstellungen anderer Völker über ihr eigenes Alterthum gemein, daß auch sie nicht nur den Ursprung und den Namen der Stadt an einen bestimmten Gründer knüpfen, sondern daß sie auch die religiosen und bürgerlichen Einrichtungen, denen Rom ihre Bewegung und ihre Größe verdankte, auf bestimmte Männer zurückführen, die unter dem Namen von Königen an der Spitze des gemeinen Wesens gestanden haben sollen. Es ist dieses der menschlichen Natur eben so gemäß, als es sinnvoll ist, daß der Stifter Roms von einer — durch Abkunft und Bestimmung merkwürdigen — Priesterin aus der Umarmung des Gottes geboren worden, welcher als das Symbol des römischen Lebens, in seiner kräftigsten Aeußerung, betrachtet werden kann. Diese Vorstellung gab der ewigen Stadt nicht nur einen würdigen Ursprung, sondern sie wies auch auf die Bestimmung derselben hin, und erklärte zugleich auf die anschaulichste Art die Entstehung und das Wesen der königlichen Gewalt. Wenn aber der Freund der Geschichte die ganze Reihe der Erscheinungen, welche Mythen und Sagen ihm vorführen, mit kindlichem Sinne betrachtet, und sich über vieles Einzelne oder über das Ganze gefreuet hat: so wird es

ihm weniger wohl, wenn er nun auch in diesen Erscheinungen die Keime zu den Verhältnissen des späteren Lebens suchet; denn diese Verhältnisse sind so sonderbar verwickelt, so ausgebildet und künstlich verschlungen, daß er sie schwerlich jemals mit völliger Klarheit durchschauen wird. Die alten Geschicht-Schreiber durften sich um das Aufsuchen der Keime so wenig kümmern, als ihnen eine vollständige Darstellung der Verhältnisse des Lebens, die sich im Fortgange der Zeit gebildet hatten, Bedürfniß war. Diese Verhältnisse lagen ja vor Augen; sie konnten also leicht zu einer klaren Anschauung von denselben gelangen, und zogen es vor in der Gegenwart zu leben. Jetzt hingegen sieht der Freund der Geschichte sich genöthiget, Licht in der ältesten Zeit zu suchen, um das Dunkel der späteren etwas mehr aufzuhellen. Je sorgfältiger er aber die Entstehung zu begreifen strebt, desto stärker wird er hingetrieben zu einem Rom vor Rom, zu einem eigengestalteten Leben vor jener Umbildung, die auf Romulus und dessen Nachfolger, Numa Pompilius, Tullus Hostilius, Ancus Marcius, Tarquinius den Alten, Servius Tullius, Tarquinius den Uebermüthigen, zurück geführt wurde! Aber wie findet er den Rückweg!

291. Die merkwürdigsten Verhältnisse im bürgerlichen Leben der Römer aber, von deren Einsicht die Erkenntniß der ganzen Geschichte Roms abhängt, sind unstreitig das Patriciat, die Plebität und die Clientel, sowohl zu einander, als in sich selbst. Wie diese Verhältnisse in der Folge der Zeit gestaltet waren, das

Völkerschaften, es haben Rücksichten auf Krieg und Vertheidigung, eben so großen Antheil an ihr gehabt, als die inneren Verhältnisse: das aber ist nicht zu verkennen, daß sie, wie sie vorliegt, nur den Zweck gehabt hat, die Ansprüche der Plebejer zu umgehen, und ihre Forderungen durch täuschende Bewilligungen abzuweisen. Denn zuerst wurde den Plebejern scheinbar die Mitbestimmung der öffentlichen Angelegenheiten zugestanden. Aber zweitens wurde den Patriciern wirklich alle Gewalt erhalten, und ihnen, soweit Dieses vom Gesetzgeber abhing, alle Entscheidung gesichert. In die — anfänglich gelegentlich, nachmals alle fünf Jahre wiederholte — Schätzung wurden Plebejer wie Clienten aufgenommen; aber die 193 Centurien, in welche das gesammte Volk getheilt, in welche jeder wehrhafte Römer aufgenommen ward, und nach welchen in den Versammlungen desselben gestimmt werden sollte, wurden nach den angenommenen sechs Vermögens-Stufen also berechnet, daß die erste und reichste Classe der Bürger, obgleich ihre Zahl gewiß die kleinste war, mehr als die Hälfte aller Centurien umfaßte, nämlich 98. War diese Classe einig, so kam nicht einmal die zweite zur Abstimmung. Die Entscheidung in den Volks-Versammlungen war also an den Besitz und nicht an die Person geknüpft, und die letzten, d. h. die ärmeren Bürger-Classen, wiewohl sie die zahlreichsten waren, nahmen selten oder nie Antheil an der Bestimmung der Verhältnisse, die in den Volks-Versammlungen verhandelt wurden. Nur dann, wenn grade 96 Centurien auf der einen Seite standen und 96 auf der anderen,

thiget, die Ueberwundenen, um ihrer gewiß zu bleiben, (wenigstens die frühesten und nachher noch wohl lange einen Theil derselben,) innerhalb der Mauern ihrer Stadt aufzunehmen. Dadurch wurden diese neuen, zins- und dienstpflichtigen Unterthanen zur Einheit, und zur Vergleichung ihrer Kraft mit der Kraft der alten herrschenden, vollfreien Bürger gebracht, denen sie zu gehorchen gezwungen waren; es entstanden allerlei Reibungen, Ansprüche und Verweigerungen. Denn nach dem Wesen der menschlichen Natur konnte es nicht anders sein: die alten Bürger forderten von den Unterworfenen Gehorsam, diese suchten von jenen Aufnahme in das gemeine Wesen mit gleichen Rechten mehr und mehr zu erringen. Jene waren die Patricier, diese die Plebejer. Denn die alten Bürger Roms — die Patricier — suchten, weil sie die Herrschaft behaupten wollten, und darum nicht nur die Würde des Senates, sondern auch alle obrigkeitlichen Aemter behaupten mußten, ihr Geschlecht rein zu erhalten von aller Vermischung mit den Ueberwundenen — den Plebejern. Die Nachweisung der Väter als Bürger Roms wurde wichtig; mit ihr ward ein Geschlechts-Name wesentlich, und eine natürliche Folge war die Untersagung der Ehen zwischen den Herrschenden und Denen, die gehorchen sollten. Schwerlich hat die Religion diesem Ehe-Verbote den Ursprung gegeben, aber sie hat dasselbe vielleicht geheiliget! Auch war es wenigstens natürlich genug, daß die alten Bürger sich derjenigen ursprünglich Unfreien, oder der armen und verarmten Ueberwundenen, denen sie ihre, täglich wachsenden, Besitzungen theils zur Verwaltung,

wehrlos und damit unschädlich gemacht war, während man gegen auswärtige Feinde, zu der Reiterei, eines zahlreichen Fußvolkes gewiß zu sein schien. Endlich mag die neue geographische Eintheilung der römischen Unterthanen in Land- und Stadt-Tribus allerdings wegen der Vergrößerung des römischen Gebietes nothwendig, und für die Erleichterung der Schätzung und überhaupt der Verwaltung im Krieg und Frieden nützlich gewesen sein: aber es scheinet doch auch, als habe man durch die Auflösung alter Vereine, und durch die Knüpfung anderer, der neuen Verfassung mehr Gehorsam zu verschaffen gesucht, und als habe man gehofft, im Fortgange der Zeit werde Alles so verwickelt und verwirrt werden, daß die patricische Allgewalt keinen Widerstand finden könne. Aber man verrechnete sich mit allen diesen Künsten.

294. Ohne Zweifel mußte Rom durch diese neue Verfassung, so lange die Patricier nicht erkannten, wieviel sie weggegeben, und die Plebejer nicht merkten, wie wenig sie erhalten hatten, an Kraft und Stärke gegen Fremde ungemein gewinnen. Hierzu wirkten nicht nur die augenblickliche Einheit der Plebejer und Patricier und die Verbindung des Fußheeres mit den Reiter-Schaaren, sondern auch der Umstand trug dazu sehr viel bei, daß Rom durch die Verhältnisse der letzten Bürger-Classe zum Ganzen veranlaßt ward, Colonien anzulegen, um sich der armen Bürger zu entledigen, und daß es durch diese Colonien seine kriegerische Stärke mit solchen Menschen vermehrte, die in Rom

während die Zahl der Patricier, die sich nur aus sich selbst fortentwickelten, sich keinesweges bedeutend vermehren konnte. Aber sie waren außer Stande, sich zu vereinigen und konnten auch der Leidenschaft nicht Meister werden. Die Patricier hatten für sich das bestehende Recht, die Macht der Gewohnheit, die Gewalt aller gesellschaftlichen Einrichtungen und die Stärke, welche in dem herrschenden Vereine und der alten Würde des Senates lag. Sehr früh mögen indeß die Patricier erkannt haben, daß eine reine Verweigerung der plebejischen Ansprüche von ihrer Seite den Kampf nur gefährlich machen könnte, und daß, um nicht Alles zu verlieren, Nichts übrig bliebe, als Einiges zuzugestehen. Denn schon sehr früh scheinen die Plebejer zu den Versammlungen der Volks-Gemeinde zugelassen und mithin als Bürger anerkannt zu sein. Bei ihrer Zulassung in die Volks-Gemeinde aber, von welcher die Zeit durchaus nicht zu bestimmen ist, mögen auch Einrichtungen getroffen sein, sie so unschädlich als möglich zu machen. Die Macht des Senates wurde vielleicht vermehrt, so daß die Volks-Gemeinde, außer bei Wahlen, welche ohnehin auf die Plebejer nicht fallen konnten, selten gefragt wurde. Auch mag man die wichtigsten plebejischen Häuser zu gewinnen und dadurch die Menge zu lähmen gesucht haben.

293. Die Verfassung, welche, nach der Meinung späterer Zeiten, König Servius Tullius den Römern gegeben haben soll, ist schwerlich auf einmal entstanden; auch haben die Verhältnisse Roms zu anderen

aber mußte es ihnen aus dem gleichen Verfahren dieses Tarquinius klar werden, daß das gemeinschaftliche Streben des Königes mit den Plebejern gegen sie, die Patricier, im Königthume selbst seinen Grund hatte, und daß mithin ihr Gegen-Streben wohl nur mit Abschaffung des Königthumes gelingen könne. Darum ist nicht zu bezweifeln, daß die Verdrängung des Königes Tarquinius und die Vernichtung der königlichen Würde ganz das Werk der Patricier gewesen, und daß sich die Plebejer demselben nur gefügt haben, weil sie durch die Vorgänge, wie durch die Thaten einer Verschwörung, in Umfang und Art unbekannt, überrascht wurden; aber eben darum ist auch vorauszusehen, daß die unmittelbaren Folgen dieses Ereignisses keinesweges für Roms Größe und Gedeihen vortheilhaft sein konnten, weil sie eine innere Zerrüttung des gemeinen Wesens zur Folge haben mußten. Die schöne Erzählung aber von dem Vorfalle, der zu der Vertreibung des Königes die unmittelbare Veranlassung gegeben haben soll, schließt die Reihe der Sagen von den sieben Königen Roms, die in mehrfacher Rücksicht, besonders durch die meisterhafte Bearbeitung des Livius, höchst interessant sind, auf eine vortreffliche Weise, und ist lehrreich über das häusliche Leben der Römer, über die einfachen Sitten der Frauen, wie über deren Verhältniß zu den Männern. Uebrigens sind, nach der Rechnung späterer Zeiten, von Roms Erbauung bis zum Aufhören des Königthumes 245 Jahre (von 754—509) verflossen. Diese Rechnung dürfte jedoch im Ganzen eben

kam die Ehre an sie, den Ausschlag zu geben. Nun läßt sich wohl annehmen, daß die Patricier alle in die erste Schatzungs-Classe gesetzt seien: denn hierzu waren gewiß die meisten, theils durch ihren ursprünglichen Erb-Besitz, theils aber durch die erworbenen Staats-Güter, reich genug; und diejenigen, deren Vermögen etwa nicht hinreichte, scheinen in sechs Ritter-Centurien, die nicht, wie die übrigen zwölf, nach dem Besitze, sondern nach ihrer Abkunft von den Urstämmen Roms errichtet sein mögen, vereint, durch Erb-Töchter und Wittwen unterhalten, und auf solche Weise den ersten Bürgern gleich gesetzt zu sein. Auf die übrigen Classen aber hatten sie auch immer einen starken Einfluß, und vermochten wenigstens die Einigkeit der Plebejer immer zu stören. Denn der Senat war patricisch; alle Staatsämter wurden nur mit Patriciern besetzt; sie allein saßen auf den Gerichtsstühlen und sprachen ohne Gesetze Recht; sie allein konnten nur als die Urbewohner die priesterliche Würde erhalten (und die religiosen Bräuche, deren Einführung dem Gottbelehrten Numa Pompilius zugeschrieben ward, hatten eine hohe politische Wichtigkeit!) und endlich hatten sie an ihren Schirmlingen immer eine bedeutende Stütze. Und wenn nun auch, wie Ehre und Gewalt so Lasten und Leistungen für Krieg und Frieden gleichfalls nach dem Vermögen, zu Folge der Schatzung, vertheilt zu sein schienen: so war der Gewinn doch immer auf der Seite der Patricier (und einiger vornehmen Plebejer), weil offenbar die größeren Lasten auf den Mittel-Classen lagen, und weil der ärmste und darum am meisten zu fürchtende Haufe

wehrlos und damit unschädlich gemacht war, während man gegen auswärtige Feinde, zu der Reiterei, eines zahlreichen Fußvolkes gewiß zu sein schien. Endlich mag die neue geographische Eintheilung der römischen Unterthanen in Land- und Stadt-Tribus allerdings wegen der Vergrößerung des römischen Gebietes nothwendig, und für die Erleichterung der Schätzung und überhaupt der Verwaltung im Krieg und Frieden nützlich gewesen sein: aber es scheinet doch auch, als habe man durch die Auflösung alter Vereine, und durch die Knüpfung anderer, der neuen Verfassung mehr Gehorsam zu verschaffen gesucht, und als habe man gehofft, im Fortgange der Zeit werde Alles so verwickelt und verwirrt werden, daß die patricische Allgewalt keinen Widerstand finden könne. Aber man verrechnete sich mit allen diesen Künsten.

294. Ohne Zweifel mußte Rom durch diese neue Verfassung, so lange die Patricier nicht erkannten, wieviel sie weggegeben, und die Plebejer nicht merkten, wie wenig sie erhalten hatten, an Kraft und Stärke gegen Fremde ungemein gewinnen. Hierzu wirkten nicht nur die augenblickliche Einheit der Plebejer und Patricier und die Verbindung des Fußheeres mit den Reiter-Schaaren, sondern auch der Umstand trug dazu sehr viel bei, daß Rom durch die Verhältnisse der letzten Bürger-Classe zum Ganzen veranlaßt ward, Colonien anzulegen, um sich der armen Bürger zu entledigen, und daß es durch diese Colonien seine kriegerische Stärke mit solchen Menschen vermehrte, die in Rom

selbst vom Kriegs-Dienste frei gewesen wären. Mit der Anlegung dieser Colonien lernte Rom die Grundsätze kennen, durch welche die Herrschaft über Italien verbreitet werden mußte. Daher ist keinesweges zu verwundern, daß sie bald, als das Haupt aller latinischen Städte, die Zahl Derer, welche als Bundes-Genossen zu auswärtigen Unternehmungen folgen mußten, bedeutend vermehrte; daß sie mit den benachbarten Völkern Kriege suchte und glücklich und mit Gewinn bestand, und daß sie ihre Gränze, besonders an der Küste, weit ausdehnte. Aber in Rom selbst entwickelten sich die Verhältnisse, nach Menschen-Weise, bald weiter. Die neue Verfassung war zu künstlich, als daß sie nicht mit der menschlichen Natur hätte in Streit gerathen sollen. Die Plebejer hatten zu wenig erreicht, um lange zufrieden zu sein, und genug, um weiter streben zu können; dem Könige, der durch die große Gewalt des Senates gar sehr beschränkt war, lag nichts näher, als die Plebejer auf alle Art zu begünstigen, und die Patricier mußten mehr und mehr fürchten, daß sie ihre alten Vorrechte gänzlich verlieren würden, wenn sie nicht kräftig zu einander ständen. Zuerst mögen sie allerdings geglaubt haben, daß die Begünstigung der Plebejer von Seiten des Königes nur in besonderen Ansichten und Zwecken desselben ihren Grund hätte, und deßwegen mögen sie Vieles von einer Entfernung des gegenwärtigen Königes erwartet haben. Die Erzählung vom Ausgange des Servius und von der Gelangung des Tarquinius zur königlichen Würde scheint wenigstens hierauf hinzudeuten. Bald

aber mußte es ihnen aus dem gleichen Verfahren dieses Tarquinius klar werden, daß das gemeinschaftliche Streben des Königes mit den Plebejern gegen sie, die Patricier, im Königthume selbst seinen Grund hatte, und daß mithin ihr Gegen-Streben wohl nur mit Abschaffung des Königthumes gelingen könne. Darum ist nicht zu bezweifeln, daß die Verdrängung des Königes Tarquinius und die Vernichtung der königlichen Würde ganz das Werk der Patricier gewesen, und daß sich die Plebejer demselben nur gefügt haben, weil sie durch die Vorgänge, wie durch die Thaten einer Verschwörung, in Umfang und Art unbekannt, überrascht wurden; aber eben darum ist auch vorauszusehen, daß die unmittelbaren Folgen dieses Ereignisses keinesweges für Roms Größe und Gedeihen vortheilhaft sein konnten, weil sie eine innere Zerrüttung des gemeinen Wesens zur Folge haben mußten. Die schöne Erzählung aber von dem Vorfalle, der zu der Vertreibung des Königes die unmittelbare Veranlassung gegeben haben soll, schließt die Reihe der Sagen von den sieben Königen Roms, die in mehrfacher Rücksicht, besonders durch die meisterhafte Bearbeitung des Livius, höchst interessant sind, auf eine vortreffliche Weise, und ist lehrreich über das häusliche Leben der Römer, über die einfachen Sitten der Frauen, wie über deren Verhältniß zu den Männern. Uebrigens sind, nach der Rechnung späterer Zeiten, von Roms Erbauung bis zum Aufhören des Königthumes 245 Jahre (von 754—509) verflossen. Diese Rechnung dürfte jedoch im Ganzen eben

artete aber um so leichter, nach Menschen-Weise, in Härte, Ungerechtigkeit und Uebermuth aus, je begieriger man sein mochte, sich wegen des nachgiebigen und schmeichlerischen Betragens, welches man zuvor hatte beobachten müssen, zu entschädigen und das Versäumte wieder nachzuholen. Bei der Einrichtung des Kriegs-Wesens nämlich, und bei der eigenen Art der Besteuerung waren sehr viele Plebejer, vielleicht die meisten, genöthigt gewesen, während der nahen und verderblichen Kriege und Unruhen seit der Entfernung des Königes, Schuldner von Patriciern, und auch wohl von deren Clienten, zu werden. Ob nun nach altem Herkommen dem Gläubiger auch in Rom, wie in Athen vor Solon (232), die Verfügung über des Schuldners Freiheit und Leben zugestanden hatte, oder ob sich die Patricier erst jetzt, bei dem Mangel ordentlicher Gesetze, und bei ihrer willkührlichen Rechtsprechung eine solche Macht über Leben und Freiheit der Schuldner angemaßt haben, mag allerdings zweifelhaft sein: das jedoch scheinet gewiß, daß die Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich fürchterliche Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten unter dem Scheine des Rechtes erlaubten. Aber sie hofften umsonst, Diejenigen einzeln zum knechtischen Gehorchen zu zwingen, die schon den Beginn der Freiheit gefühlt und ihre Stärke geprüft hatten. Die Erzählungen von den einzelnen Vorfällen, in welchen sich die Entgegen-Strebungen kund thaten, mögen allerdings manchem Zweifel unterworfen sein; im Allgemeinen aber scheinet es der menschlichen Natur und solchen Verhältnissen gemäß, daß die ganze

leicht nicht grade aus Freunden seiner Söhne und aus Jünglingen, die einen glänzenden Fürstendienst dem freien Bürger-Leben vorzogen. Aber die Einigkeit unter den Patriciern wurde durch eine furchtbare Bestrafung der Anders-Denkenden wiederhergestellt; die Plebejer hingegen suchte man zuerst durch Weihung des königlichen Grundbesitzes zum gemeinschaftlichen Mars-Felde, und noch mehr durch Vertheilung der königlichen Güter unter dieselben gegen Theilnahme für den König, gegen eine Widerherstellung des Vertriebenen zu gewinnen und zu fesseln; und als dieses, bei den Versuchen, die Tarquinius mit fremder Hülfe zur Wiedererlangung der verlorenen Würde machte, noch nicht ausreichen mochte: so suchte man sie zuerst für die angebliche Freiheit durch die Herablassung zu gewinnen, daß der Consul vor der Volks-Gemeinde die Zeichen seiner Würde und seiner Macht senken ließ, dann aber glaubte man die Gewalt, welche die Magistrate wirklich über die Plebejer ausübten, dadurch verbergen zu können, daß man ihnen die Berufung auf einen Volks-Spruch zugestand. Aber wenn auch der billige und geschmeidige Valerius sich durch solche Anordnungen den Beinamen des Volks-Freundes (Publicola) erwarb: so war doch die Senkung der Fasces nur eine leere Weise, bei welcher Nichts verloren werden konnte, und die Berufung auf einen Volks-Spruch schien auch für die Patricier, bei der Einrichtung der Volks-Versammlung, nicht nachtheilig werden zu können, wenn anders ihre ganze Gemeinde von Einem Sinn und Einem Willen belebt ward. Erst wenn die Patricier sich wieder trenn-

ten, konnte sie gefährlich werden. In der That scheinet auch die alte Einheit durch die neuen Anordnungen nicht wieder gewonnen zu sein. Denn als Porsena, König von Clusium, sich des alten Königes annahm: wie artig bezeigte sich der Senat gegen die Plebs! und dennoch, wie schwach war die, vormals schon so furchtbare, Rom, und welche Schande mußte sie erdulden! Der römische Stolz hat freilich den Zusammenhang der Nachrichten nicht ertragen; und hinter den Heldenthaten des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der kühnen Clölia, hat man die Schmach zu vergessen oder wenigstens zu verbergen gesucht. Wenn man aber die Herrschaft, das Ansehen und das Streben der vorwärts eilenden Rom, wie es sich in dem ersten Vertrage mit Karthago (165), im ersten Jahre nach der Vertreibung des Tarquinius (J. 509) ausspricht, mit der Wehrlosigkeit vergleicht, zu welcher Porsena die Stadt des Mars zwang: so wird man über den inneren Zustand des gemeinen Wesens in den ersten Jahren der s. g. Freiheit hinlänglich aufgeklärt.

296. Wie aber auch die Gefahr vorübergegangen sein, und auf welche Weise die bezwungene Rom das Joch abgeworfen haben mag, welches Porsena über sie gebracht hatte: so scheinet doch gewiß, sie gelangte bald wieder, vielleicht durch Hülfe anderer Latiner, zur Unabhängigkeit. Und bald hatte sie neue Kriege zu bestehen. Aber zu gleicher Zeit fingen auch die Entgegenstrebungen in Rom wieder an. In dem Kriege mit den Sabinern scheint der Uebergang des Appius Claudius

mit seinen Clienten nach Rom in mehr als einer Rücksicht für die Patricier vortheilhaft gewesen zu sein. Allein in einem Kriege, zu welchem der vertriebene König die latinischen Völkerschaften wider Rom aufgereizt haben soll, wurde die Besorgniß der Patricier so groß, daß sie, den Consulen selbst nicht trauend, die höchste Gewalt (J. 500) in die Hand eines Dictators gaben, der, erhaben über die consularische Herablassung und über die Berufung auf einen Volks-Spruch, mit aufgehobenen Beilen die Plebs mit Furcht erfüllen und, wenigstens für den Augenblick, zum Gehorchen schrecken mußte. Der Zweck ward erreicht; und Rom bestand, unter Anführung eines Dictators und eines von diesem ernannten Heermeisters der Ritter, in der Heldenschlacht am See Regillus (J. 499, nach Roms Erbauung 266) den furchtbaren Kampf gegen die Latiner, der wenigstens die Unabhängigkeit sicherte, und den alten Tarquinius endlich ermüdete.

297. Wenn nun gleich Rom die Vormacht über Latium, die sie unter den Königen erhalten, verloren hatte, und gewisser Maßen in ihren Verhältnissen zu den Nachbaren wieder von vorn anfangen mußte: so glaubten doch die Patricier durch den Tod des Königes und durch das latinische Bündniß von außen hinlänglich sicher zu sein, um ihren Plan gegen die Plebs unverdeckt zu verfolgen. Je mehr indeß der Dictator gezeigt zu haben schien, was durch Furcht mit den Plebejern zu erreichen war, desto mehr glaubten wohl die Patricier mit Strenge verfahren zu müssen. Diese Strenge

artete aber um so leichter, nach Menschen-Weise, in Härte, Ungerechtigkeit und Uebermuth aus, je begieriger man sein mochte, sich wegen des nachgiebigen und schmeichlerischen Betragens, welches man zuvor hatte beobachten müssen, zu entschädigen und das Versäumte wieder nachzuholen. Bei der Einrichtung des Kriegs-Wesens nämlich, und bei der eigenen Art der Besteuerung waren sehr viele Plebejer, vielleicht die meisten, genöthigt gewesen, während der nahen und verderblichen Kriege und Unruhen seit der Entfernung des Königes, Schuldner von Patriciern, und auch wohl von deren Clienten, zu werden. Ob nun nach altem Herkommen dem Gläubiger auch in Rom, wie in Athen vor Solon (232), die Verfügung über des Schuldners Freiheit und Leben zugestanden hatte, oder ob sich die Patricier erst jetzt, bei dem Mangel ordentlicher Gesetze, und bei ihrer willkührlichen Rechtsprechung eine solche Macht über Leben und Freiheit der Schuldner angemaßt haben, mag allerdings zweifelhaft sein: das jedoch scheinet gewiß, daß die Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich fürchterliche Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten unter dem Scheine des Rechtes erlaubten. Aber sie hofften umsonst, Diejenigen einzeln zum knechtischen Gehorchen zu zwingen, die schon den Beginn der Freiheit gefühlt und ihre Stärke geprüft hatten. Die Erzählungen von den einzelnen Vorfällen, in welchen sich die Entgegen-Strebungen kund thaten, mögen allerdings manchem Zweifel unterworfen sein; im Allgemeinen aber scheinet es der menschlichen Natur und solchen Verhältnissen gemäß, daß die ganze

lehrreiche Erscheinung jedoch dürfte sich leicht erklären lassen. In dem menschlichen Gemüthe wohnet, zum Glücke der Völker und Staaten überhaupt, eine fromme Scheu vor alten Einrichtungen und angestammten Würden; mit dem hohen Ernste der römischen Natur aber war eine eigenthümliche Mäßigung vereinet, bis man im Fortgange der Zeit, durch Krieg und Herrschaft, Halt und Richtung verloren hatte. Ueberdieß war der Umstand von Bedeutung, daß es den Patriciern gelang, die Tribunen unter sich zu entzweien, und hierdurch die Beschlüsse der plebejischen Gemeinde, welche durch diese Tribunen vertreten wurde, aufzuhalten. Endlich ist wohl auch erlaubt, hinzuweisen auf den Zusammenhang der Geschichte, nach welchem in Rom kein solcher Republicanismus, wie Griechenland sah, neues Leben gewinnen konnte.

299. C. Marcius Coriolanus gab den Plebs-Tribunen (J. 492 : 262) die erste Veranlassung, ihre und ihrer Gemeinde Furchtbarkeit zu zeigen. Dieser junge patricische Held, den noch spätere Zeiten als einen frommen und gerechten Mann gefeiert haben, ließ sich, irre geführt, in der Heftigkeit seines Charakters, durch den Geist seines Standes, zu einem Vorschlage im Senate verleiten, der in jenem Geist allerdings begreiflich und verzeihlich sein mochte, der aber unklug und verkehrt war; er wollte den Plebejern in hoher Noth für Gewährung des Gemeinsten abzwingen, was ihnen das Heiligste schien, ihr erworbenes Recht — für Erhaltung des Lebens den Werth des Lebens. Nun entging zwar

Coriolanus der Rache der plebejischen Tribunen, welche ihn, in ihrem Unwillen durch das Gefühl ihrer Stärke kühn gemacht, vor die Volks-Versammlung, auf eine unerhörte Weise, gerufen hatten. Aber die große Erfahrung, daß den einzelnen Patricier nur die Flucht, und keinesweges das Herkommen und das alte Ansehen seines Standes vor der Anklage der Plebs-Tribunen, und vor dem Richter-Spruche der Volks-Versammlung sichern könnte, gab den Plebejern eine Gewalt, vor welcher die meisten Patricier bei Vertheidigung ihrer Vorrechte gezittert haben mögen. Darum hatten die Plebejer mit dem neuen Rechte, welches sie von Neuem (z. B. gegen Menenius) (J. 476: 278) geltend zu machen, nicht versäumten, sehr viel gewonnen, wenn gleich Coriolanus sie eine Zeitlang geängstiget haben soll. In wiefern aber diese Vorfälle Einfluß auf den Entwurf der Vertheilung der Staats-Güter hatten, welchen einige Jahre nachher (J. 487: 267) der Consul Sp. Cassius Viscellinus machte, ist allerdings ungewiß: aber dieser Entwurf zeuget für den fortgehenden Sieg der Plebejer. Zwar ging Cassius unter, weil die Plebs ihm mit Recht nicht trauete, und weil es gefährlich zu sein schien, solche Vortheile vom Consul zu empfangen; aber der süße Gedanke der Landvertheilung blieb. Die Patricier konnten, aus Vorurtheil, Ungunst oder Eigennutz, die Ausführung wohl durch Betrug, Frevel und dictatorische Tyrannei verzögern, aber ihn selbst nicht vernichten, und an ihm hatten die Tribunen einen Hebel, mit welchem sie auch den Haufen der Gemeinsten leicht in Bewegung setzen konnten, der für gleiches Recht

keinen Sinn hatte, aber wohl für gleichen Besitz. Der erste Tribun, der die Verzögerung der Landvertheilung an den Consulen rächen zu wollen schien, Genucius, wurde nur durch einen Meuchelmord an der Ausführung seines Vorsatzes gehindert (J. 474: 280). Durch diesen Frevel, über welchen die Patricier eine eben so abscheuliche als unkluge Freude bezeuget haben sollen, wurden zwar die übrigen Tribunen in Angst gesetzt und von kühnen Unternehmungen hinweg geschreckt. Aber grade ihre Verzagtheit führte eine große Veränderung herbei. Die Consulen erfuhren, daß Würde ohne Kraft Nichts ist. Im Siege der schändlichen That kündigten sie eine strenge Truppen-Aushebung an, und ließen den Publilius Volero, der sich bei derselben einer ungerechten Forderung widersetzte, übermüthig und schonungslos mißhandeln. Er aber, von den Tribunen verlassen, warf in der Verzweifelung den Consulen laut den Meuchel-Mord des Genucius vor, und rief alsdann die Hülfe und den Schutz des Volkes an. Die Menge erhob sich, wie zur Schlacht. Im Sturm wurde Volero zum Tribunen erwählt; und nach einem Jahr erhielt er von Neuem im Sturme dasselbe Amt. Und er zeigte, als Tribun, nicht einen wilden Zorn, wie man, nach der Weise seiner Wahl, gefürchtet hatte, sondern eine große und tiefe Besonnenheit, und erkämpfte dadurch seinem Stande Rechte, deren Wichtigkeit gar nicht zu berechnen war. Zuerst wurde zugestanden, daß die Vorsteher der Plebs, Tribunen und Aedilen, in Tribus-Versammlungen (comitiis tributis) gewählet werden sollten, in welchen die Pa-

tricier, wenn sie auch vielleicht ihre Stimme gegeben haben, wenigstens gegeben haben, als die erste Hitze vorüber, doch in keinem Falle die Entscheidung in ihrer Hand hatten, weil die Stimmen nur gezählt wurden und gleich viel galten. Zweitens erhielt die Plebs das Recht, in Tribus-Versammlungen über alle öffentliche Angelegenheiten, ohne Einmischung der Patricier, sich zu berathen und Beschlüsse zu fassen; Beschlüsse, die freilich, ohne die Zustimmung des Senates, keine Gesetzkraft hatten, die aber als erklärter Wille der Menge leicht von der Menge geltend gemacht werden konnten. Wohl sahen die Patricier, wieviel sie durch diese neuen Gesetze von ihrem alten Vorzuge verloren; aber welche Kunstgriffe sie auch, von ihren Schirmlingen unterstützt, anwenden mochten: sie konnten der Plebs um so weniger widerstehen, je weniger sie unter sich, nach der Natur der Dinge, einig waren. Der strenge, heftige, grimmige Consul Appius Claudius, der von dem verkehrten Aristokraten-Sinne seines Vaters nicht hinweg zu bringen war, entging nur durch einen unerwarteten Tod, vielleicht nur durch einen Selbstmord, erniedrigenden Strafen.

300. Während dieses Streites, dieser Verwirrungen, Zerrüttungen und Gewaltthätigkeiten in Rom, deren Gange man bei einem solchen Volke gern folget, weil das Streben nach Ordnung, Einheit und Freiheit darin nicht zu verkennen ist, mußte Rom natürlich gegen seine Nachbaren verlieren. Unter fortdauernden Kämpfen mit diesen Nachbar-Völkerschaften

errang die Plebs, was ihr zugestanden wurde. Mehr als einmal schien Rom ihrem Untergange nahe zu sein, und die Plebs sah gern die Gefahr, um durch Ungeneigtheit und Widersetzlichkeit die Patricier zu zwingen, Erhaltung des Ganzen mit Aufopferung von Vorrechten zu erkaufen. Unter den einförmigen Vorfällen, von welchen sich Kunde aus diesen Kriegen erhalten haben soll, erregen die größte Aufmerksamkeit zuerst der Auszug und der Untergang der Fabier gegen die Vejenter (J. 480), mit ihren Folgen, und dann das Betragen der Plebejer, als der Consul Appius Claudius sie (J. 471 : 283) gegen die Volsker führte, seine Strenge und ihre Verfolgung. Aber wenn auch die Plebejer durch die neuerrungenen Rechte den Patriciern in bürgerlichen Verhältnissen näher gekommen waren, so waren beide Stände in ihrer Gesinnung gegen einander durch den beständigen Kampf und noch mehr durch die Art, mit welcher er von beiden Seiten geführt war, wie zwei Völker von einander geschieden. Alle erkannten vielleicht, daß Rom bei dieser Spaltung in sich selbst den auswärtigen Feinden auf die Dauer zu widerstehen nicht im Stande sein würde, und daß es nothwendig wäre, entweder die alte Gewalt der Patricier herzustellen, oder sich den Plebejern ehrlich und redlich anzuschließen: und darum neigten sich von dieser Seite, wie von jener, Einige auf die entgegengesetzte hin oder ließen sich für die entgegengesetzte gewinnen. Aber an ein Zurückweichen der Plebejer war eben so wenig zu denken, als an ein schnelles Nachgeben der Patricier. Und allgemeine Unfälle, wie die vorher-

rende Pest, mit welcher (J. 463: 291) die Götter die jammervolle Verletzung der Ordnung und Eintracht strafen zu wollen schienen, konnten zwar den Streit eine Zeitlang aufhalten, aber keinesweges endigen.

301. Die Forderung einer allgemeinen Gesetzgebung, welche (J. 463) durch den Plebs-Tribunen C. Terentius Arsa gemacht wurde, war in einer inneren Nothwendigkeit der Verhältnisse begründet. Was die Gemeinde der Plebejer bisher erstritten hatte, deß konnte der Einzelne ohne eine solche Gesetzgebung keinesweges im ganzen Umfange froh werden; und die Erfahrung jedes Tages bewies vielleicht, wie abhängig der Plebejer noch immer von den patricischen Aemtern blieb, ungeachtet aller Kämpfe seiner Gemeinde. Darum ist eben so begreiflich, daß die Plebejer nicht durch Trug, Hohn, Wunder, List, oder Gefahr, (wie die, in welche Rom durch den sonderbaren Ueberfall des Capitolium (J. 461: 293) gebracht wurde), bewogen werden konnten, ihre Forderung aufzugeben, als daß die Patricier dergleichen Mittel anzuwenden kein Bedenken trugen, um der Gewährung überhoben zu sein. Selbst der strenge Consul und gewaltige Dictator L. Quinctius Cincinnatus, der Vater hochherziger, ruhmvoller, trotziger und unbändiger Söhne, der selbst auf seinen vier Jugern hinter dem Pfluge die patricische Gesinnung nicht verlor, konnte nur auf einen Augenblick das gesammte Volk fortreißen! Die Patricier gewannen durch die ungeheuersten Bemühungen nur Aufschub, aber kein Vergessen. Die fort-

dauernde Gährung, die selbst zu drohendem Ungestüme hinanstieg, machte das Nachgeben rathsam. Und wie es sich nun auch mit der Sammlung griechischer Gesetze zu den alten heimischen Rechtsgewohnheiten verhalten mag: es wurden (J. 453: 301) zehn Männer mit der langerstrebten Gesetz-Gebung beauftragt. Die dictatorische Gewalt derselben war Gesetz-Gebern nach alten Begriffen wohl nothwendig; dann aber war es auch den Verhältnissen gemäß, daß nur Patriciern die Gesetz-Gebung aufgetragen wurde. Die Gesetze der zwölf Tafeln, obgleich Quelle alles öffentlichen und bürgerlichen Rechtes, konnten daher wohl die Stände einander näher rücken, aber sie konnten die Scheidewand nicht niederreißen, welche noch zwischen den Patriciern und Plebejern dastand. Eben deßwegen konnten sie auch nicht die Standes-Vortheile vereinigen und ein wahres Römerthum gründen, oder den alten Streit zwischen den Patriciern und Plebejern endigen. Und wenn gleich den Plebejern zugestanden ward, daß zu den zweiten Decemviren auch Männer aus ihrer Mitte erkohren wurden: so erfuhren sie doch bald, wie hoch die Patricier noch über ihnen standen, und die Patricier erfuhren mit ihnen, wie gefährlich auch bei bestimmten Gesetzen die Willkühr der Verwalter ist. Aber die Freiheit war zu weit gediehen, als daß sie wieder hätte unterdrückt werden können. Verbrechen, wie die Ermordung des mit Narben und Ehren bedeckten L. Siccius Dentatus, konnten die Gewalthaber nur auf kurze Zeit schirmen. Als Appius Claudius den Richterstuhl zu Befriedigung gemeiner Lüste schän-

dete und dadurch einen wackeren Mann zu einer schrecklichen That für Tugend und Recht fortstieß: da stürzte die Gewalt der Zehen zusammen, und es half Nichts, daß die meisten Patricier lieber in arger Knechtschaft unter Tyrannen ihres Standes, als mit den Plebejern in gleicher Freiheit leben wollten. Das Consulat und die tribunicische Gewalt wurden hergestellt, und die letzte durch zehn Männer, wie schon früher zugestanden war, gehandhabt.

302. Die wiederhergestellte Freiheit wurde durch mehrere wichtige und strenge Gesetze befestiget, wofür die beiden Consulen, welche, eingedenk ihrer Abstammung und alte Familien-Grundsätze fortbildend, sich über die Vortheile ihres Standes zu bürgerlicher Gesinnnung erhoben hatten, den Haß der Patricier als Abtrünnige wohl verdienten. Unter diesen Gesetzen ist das horatische, von den Centurien beliebte, daß die Tribus-Beschlüsse der Plebs-Gemeinde für das ganze Volk verbindlich sein sollten, unstreitig das merkwürdigste. Die Meinung dieses Gesetzes, welches übrigens in der Folge noch zweimal (J. 338 und 288) mit gleichen Worten wiederholt ist, kann unmöglich gewesen sein, daß die Plebs als solche allmächtig, daß sie über alle Angelegenheiten des gemeinen Wesens einseitig Beschlüsse zu fassen berechtiget, und daß die Patricier sich diesen Beschlüssen zu fügen verpflichtet sein sollten. Dagegen spricht nicht nur die Widersinnigkeit der Sache selbst, sondern auch die folgende Geschichte Roms. Durch dasselbe sollte vielmehr nur erreicht werden, daß

den Beschlüssen der Tribus-Gemeinde, (die übrigens jetzt schon nicht mehr rein plebejisch war, wenn sie es anders je gewesen ist) in den eigenen Angelegenheiten derselben, die Bestätigung des Senates nicht verweigert würde, und daß sie alsdann auch von den Patriciern beobachtet werden müßten. — Nicht lange nachher (J. 446: 308) machte der Plebs-Tribun Canulejus die Forderung, daß zwischen Patriciern und Plebejern rechtsgültige Ehen, die wohl nie Statt gefunden hatten und die durch die zwölf Tafeln förmlich untersagt waren, sollten Statt finden dürfen. Hierdurch wäre unstreitig die Haupt-Scheidewand niedergerissen, welche die Stände sonderte, und eine Verschmelzung mit einander wäre sehr erleichtert worden. Darum widersetzten sich die Patricier der Forderung mit allem Nachdrucke. Da sie aber dennoch, wie immer, nachgeben mußten, so hätte die andere Forderung, welche die übrigen neun Tribunen machten, daß es nämlich dem Volke frei stehen sollte, die Consulen sowohl aus den Plebejern als aus den Patriciern zu erwählen, jetzt noch unterbleiben können. Denn sobald die Stände mehr in einander aufgelöset waren, mußte sich dieses von selbst ergeben; so lange sie aber noch feindselig gegen einander standen, konnte die Wahl nicht auf einen Plebejer fallen, wenn er gleich gesetzmäßig zum Consulat fähig war, und wenn gleich Patricier unter den Plebs-Tribunen erschienen. Darum aber hätten auch die Patricier nicht nöthig gehabt, sich so sehr zu wehren, ehe sie sich zum gewohnten Nachgeben verstanden. Indeß war die Ausgleichung, welche durch die Wahl der Kriegs-

Tribunen mit consularischer Gewalt getroffen ward, für die Besänftigung der Leidenschaften, nachdem die Forderung einmal geschehen und bestritten war, allerdings gut; aber der Gang der Ereignisse zeigte bald genug, daß die Plebejer mit diesen Kriegs-Tribunen unmittelbar Nichts gewonnen, und die Patricier Nichts verloren hatten. Und wenn die Patricier bei dieser Gelegenheit das höchstwichtige Amt der Censoren in der Absicht an sich brachten, durch dasselbige ihre alten Standes-Vorrechte wenigstens zum Theile zu retten, und den alten Unterschied zwischen sich und der Plebs zu erhalten: so läßt sich wohl behaupten, daß sie in Leidenschaft und Verkehrtheit wiederum gegen sich selbst gehandelt. Denn die Trennung der censorischen Gewalt von der consularischen mußte im Fortgange der Zeit heilsam werden für die Plebejer, und doch konnte jene nach der Natur der Dinge eben so wenig von den Patriciern behauptet werden, als diese. Im Uebrigen mag die Stimmung der Parteien aus der Geschichte des Ritters Sp. Mälius erkannt werden.

303. Nachdem aber soviel erreicht war, konnte von Seiten der Plebejer Nichts Besseres geschehen, als das Zugestandene sich im Stillen recht festsetzen und somit Leben gewinnen zu lassen. Durch erneuerten Kampf war nicht mehr zu erreichen, sondern die Frucht mußte durch die Zeit gereift werden. Wenn es daher von jetzt an auch an einzelnen Berührungen der Stände keinesweges fehlete, so kam es doch nicht zu solchen gewaltsamen Erschütterungen, wie bisher. Dadurch

ward es von nun an den Römern möglich, gegen auswärtige Dinge auszuführen, die sie bisher nicht einmal hatten versuchen können. Die beständigen Kriege, die sie mit Aequern, Volskern u. a. meist für eigene Erhaltung geführt hatten, waren kurze Kampfzüge gewesen, die darum so wenig lehrreich als angenehm sind, weil, ohne Eigenthümlichkeit, einer wie alle war. Von nun an erhalten die Kriege Roms aus zwei Gründen ein anderes und wichtigeres Ansehen. Erstlich wurde (seit J. 426 : 328) jeder Krieg Volks-Sache, da er vormals nur Senats-Sache gewesen war; zweitens aber wurde (im J. 409) vom Senate beschlossen, daß das Heer Sold erhalten sollte. Gegen diesen Beschluß erhoben zwar die Plebs-Tribunen nicht ungegründete Klage; aber das ist unleugbar: ohne die Besoldung des Heeres hätte Rom weder in der Nähe eine dauernde Herrschaft gründen, noch in der Ferne Eroberungen machen können. Der erneuerte Krieg gegen Veji zeigte sogleich die Wichtigkeit dieser Veränderung. Ohne sie wäre die zehnjährige Belagerung dieser alten und, wegen ihrer Nähe, doppelt gefährlichen Feindin gar nicht möglich gewesen; nun aber fiel nicht nur die alte reiche Stadt endlich vor dem eben so kraftvollen und hochherzigen, als stolzen und rachsüchtigen, Dictator Fur. Camillus, (J. 396 : 358) wie unangenehm auch die Winter-Feldzüge den Römern waren, sondern Roms Macht verbreitete sich gar bald weiter. Wenn aber den Römern hierbei der Umstand günstig war, daß entferntere kriegerische Bewegungen im Süden wie im Norden die benachbarten Völkerschaften von fremder Hülfe gegen

Rom entblößten: so ward ihnen die Freude, welche sie hierüber empfinden mußten, bald in großes Leid verwandelt. Denn Gallier, eines der großen Völker des Nordens, furchtbar für den ungewohnten Blick der Süd-Bewohner durch ihre Art, ihr Wesen, und ihre alte Rohheit, waren (wie sie überhaupt nach der Nordländer Weise häufig aus ihrem übervölkerten Vaterlande zu wandern pflegten) über die Alpen gegangen und hatten einen der fruchtbarsten Theile Italiens in Besitz genommen. Ihr Einfall in Italien war für Rom vortheilhaft gewesen. Aber beim Fortgange beiderseitiger Unternehmungen stießen Römer und Gallier auf einander. Vor Clusium lerneten sie sich kennen; und die Art, mit welcher hier die verwegenen Gesandten der Römer sich gegen die Gallier betrugen, reizete Männer, welche das Recht in den Waffen führeten, und die Ueberzeugung hatten, daß tapferen Männern Alles gehörete, zu schnellem Krieg und zu schneller Rache. Die Art hingegen, mit welcher die Römer dem furchtbaren Feinde begegneten, führete den unglückseligen Tag am Allia herbei. Und doch ging ihr thörichtes Benehmen wohl keinesweges aus Verblendung und zu großem Selbstvertrauen hervor, sondern vielmehr aus Ueberraschung, Bestürzung und Unbehülflichkeit. Wenn aber auch die späteren Römer die schmachvolle Flucht aus der Schlacht am Allia und die Besetzung und Verbrennung der ewigen Stadt (J. 388: 366) durch die Sennonen nicht so, wie das Unglück, welches sie einst durch Porsena (294) erlitten, zu verschleiern vermocht haben: so ist doch sowohl die Besitznahme als die Befreiung der Stadt auf eine solche Art

dargestellt, daß die Ehre des römischen Namens gerettet zu sein schien. In den Thaten des alten Helden Camillus, der wegen vortreffliches Handelns Verzeihung für manchen Fehler verdienet, des wachsamen Manlius, durch welchen das Capitolium gerettet wurde, des Centurionen Caedicius, der nur an Rang dem Camillus nachstand, und des kühnen Jünglinges Pontius Cominius, der mit Lebens-Gefahr die getrennten Römer verknüpfte, wurde der Römer-Geist so herrlich gefeiert, daß die Schmach dagegen erträglich zu sein schien.

Drittes Capitel.

Fortsetzung. Unterwerfung Italiens.

304. Der Plebs ist zu verzeihen, daß sie, wie der Mensch dem Orte seines Unglückes so gern zu entfliehen suchet, nach solchen Unfällen Rom um Veji zu vertauschen wünschete; gemeinere Seelen aus den Patriciern, deren Vaterlands-Liebe an den zerstöreten Wänden gehangen hatte, mögen ihnen beigestimmt haben: aber Camillus und mit ihm die Edelsten zogen mit schöner Besonnenheit die wüste Brandstätte vor, weil da die alten Götter wohneten, weil da so viele theuere Erinnerungen begeistern konnten, und weil die Lage größere Sicherheit und Macht verhieß. Also wurde Rom, eilig und planlos, wieder aufgebauet. Aber wenn die Geschichte früherer Zeiten, nach Livius, auch deßwegen dunkel und ungewiß gewesen sein soll, weil die Jahrbücher und Denkmäler durch die Gallier zerstört worden: so läßt sich eben nicht sagen, daß die Geschichte der

nächstfolgenden Zeit, ungeachtet Rom kein solches Unglück wieder erduldete, reicher, klarer, gewisser wäre. Indeß kann nicht bezweifelt werden, daß Rom durch das erduldete Unglück sowohl gegen auswärtige Feinde sehr geschwächt als im Inneren eben so sehr zerrüttet geworden. Daher ist nicht nur begreiflich, daß die alten Feinde Roms, Volsker, Aequer, Etrusker, die günstigen Umstände zu Angriffen und Rache benutzten, sondern auch, daß die latinischen Bundes-Genossen sich rührten, um die vormalige Gleichheit wieder zu gewinnen. Aber es ist auch begreiflich, wie die Zerstörung aller Verhältnisse in Rom, die Zerrüttung des Vermögens, die allgemeine Verwirrung und Noth wiederum die alten Leidenschaften der Stände aufreizen, wie die Patricier geneigt sein konnten, gerade diese Umstände zu benutzen, um die Plebejer zahmer zu machen und zurückzuführen in ihre vormalige Unbedeutenheit, und wie die Plebejer in vollem Gefühle des Unglückes der Zeit mit mehr Heftigkeit und Ungestüm als je zuvor diesem Bestreben begegnete. Wenn aber der Heldengeist des Camillus und Anderer das menschliche Gemüth in dem gefährlichen und schönbestandenen Kampfe Roms gegen ihre auswärtigen Feinde erfreuet: so erreget die Unmenschlichkeit, mit welcher das alte harte, von den zwölf Tafeln bestätigte, Recht gegen Schuldner von den Patriciern in dieser hohen Noth mißbraucht ward, Unmuth und Schmerz, und die tragische Geschichte des Manlius, in welcher der Zustand Roms deutlich hervortritt, erfüllet die Seele mit Wehmuth und Trauer. Wohl mag es wahr sein, daß der edele

Geist dieses narben- und kronen-reichen Helden, im Streite mit dem Eigennutze, der Verkehrtheit, der Unmenschlichkeit, zu gefährlichen Gedanken getrieben wurde, die er in innerster Seele verabscheuete: aber er hatte Nichts gethan, um den höhnenden Tod zu verdienen, der ihm an dem Orte seines höchsten Ruhmes zugefüget wurde. Darin zeigte sich der brennende Haß der Patricier gegen die Plebejer; und, wenn diese nicht etwa um ihren Vertheidiger betrogen sind, so wird es schwer, sich mit ihnen darüber auszusöhnen, daß sie nachgaben. Erst als die Götter Rache übten, erwachte die Sehnsucht nach dem Zerschmetterten.

305. Die Erzählung, wie C. Licinius Stolo zu dem erhabenen Gedanken seiner Gesetz-Gebung gekommen sein soll, ist an sich ein wenig einfältig erfunden, und giebt, fast unwürdig, für den großen Zweck eine kleinliche Veranlassung. Dennoch scheinet sie darauf hinzudeuten, daß die, durch das Canulejische Gesetz (302) zwischen Patriciern und Plebejern erlaubten Ehen zunächst zu der Gleichheit beider Stände, um welche so lange gerungen war, geführet habe. Und hierin und in sofern ist sie wahr. Die Art aber, mit welcher Licinius, als Plebs-Tribun, und sein College L. Sextius, zehn Jahre lang (J. 377—367) für ihre Forderungen gegen die widerstrebenden Patricier ankämpften, weder wankend gemacht durch ihre verführten Collegen, noch durch zweier Dictatoren amtliches und persönliches Ansehen oder durch die Gefahr, welche auswärtige Feinde brachten, bis sie endlich ohne Gewaltthätigkeit

und böse Künste lediglich durch unerschütterliches Festhalten an der Gerechtigkeit ihrer Sache obsiegten und ihre Forderungen in Gesetze verwandelten — diese Art verdienet unstreitig hohe Bewunderung. Durch die Gesetze selbst aber ward erstens den Schuldnern einige Erleichterung verschafft, nicht ohne scheinbare Rechtswidrigkeit, obgleich das alte unmenschliche Schuld-Recht nicht aufgehoben ward: — (erst im J. 352: 402, und 325: 429 wurden Einrichtungen getroffen, durch welche die Willkühr über des Schuldners Freiheit und Leben beschränkt und aufgehoben werden sollte). — Zweitens wurden die Patricier im Besitz und in Benutzung der Staatsgüter (291) beschränket, und den Plebejern wurde der Ueberrest zu angemessenen Eigenthums-Theilen zugesichert. Dieses Gesetz kann allerdings für einzelne Patricier, obgleich die Schranken nicht eben eng gezogen waren, hart gewesen sein; aber es war unstreitig nothwendig für die Wohlfahrt des gemeinen Wesens, weil bei dem Wachsen der Staatsgüter und bei der Geschlossenheit des patricischen Standes die Unbeschränktheit des Besitzes und der Benutzung dieser Güter nothwendig eine solche Ungleichheit des Vermögens erhalten und bewirkt haben würde, daß die Plebejer beständig in arger Abhängigkeit erhalten, daß wenigstens ein großer Theil ohne Recht und Sicherheit geblieben wäre. Denn so lange jene Unbeschränktheit Statt fand, konnten die Plebejer um den Antheil von den Staatsgütern, wie bis jetzt, so fort und fort, betrogen werden, der ihnen in alten Tagen eigenthümlich eingeräumt worden war. Drittens aber schienen

diese wichtigen Anordnungen dadurch Festigkeit und Kraft zu gewinnen, daß für alle Zukunft ein Consul aus den Plebejern gewählt werden sollte; und viertens endlich war es auch Nichts Geringes, daß den Plebejern Theilnahme an der Aufsicht über die sibyllinischen Bücher, welche für die öffentlichen Verhältnisse von hoher Bedeutung waren, zugesichert wurde. Nun behielten zwar die Patricier, als (im J. 366: 388) L. Sextius wirklich erster plebejischer Consul ward, vermöge der neueingeführten Prätur die Consular-Gewalt wenigstens zu zwei Drittheilen, und durch das gleichfalls neue und keinesweges unwichtige Amt der curulischen Aediles schien ihre alte Vormacht noch hinlänglich gerettet zu sein: aber die Mäßigung der Plebejer, die sich auch hier wiederum zeigte, konnte diesen nur zum Vortheile gereichen, weil die Menge mehr und mehr gereift und gerade dadurch fähig wurde, das Errungene zu behaupten.

306. Fünf und zwanzig Jahre lang versuchten die Patricier durch Kunstgriffe und Frevel aller Art, die licinischen Gesetze zu umgehen, zu durchbrechen, zu vernichten: aber umsonst; der rege Geist siegte unter allen Stürmen über veraltete Verhältnisse. Die neuen Vorzüge der Patricier wie die alten wurden nach und nach in Anspruch genommen und glücklich in gleiches Recht für Alle aufgelöset. Zehn Jahre nach Uebertragung des Consulates an einen Plebejer (J. 356: 398) ward ein anderer Plebejer, C. Marcius Rutilus, von einem plebejischen Consul zum Dictator ernannt, und

der gute Geist der Plebejer wehrete den Patriciern, die gern seine Ehre in Schmach, selbst auf Kosten des gemeinsamen Vaterlandes, verwandelt hätten, ihr Ziel zu erreichen. Eben derselbe Mann ward fünf Jahre später (J. 351: 403) unter wichtigen Verhältnissen mit der Censur bekleidet. Und so befestigten sich die licinischen Gesetze immer mehr und wurden endlich, vielleicht durch einen Aufstand, (J. 341: 413) völlig gesichert und durch neue Gesetze des plebejischen Dictators Q. Publilius Philo (J. 338: 416) erweitert und vollendet. Denn kurz hierauf (J. 336: 418) erhielt eben dieser Publilius die Prätur, die letzte bürgerliche Würde, welche die Patricier noch ausschließlich besaßen. Und wenn nun auch das Pontificat und Augurat noch eine Zeitlang allein bei den Patriciern blieb: so mußte es doch eben so gewiß endlich (J. 302: 452) an die Plebejer kommen, als sich die einzelnen Ausbrüche, in welchen sich der Geist alter Zwietracht noch von Zeit zu Zeit offenbarte, in Gleichheit des Rechtes nothwendig auflöseten. — Und also verschwand der alte Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern; der alte ständische Parteigeist verlor sich in dem hohen Sinn eines wahren Römerthumes; Rom erhielt eine Verfassung, welche durch das bewunderungswerthe, zu ernstem Streben nach Bürger-Tugend reizende und zu gegenseitiger Schonung nöthigende Verhältniß zwischen der Volks-Gemeinde, dem Senat und den Consulen — indem sie wechselseitig über und unter einander standen, und sich gegenseitig beherrschten und bedurften — ein so reges Leben und eine so feste Sicherheit zu gewähren schien,

daß Gemeinsinn, Heldengeist, jede große und schöne Bürger-Tugend durch sie nicht nur möglich, sondern fast nothwendig gemacht wurde. Nur auf Eines kam es an, ob die goldene Zeit, die aus diesem Streben und Gegenstreben hervorgehen mußte, dauern, oder ob auch Rom entarten und in sich selbst untergehen, oder doch des Unterganges werth werden sollte — darauf daß sich der Römersinn zum Volkssinn, oder das römische Stadtthum zum italischen Volksthum erheben mußte. Die Betrachtung der inneren Verhältnisse und Dessen, was früher gegen die Latiner geschehen war, macht hierzu allerdings wenig Hoffnung; jetzt aber mußte es sich klarer zeigen in den Verhältnissen, in welche sich Rom zu den Italern setzen wollte.

307. Nachdem nämlich die Anschläge der Feinde Roms, welche ihr Unglück zu benutzen gestrebt hatten, vereitelt worden; und nachdem hierauf die Römer neuen gallischen Raubzügen nicht ohne wundervolle Helden-Thaten begegnet waren, und gegen sie nicht nur an kriegerischem Muth und Sinne gewonnen, sondern auch die Latiner zu Erneuerung ihrer alten Bündnisse (J. 357: 397) gezogen hatten, wurden sie in einen neuen Kampf verwickelt, der sie nach und nach mit allen Völkerschaften Italiens in Berührung brachte. Die großen Kräfte, welche durch die inneren Streitigkeiten gewaltig aufgeregt, aber bisher auch von diesen Streitigkeiten verzehret waren, verlangten jetzt ein anderes Feld, um sich zu zeigen in ihrer Stärke. Da wurde Rom durch die bedrängten Campaner, ein Völk-

lein, welches den schönsten und ergiebigsten Boden der Erde bewohnte und hierüber früh zu verfeinerter Art und Kunst, zu Ueppigkeit und Wollust gekommen war (wiewohl die Sitten und Genüsse Capua's doch wohl nur im Gegensatze der römischen Einfalt und Derbheit so ausschweifend gewesen sein dürften), in einen Krieg mit der stärksten, kühnsten, kampflustigsten Völkerschaft, mit den Samniten, gezogen. Dieser Krieg mußte den Römern willkommen sein, weil er die schönste Gelegenheit gab, die innere Ruhe zu befestigen, die Kraft würdig zu üben, zu mehren und das Uebermaß abzuleiten. Er begann (J. 343: 411) zu derselben Zeit, als Philipp von Macedonien, seit etwa zwölf Jahren, die Griechen mit seiner Macht und seinen feinen Künsten ängstigte, verwirrete und um ihre Freiheit zu betrügen suchte. Ueber fünfzig Jahre dauerte der Kampf, ehe Samnium überwältiget ward (bis J. 290: 464), und noch über zwanzig Jahre länger die Kriege gegen das übrige Italien, die mit jenem Kampfe mehr oder minder zusammenhingen. Während dieser Zeit wurde von den Macedoniern Griechenlands Freiheit vernichtet, der persische Thron gestürzet, und, nach vielfacher Verwirrung, wurden neue Reiche gegründet; Sicilien aber schien unter Karthago's Herrschaft zu kommen. Für Rom jedoch wechselten die Verhältnisse mannigfaltig. Mit den Samniten wurden wiederholt Verträge geschlossen, und sie standen sogar neben den Römern, als diese die Latiner gänzlich unterwarfen. Das Glück war den Römern auch nicht immer getreu: sie erlitten z. B. bei Caudium (J. 321: 433) eine große Schmach.

Aber die Samniten wußten ihren Vortheil weder zur Freundschaft noch zur Vernichtung zu nutzen und die übrigen Völkerschaften Italiens, von den Galliern am Fuße der Alpen, durch die Etrusker und Umbrer hindurch, bis zu den griechischen Städten im Süden, standen nur nach und nach gegen sie auf, oder handelten wenigstens nicht nach Einem Gedanken. Der kriegskundige und streitlustige König Pyrrhus von Epirus, welcher, gerufen von den Tarentinern, mit großen Entwürfen — er wäre gern Alexandern gleich gewesen, dessen Stammland er umsonst an sich zu reißen gesucht hatte! — und griechisch-macedonischer Kriegskunst (J. 280: 474) nach Italien kam, schien nicht ohne Erfolg die Bühne zu betreten, aber er ließ sich bald, da der Senat im hohen Selbstgefühle seine Freundschaft abgewiesen hatte, nach Sicilien ziehen, (169) versäumte den Augenblick und suchte alsdann umsonst wieder herzustellen, was versäumet war. Also erhob sich Rom immer höher gegen alle ihre Feinde. Der Krieg lehrte den Krieg, und je mannigfaltiger und gebildeter das Leben der Feinde war, desto größer war Roms Gewinn. Unter den großen Feldherren, M. Valerius Corvus, der zuerst den Römern zeigte, auf welche Weise der Sieg über Samniter zu erringen war, L. Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus u. s. w. erfochten sie glänzende Siege, gingen festes Schrittes vorwärts, und endigten mit der Unterwerfung von fast ganz Italien. Nur der obere Theil blieb noch unbezwungen.

308. Es war aber keinesweges ein blindes Glück, welches, wie es zum Troste träger Feigheit und zur Entschuldigung der Nichtswürdigen mit den armen Sterblichen spielen soll, den Römern den Sieg sicherte, sondern die Herrschaft, die das Schicksal ihnen bestimmt hatte, brachten sie an sich, weil ihre Gegner an des Menschen schönsten Tugenden und an des Staates herrlichsten Einrichtungen sie weder erreichten, noch ihnen nachstrebten. An Muth und Tapferkeit waren viele dieser Gegner ihnen völlig gleich; in der Bewaffnung standen sie zum Theil über ihnen, und in der Kriegs-Kunst waren sie ihnen gleichfalls voraus. Indem aber die Römer es nicht verschmäheten, von ihren Feinden das Bessere anzunehmen, und nicht nur von Griechen, sondern auch von Samniten zu lernen, hielten sie (und dieses fehlete den Feinden), mit der größten Strenge und dem heiligsten Ernst an der großen Gesinnung für ihr gemeines Wesen, für das Römerthum fest, welche jeden Einzelnen nur zu einem Theile der großen Gemeinde machte, die Kräfte zur Kraft einte und den Tod verachten lehrte. Diese Gesinnung zeigte sich nicht bloß in dem strengen Gehorsam gegen die Befehle der Oberen, für deren Uebertretung der hochgesinnte Jüngling T. Manlius von seinem eigenen Vater zum Tode verurtheilt wurde (J. 339 : 415); sie zeigte sich nicht bloß in der erhabenen Entschlossenheit, mit welcher P. Decius Mus in hoher Noth (J. 342 : 412) mit wenigen Gefährten für die Rettung des Heeres das Aeußerste wagte, und nachmals, wie später sein Sohn, für den Sieg der Rö-

mer sich besonnen dem Tode weihete (J. 340 : 414); sie zeigte sich nicht bloß in der hochherzigen Denk-Art, mit welcher des Pyrrhus und seines Gesandten Geschenke und Anerbietungen abgewiesen wurden: sondern sie zeigte sich überhaupt in der treuen Bewahrung der väterlichen Sitten-Einfalt, in dem edelen Wett-Eifer nach Tugend und Ruhm, in der Besonnenheit im Glück und im Unverzagtsein im Unglück. Unterhalten aber und genährt wurde diese Gesinnung durch die Erziehung, die mit alterthümlichem Ernst auf nichts Anderes ging, als tüchtige Bürger für Krieg und Frieden zu bilden; durch die Art, wie nicht nur Auszeichnung im Frieden an Auszeichnung im Kriege, sondern selbst die Ausübung bürgerlicher Rechte an Kriegs-Dienste mehr und mehr geknüpft war; durch die innere Einrichtung der Heere; durch die Schmach, welche Den traf, der ein schandbares Leben einem rühmlichen Tode vorzog; durch die Belohnung, mit welcher große Thaten für das gemeine Wesen gefeiert wurden, vom Triumphe des Feldherrn an, durch die Kronen hindurch, bis zum Pferdeschmucke, zur Halskette, zu Land und Vieh; endlich und besonders durch die Religion, die sich zur griechischen Religion eben so verhielt, wie der römische Republicanismus zur griechischen Freiheit, die aber bewunderungswürdig in alle Staatsverhältnisse, im Frieden wie im Kriege, eingriff, und den Römer-Sinn vollendete.

309. So begreiflich aber hierdurch auch die römischen Siege werden, und so rein die Freude ist,

welche der denkende Mensch über diese Einrichtungen und Gesinnungen empfinden wird: so wenig rein ist die Freude, die er über die Maßregeln empfindet, welche Rom zur Erhaltung und Behauptung des Eroberten nahm, wenn er gleich bekennen muß, daß sie zweckmäßig waren zur Begründung einer dauernden Herrschaft. Denn indem Rom einigen Städten und Völkerschaften das Bürger-Recht, mehr oder minder vollkommen, gab, und andere mit dem schönen Namen von Bundes-Genossen an sich band; indem sie hier den Gegner völlig in den Staub trat, über ihn als einen Unterworfenen verfügte, und dort durch Colonien ihre Erwerbungen sicherte — erreichte sie zwar das Nächste, das nämlich, daß Alle gezwungen wurden, ihrer Größe zu dienen; aber sie zeigte auch zugleich, daß ihr eine ächtmenschliche Staats-Weisheit, daß ihr das Gefühl nothwendiger Selbst-Beschränkung, daß ihr der Sinn für Begründung eines italischen Volksthumes gänzlich fremd war. Rom wollte und schaffte Einheit, aber keine Einheit der Freiheit und des Rechtes, keine Einheit der Gesinnung und des Strebens; deßwegen blieb überall Trennung, Zerrissenheit, Widerstreben, und nur Zwang und Gewalt erhielt das Zusammenwirken. Der Geist, der sich in den Verhältnissen, in welche Rom mit Italien trat, ausspricht, ist ein Geist ungemessener Herrschlust. Rom zeigte schon in diesen Verhältnissen, daß sie nach unbegränzter Vergrößerung strebe, und daß ihr die Mittel gleichgültig sein würden, wenn sie nur die Länder der Erde unterwerfen und die Völker zum Gehorchen

bringen möchte. Je passender und wirksamer aber für Roms Zweck, bewußt oder unbewußt, die Maßregeln waren, die sie gegen andere Staaten beobachtete, desto mehr konnte ihr Streben gelingen; allein je besser es gelang, je mehr also Rom über Andere ihr Joch brachte, desto gewisser bereitete sie ihren Fall vor, und desto schrecklicher mußte einst ihr Fall werden. Roms innere Verhältnisse mochten mit Weisheit geordnet sein: da sie die äußeren Verhältnisse nicht mit Weisheit zu ordnen verstand, so konnte sie durch Jenes der Entartung, dem Verfalle, dem Untergange nicht entgehen.

Viertes Capitel.

Die Zeiten der punischen Kriege. (179—186.)

310. Der Handels-Vertrag, den Rom mit Karthago schon nach Vertreibung der Könige geschlossen hatte, (295) war nachmals, unter Umständen, die nicht bekannt sind, mit einigen, für die Geschichte beider Staaten merkwürdigen, Veränderungen erneuert worden (J. 345: 409). Pyrrhus hatte, als er in Italien und Sicilien gegen beide Republiken zugleich kämpfte, ein Vertheidigungs-Bündniß zwischen ihnen veranlaßt. Bald aber nach der Unterwerfung Italiens durch die Römer, nachdem auch der größte Theil von Sicilien den Karthagern unterworfen war, entstand zwischen beiden Staaten ein Krieg, der, bei scheinbar unbedeutendem Anfange, bald auf Nichts Geringeres

ging, als auf gegenseitige Vernichtung. Dieser Krieg war durch den Stand der Verhältnisse nothwendig. Allerdings mag der römische Senat einigen Anstand genommen haben, denselben zu beginnen, weil der Vorwand, den Mamertinern Hülfe senden zu wollen, zu schmachvoll war, und mit dem gerechten Verfahren gegen römische Krieger, die in Rhegium gethan hatten, was jene in Messana, den schneidendsten Widerspruch machte: aber der Sinn, der in den Römern war, hob Senat und Volk leicht genug über eine solche Bedenklichkeit hinweg. Auch ist die Frage sehr gleichgültig, ob die Römer den Krieg schon in der Absicht angefangen haben, die Karthager gänzlich aus Sicilien zu vertreiben, oder ob dieser Gedanke erst in ihnen nach bedeutenden Erfolgen entstanden sei? Sie wollten Sicilien, Sardinien, Alles, unterwerfen, wenn sie gleich im Anfange des Kampfes ihre Kräfte noch nicht genug erprobt hatten, um sich zum Voraus für dieses Mal ein bestimmtes Ziel zu setzen! Der Ausgang des Krieges aber konnte, wenigstens so lange er über Sicilien und die benachbarten Inseln geführet wurde, nur etwa zweifelhaft sein, in sofern man, in Vergleichung beider Staaten, lediglich bei Dem, was gezählt und gemessen werden kann, stehen bleibt (bei der Länder-Masse und Menschen-Menge, bei Geld und Geld-Quellen, bei Schiffen und Bewaffnung, höchstens bei den Formen der Verfassung): aber er konnte keinesweges zweifelhaft sein, sobald man auf die Natur und Lage der Länder und auf den Geist der Völker und Staaten Rücksicht nimmt.

311. Der Consul Appius Claudius Caudex führet das römische Heer, das erste, welches über die Gränzen Italiens hinausging, (J. 264 : 490) nach Sicilien. Er war glücklich. Hiero trat auf die römische Seite (J. 263); Agrigent fiel in römische Gewalt (J. 262). Aber ohne Seemacht konnte gegen Karthago Nichts Gewisses, Nichts Dauerndes errungen werden. Kaum war Dieses erkannt, so bedeckten große römische Flotten das Meer. Aber der römische Geist ist weniger in der schnellen Zusammen-Bringung einer Anzahl von Schiffen zu bewundern, als vielmehr in der Kühnheit, mit welcher die Römer sich auf das Meer wagten, und in der verwegenen Art, mit welcher sie den Charakter des See-Krieges zu verändern, die Karthager zu verwirren, sie nicht nur um ihre alte Kunst, sondern gleichsam um ihr Element zu betrügen, und solche Siege an sich zu reißen wußten, als wodurch Duillius sich (J. 260 : 494) einen schönen Triumph verdienete, C. Attilius Regulus aber (J. 256) den Weg ins Karthagische Gebiet eröffnete. Und auch in diesem kühnen Unternehmen, jetzt schon einen solchen Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen, zeigte sich der römische Geist auf eine bewunderungswürdige Weise. Wenn aber diese Unternehmung, so schön sie Anfangs zu gelingen schien, auch (J. 254) ganz mißglückte, sei es, daß das römische Volk mit zu weniger Macht zu viel wollte, sei es, daß Regulus, verführet durch sein bisheriges Glück, den Leidenschaften unterlag, sei es, daß unbekannte Umstände obwalteten: so wurden die Römer hierdurch nur

belehret, nicht der Zeit vorzugreifen, und mehr gewöhnet, durch beharrliche Anstrengung das Glück zu bestimmen. Freilich verzögerte das Unglück in Africa den Gang des Krieges; freilich drückte die Zerstörung, welche der Sturm wiederholt in ihren Flotten anrichtete, sie auf einige Zeit nieder: aber die inwohnende Kraft erhob sich bald mit neuer Stärke; und der lange Kampf, der um Lilybäum und Drepanum, die eigentlichen Haltpunkte Karthago's auf Sicilien, eine Reihe von Jahren zu See und Land geführt wurde, bewährte diese Kraft, obgleich das Kriegs-Glück mehrmals wechselte, auf eine schöne Art. Endlich aber wich Karthago, nach vier und zwanzigjährigem Kampfe, der römischen Beharrlichkeit (J. 240; 514); sie trat Sicilien ab, erduldete andere Schmach, und ließ den Römern die Ueberzeugung, daß Anstrengung und Ausdauer zuverlässig zu Ruhm und Gewinne führen. Der Consul Luctat. Catulus schloß den Frieden nach einem schönen Seesiege bei Agusa, Lilybäum gegenüber.

312. Dieses Glück mußte natürlich auf Roms innere Verhältnisse zurückwirken und manche Veränderung veranlassen; aber Rom mußte auch durch dasselbe, bei ihrem inwohnenden Sinne, gegen Auswärtige kühner werden. Wie sehr sie in ihrer Politik gewonnen hatte, bewies schon die Art, mit welcher der, vom Consul geschlossene, Friede aufgenommen und verändert ward; aber noch mehr zeugte hiervon Roms Verhalten während des unglückseligen Krieges,

den Karthago mit ihren Miethlingen führen mußte. Allerdings mag Rom Anfangs Nichts gegen Karthago gethan und selbst die Aufforderung der aufrührerischen Miethsoldaten auf Sardinien abgewiesen haben; aber dieses geschah wohl nur, theils weil Rom selbst ihrer Unterworfenen nicht gewiß war, theils weil sie den günstigsten Augenblick erwarten wollte. Sobald sie aber sah, daß Karthago obsiegen würde, trug sie kein Bedenken, Sardinien an sich zu reißen, und die ermüdete Karthago noch zur Bezahlung der Kriegskosten zu ängstigen. Gewiß ist: Rom mußte nach dem Besitze der Insel Sardinien streben, und hatte längst darnach gestrebt; aber die Art, wie sie dieselbe erwarb, war sündhaft und verderblich. — Dagegen war der Krieg gegen die Illyrier, welche durch ihre Seeräuberei die Griechen quälten und auch den Italern manchen Schaden zufügten, politisch nothwendig, wenn er gleich durch die Heftigkeit, durch welche der römische Gesandte die stolze Königin Teuta reizte, beschleunigt ward (J. 229 : 525). Die Art aber, mit welcher die Römer Korcyra, Apollonia, Dyrrhachium in ihren Schirm nahmen, und mit welcher sie ihre Siege über die Illyrier, die ihnen des Demetrius von Pharus Verrätherei erleichterte, den Griechen bekannt machten, zeuget von ihrer Feinheit, und bereitete künftige Ereignisse vor. Was sie für sich selbst gethan hatten, das rechneten sie den Griechen als Großmuth vor, und empfingen den Dank, welchen die Schwäche der Stärke nicht verweigern darf.

313. Aber eine neue Gefahr erhob sich für Rom von den Alpen her. Die Gallier hatten seit einem halben Jahrhunderte, nachdem sie, vor der Ankunft des Pyrrhus nach Italien, gegen die Römer wiederholt unglücklich gekämpft hatten, mit diesen im Frieden und Bündnisse gelebt. Die Senonen gehorchten, und in Sena war eine römische Colonie gegründet. Es war aber, nach der Lage und Beschaffenheit der Länder, natürlich, daß die Römer auf alle Weise strebten, Italien von diesen furchtbaren Fremdlingen zu befreien, und sich, um vor künftigen Anfällen sicher zu sein, der Alpen-Pässe zu bemächtigen. Von diesem Streben der Römer mochten sich die Gallier wohl besonders überzeugen, als jene auf den Vorschlag des C. Flamininus (J. 234) von Neuem gallisches Land vertheilten, und hierdurch ihr Colonial-Wesen gegen sie erweiterten. Also vergaßen die gallischen Volks-Stämme ihre Zwiste unter sich; zwischen den Bojen, den Insubren, den kriegslustigen Gäsaten am Rhodan u. a. entstand eine furchtbare Verbindung, und Rom erinnerte sich noch einmal des Unglückes am Allia. Aber Rom zählte siebenmalhundert tausend Männer, die zu Fuße, und siebenzig tausend, die zu Pferde dem Feinde begegnen konnten; und gegen die wilden gallischen Schwärme hatten Bundes-Genossen und Unterworfene mit ihr gleichen Sinn. Darum waren die Feinde im Einzelnen schrecklicher als im Ganzen furchtbar. Anfangs kamen sie zwar bis Clusium, (J. 226: 528); als sie aber von dort, mit vieler Beute belastet, einen Rückzug für nothwendig hiel-

ten, so wurden sie auf demselben von zwei Seiten, durch die Consulen L. Aemilius und C. Atilius, in einer furchtbaren Schlacht, die sie nicht ohne Uebermuth begannen, aber dann mit großer Tapferkeit zu bestehen suchten, überwältigt. Hierauf drangen die Römer in das gallische Gebiet ein. Die Bojen unterwarfen sich. Die Insubres versuchten zwar noch einmal mit den Gäsaten, die alte Unabhängigkeit zu behaupten. Aber wenn sie sich auch noch ein Paar Jahre der Römer erwehrten, so entgingen sie doch nicht dem Geschicke. Nachdem sie noch zwei Niederlagen erlitten hatten, und nachdem Mediolanum, ihr Hauptort, gefallen war, verzweifelten sie an ihrem Glücke. Also wurde (J. 222: 532) Gallien, diesseits der Alpen, römische Provinz, und zur Befestigung der Herrschaft wurden Cremona und Placentia angelegt. Auch ward Istrien unterworfen (J. 221).

314. Diese Kämpfe Roms mit Illyrern und Galliern nöthigten sie, die großen Erwerbungen ungestört geschehen zu lassen, welche Karthago, unter Hamilkars und Hasdrubals Anführung, in Spanien machte: den Letzteren indeß lockte sie zu dem Versprechen, seine Eroberungen nicht auf das linke Ufer des Iberus auszudehnen. Zu derselben Zeit aber, da Rom die Gallier, nicht gewann, sondern unterwarf, kam Hannibal an die Spitze der karthagischen Macht in Spanien, in großer Seele seines Vaters alten Haß, den Rom wohl verdient hatte, treu bewahrend, und entschlossen, den Kampf gegen Rom von Neuem

zu beginnen. Rom hätte freilich für diesen Augenblick, da die Gallier noch nicht ans Gehorchen gewöhnet waren, da viele Italer die alte Freiheit noch nicht vergessen hatten, und Demetrius von Pharus, zu spät erkennend, daß es kein erfreulicher Gewinn sei, welchen der Mensch für Verrätherei von Fremden zieht, Unruhen in Illyrien erregte — Rom hätte für diesen Augenblick wohl gern den Krieg vermieden; aber grade deßwegen hatte Hannibal noch einen Grund mehr, ihn zu beginnen; und Rom konnte durch ihre Gesandtschaften, als Sagunt belagert wurde, nur Etwas zu erreichen hoffen, weil sie weder den Mann kannte, der Karthago's Heere führte, noch die Gesinnung der Bürger dieser Stadt. Daß nun Rom den unvermeidlichen Krieg nach Africa und Spanien zu setzen trachtete, das war groß und kühn gedacht; aber dieser Entwurf wurde wenigstens zur Hälfte dadurch vereitelt, daß Hannibal einen noch größeren und noch kühneren Gedanken, dessen Ausführung, auf diese Art wenigstens, Rom für unmöglich hielt, den Krieg nämlich nach Italien zu bringen, mit unerwarteter Raschheit ausführte (J. 218 : 536). Da mußte der Consul Tib. Sempronius Longus, der nach Africa gehen sollte, aus Sicilien nach Italien zurückkehren; der andere Consul hingegen, Publ. Cornelius Scipio, welcher früher nach Spanien segelte, fand, als er am Rhodanus anlangte, den Feind schon in der Nähe der Alpen. Die Maßregel, welche hierauf Scipio ergriff, seinen Bruder Cn. Cornelius mit dem größten Theile der Truppen nach Spanien zu senden, während er selbst

nach Italien zurück ging, war vortrefflich; es ist aber schwer zu sagen, ob er diese Maßregel aus tiefer Staats- und Kriegs-Kunde ergriffen, oder in dem, allerdings verzeihlichen, Glauben (für welchen er jedoch am Ticinus gebüßt hätte!), Hannibal werde entweder die Alpen nicht übersteigen, oder doch so geschwächt in Italien anlangen, daß keine große Macht nöthig sein würde, ihn am Fuße des Gebirges zu vernichten. Aber für Roms Geist und Sinn zeuget es auf eine schöne Weise, daß sie sich nicht damit begnügte, dem Baum einige Zweige und Aeste abzuhacken, sondern daß sie ihm die Axt an die Wurzel zu legen strebte; daß sie wegen der nahen Gefahr nicht das Wichtigste, den Krieg in Spanien aufgab, sondern lieber das Aeußerste wagte, als zu einer kleinlichen Maßregel ihre Zuflucht nahm. Ueber das Gefecht am Ticinus geriethen die Römer in Erstaunen, aber der Ausgang machte sie nicht besorgt, obwohl die Unruhen der Gallier bedenklich waren. Der Verlust der Schlacht am Trebia hingegen, (J. 218) durch welche der Consul Sempronius den Krieg schnell zu entscheiden gehofft hatte, erschien gefährlich, weil nun die Gallier gänzlich abfielen und ein großer Theil Italiens verloren ging: aber Alles, was Rom that, ging nur auf Erhaltung und Sicherung entfernter Besitzungen, die leicht anzugreifen und schwer wieder zu erobern waren, und ruhete, wie es scheint, auf dem erhabenen Bewußtsein, daß die ewige Stadt ihrer selbst gewiß wäre und darum für sich und ihre nächste Umgebung nichts zu fürchten habe. Als nach Diesem (J. 217) Hannibal den hefti-

gen Consul Flaminius, dessen Zorn wegen der feindlichen Verheerung Italiens aufs Höchste entbrannt war, am See Trasimenus ins Verderben gelockt hatte: da erschütterte zwar das so furchtbare als erhabene Wort des Prätors M. Pomponius: Wir haben eine große Schlacht verloren! die Gemüther der Römer; aber der Senat behielt seine Fassung. Und wenn die fernere Nachricht von einem neuen Unfalle, die frische Wunde noch weiter aufreißend, auch ihn beunruhigte: so geschah doch auch in der allgemeinen Bestürzung Nichts Kleinliches oder Unwürdiges. Nachdem die erzürnten Götter versöhnet waren, und ein Dictator, welcher in den Tagen der Vorzeit das gemeine Wesen oft aus großer Noth gerettet hatte, an der Spitze desselben stand, kehrte das Vertrauen zurück. Und als hierauf Hannibal, durch wichtige Gründe bestimmt, und vor Spoletum schwer gewarnet, nicht wider Rom selbst zog, sondern, wie vor den Besiegten furchtsam weichend, fern von Rom nach der nördlichen Küste des südlichen Italiens ging, da stieg das Vertrauen dergestalt, daß das weise Zaudern des Dictators, Q. Fabius Maximus, (der sich wie eine Wolke drohend an den Höhen der Gebirge zu lagern pflegte, und der lieber von einem klugen Feinde gefürchtet, als vom unwissenden Volke gelobt sein wollte) viele Tadler fand, bis er sich durch den Erfolg und durch die Verlegenheit, aus welcher er den raschen und verwegenen Hauptmann der Ritter, Minucius, rettete, schön bewährte.

315. Wenn aber hierdurch der Dictator gezeigt hatte, daß auch ein solcher Mann besiegt werden könnte; wenn die Feinde erst ihm gegenüber erkannten, daß sie wider Römer und in Italien stritten; wenn einige Vorfälle zur See für Rom günstig liefen, und wenn besonders der Krieg in Spanien, den die Scipionen — Publius war seinem Bruder Cnejus zu Hülfe gesandt — mit großem Nachdruck und noch größerem Glücke fortsetzten, schöne Hoffnungen erregte: so stand den Römern doch das schwerste Unglück noch bevor. Der Consul C. Terentius Varro konnte sich so wenig als Heer und Volk mit dem Grundsatze des Fabius versöhnen: nur durch Lagerungen müsse ein von Haus und Vaterland abgeschnittener Feind überwunden werden. Deßwegen ließ er sich zu der Schlacht bei Cannä (J. 216: 538) verleiten, und erlitt in derselben eine so gräßliche Niederlage, wie fast beispiellos in der Geschichte ist. Rom erinnerte sich in der ersten Bestürzung an den Tag am Allia, und dieses um so mehr, da sie fast gleichzeitig eine andere Niederlage, unter dem Prätor Posthumius, von den Galliern erlitt; aber Hannibal mochte den schönen Sieg zu theuer erkauft haben, als daß er, auch abgesehen von seinen übrigen Anschlägen und Entwürfen, es hätte wagen sollen, vor Rom zu erscheinen. Dennoch schienen die Folgen groß genug zu werden. Durch ganz Italien verbreitete sich die Erinnerung an alte Freiheit und alte Schmach. Viele nahmen, um diese zu rächen und jene wieder zu gewinnen, des Puniers Partei; Andere schwankten, auf Keinen war zu rechnen. König Philipp von Macedonien,

durch den vertriebenen Demetrius von Pharus über Roms Art und Absicht leidenschaftlich, aber nicht allein durch ihn, belehrt, schloß mit Hannibal ein Bündniß (J. 216), und der bald (J. 215) folgende Tod des Bundes-Genossen Hiero von Syrakus, der vor seinem Ende seinen Enkel und Nachfolger, Hieronymus, umsonst ermahnt hatte, die Treue gegen Rom zu bewahren, gab den Römern einen neuen Feind. Aber ein Staat, dessen Bürger so zu sterben wissen, wie die Römer bei Cannä gefallen waren; der Jünglinge von solcher Gesinnung hat, als mit welcher P. Scipio die feigen Seelen vornehmer Jugend, die am Vaterlande verzweifelten, einschüchterte; der gegen Diejenigen, welche das Leben vorgezogen hatten, solche große Grundsätze zu befolgen vermag, als T. Manlius Torquatus aussprach; der nach solcher Niederlage den Gesandten des Siegers abzuweisen wagt, und der sich überhaupt mit solcher Würde und Größe zu benehmen weiß, wie Rom — ein solcher Staat braucht vor der Menge seiner Feinde nicht zu zittern, und wenn er das Unglück nicht abwenden kann, so ist er doch vor Schande sicher. Rom hatte große Anstrengung und große Vorsicht nöthig, aber der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein, und wenn sich der Kampf in die Länge zog, so konnte der Ausgang nur um so entscheidender werden.

316. Indem aber Rom Alles aufbot für sich selbst und ihre Herrschaft (sie bewaffnete selbst Sklaven), gelang dem Hannibal nicht, seinen Verlust zu

ersetzen. Er gewann weder bedeutend durch die von Rom abgefallenen oder abgezogenen Italer; noch kam von außen die ersehnte Hülfe. Seine alten Truppen aber verloren den Kriegsgeist. Die üppige und verführerische Capua ward für Hannibal ein Cannä. Bei Nola, wo er mehr als einmal (schon im J. 213) vor dem kühnen und tapferen Claudius Marcellus mit Verlust zurückweichen mußte, erkannte er, daß er andere Soldaten in Capua hinein, andere heraus geführet hatte. Und um dieselbe Zeit siegte sogar Tib. Gracchus in dem harten Gefechte bei Beneventum mit den römischen Sklaven, welche um die Freiheit wie freie Männer stritten. Diese und andere Vorfälle machten auf Rom, auf das karthagische Heer und auf die Italer einen tiefen Eindruck. Seitdem sank Hannibal unaufhaltsam, wenn er gleich vielfältig zeigte, daß er noch derselbe war, und wenn er gleich von Zeit zu Zeit den Römern empfindlichen Schaden zufügte. Selbst sein kühner Marsch, welchen er fünf Jahre nach der Schlacht bei Cannä (J. 211) auf Rom selbst wagte, konnte wohl einer Stadt, die nicht mehr gewohnt war, den Feind von der Mauer zu sehen, einigen Schrecken einjagen; aber eine Veränderung seiner Verhältnisse bewirkte er nicht. Capua ward nicht gerettet, und das Unglück, welches diese berühmte und mächtige Stadt, obwohl nicht ohne Würde (denn einige Bürger, und unter ihnen Vibius Virrius, starben besser, als sie gelebet hatten) erduldete, mußte Alle Italer schrecken, die von Rom abgefallen waren oder dazu versucht sein mochten. Und doch war um diese Zeit fast jede andere

Hoffnung Hannibals schon vereitelt. Und Rom kämpfte um diese Zeit mit drei und zwanzig Legionen zu See und Lande.

317. König Philipp von Macedonien, Anfangs durch einen glücklichen Zufall hingehalten, und hierauf (J. 214) durch Q. Rävius Crista bei Apollonia geschreckt, wurde nachmals mit großer Klugheit durch nähere Feinde, mit welchen sich Rom verbündete, dergestalt beschäftigt, daß er den Punier in Italien seinem Geschick überlassen mußte. — Auf Sicilien war der Krieg, nach der Ermordung des unklugen Jünglinges, Hieronymus, eine Zeitlang bedenklich gewesen; durch Eines Mannes Geist und Wissenschaft, des Archimedes, hatte Syrakus drei Jahre lang der Tapferkeit und dem Glücke der Römer widerstanden: dann aber war sie, eine der schönsten und reichsten Städte jener Zeit, vor welcher Athens Macht, grade vor zwei hundert Jahren, einen schrecklichen Untergang gefunden hatte, in die Gewalt Marcells, vielleicht eben so zufällig gefallen, als ihr großer Vertheidiger zufällig das Leben verloren hatte (J. 212). Hierauf war ganz Sicilien unterworfen und zur ersten römischen Provinz gemacht (J. 210: 544). — In Spanien hatten die Scipione fort und fort mit Glücke gestritten und unterhandelt; und ob sie gleich beide in demselben Jahr, in welchem Syrakus erobert ward, nach siebenjährigem Glück, innerhalb dreißig Tagen, weil sie den Spaniern und sich selbst zu viel vertraueten, einen traurigen Untergang fanden: so hielt doch bald die kühne Besonnenheit des

Ritters L. Marcius, der die Wuth der Verzweiflung in den Resten ihrer Heere trefflich zu gebrauchen verstand, die Karthager ab, ihre Siege zu benutzen. Hierauf wurde P. Cornelius Scipio, ein Sohn des gefallenen Publius, zum Feldherrn in Spanien ernannt, da kein Anderer sich um diese gefährliche Würde zu bewerben wagte; ein Jüngling, der es zweifelhaft ließ, ob er bloß durch seine schönen, großen, glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften für einen Götterspross gehalten ward, oder ob er durch Kunst Etwas hierzu beitrug. Dieser Jüngling, der vom Anfange des Krieges an von Zeit zu Zeit bedeutend hervorgetreten war, gab dem Krieg in Spanien schnell eine entscheidende Wendung: durch Freundlichkeit und reine Sitte, durch Kriegskunst und Tapferkeit, auch wohl durch Gewalt und Schrecken (was zu Astapa geschah, zeugt so schwer wider die Römer unter ihm, als es an sich bewunderungswerth ist), verbreitete er die römische Herrschaft mehr und mehr; und wenn er auch den Hasdrubal nicht verhindern konnte, sein Heer, als Spanien nicht neben Italien zu retten war, nach dem letzten Lande zu führen (J. 208): so wurde grade hierdurch die gänzliche Unterwerfung Spaniens (J. 206) beschleuniget, so wie die völlige Entwickelung herbei geführt. Denn während Jenes geschah, hatten der Consul Claudius Nero, der mit einer Verwegenheit, die Rom selbst in Erstaunen und Angst setzte, beide große Feldherren der Punier, Hannibal und Hasdrubal, zu täuschen wagte, und sein College M. Livius gegen den Letzten die Schlacht am Metaurus bestanden; Hasdrubal war gefallen, sein Heer vernich-

tet, Hannibals letzte Hoffnung verschwunden. Der Sieg der Römer war dem karthagischen Siege bei Cannä gleich, und Rom zeigte durch den Jubel, mit welchem sie denselben feierte, daß sie fühlte, für Italien sei die Sache entschieden. Hierauf kehrte Scipio aus Spanien mit dem Ruhme zurück, keinen Karthager in jenen Ländern gelassen zu haben. Da ward er Consul (J. 205). Als Solcher wollte er, im Vertrauen auf seinen Geist, sein Glück, seine Jugend, sein Heer und seine africanischen Freunde, den Krieg nach Afrika, vor Karthago's Thore, versetzen, um das verwüstete Italien zu rächen, und den Kampf glorreich zu endigen. Umsonst widersetzte sich der alte Fabius Maximus, dem es gefährlich schien, den Feind im Lande zu lassen und einen fernen Krieg zu beginnen; umsonst mit ihm die Alten, welche sich voriger Zeiten erinnerten. Scipio ging hinüber; das Glück blieb ihm treu; Hannibal mußte Italien verlassen, um Karthago zu retten; endlich führte die Schlacht bei Zama (J. 202) die Entscheidung herbei. Den Karthagern war der Grundsatz, daß ein Staat, der seinem Feind Etwas bewilliget, Alles aufgiebt, (ein Grundsatz, dessen Wahrheit die Römer tief fühlten) gänzlich fremd. Sie baten um Frieden. Scipio schrieb den Frieden vor (J. 201 : 553) und einen solchen Frieden, daß Rom nicht mehr fürchten durfte, je wieder in ihren großen Bestrebungen von Karthago aufgehalten zu werden. Da wurde er der Afrikaner genannt.

318. Dieser Ausgang eines achtzehnjährigen, hartnäckigen, oft verzweifelten Kampfes mußte auf Roms Wesen und Art sehr tief wirken. Italien war im Laufe des Krieges nach und nach fast ganz verloren: aber durch den Ausgang wurde die römische Herrschaft doppelt befestiget und das Verhältniß zu den Treuen, wie zu den Abgefallenen, neu bestimmt. Das Land war im Verlaufe des Krieges schrecklich verwüstet und entvölkert: aber die gütige Natur sorgte bald für erneuertes Leben. Rom hatte durch die ruhmwürdigsten Anstrengungen in der mannigfaltigen, dringenden Noth in vieler Rücksicht unsäglich gelitten; aber dadurch war sie auch mehr als je zuvor zum Gefühl ihrer Kraft gekommen; sie hatte an Bürgergeist unendlich gewonnen, und durfte von nun an wohl glauben, daß die Herrschaft der Welt, nachdem sie solche Gefahr glücklich bestanden hatte, für sie kein zu großer Gedanke wäre. Die Verfassung Roms war nicht geändert; aber in solchen stürmischen Zeiten, wo der Augenblick so oft schnelle Entscheidung forderte, waren doch die Gewalten verrückt, und der Senat gegen das Volk ungemein gestiegen. Auch die Sitten fingen an, sich von der alten Einfalt zu entfernen; das Fremde, das Gebildetere wirkte auf Alle, die es sahen, die darunter lebten; griechische Art und Kunst fand Liebhaber; die Schätze, die Marcellus aus Syrakus mit Bewunderung und Erstaunen nach Rom brachte, ergriffen die Gemüther; das Geld, welches Scipio aus Spanien und Afrika auf das Capitolium führte, blieb nicht ohne Wirkung; die Bestrebungen, durch Ruhm und Triumph

hervorzuragen, rissen die edelsten Seelen zu kriegerischen Gedanken fort; Land und Beute reizten auch den weniger edelen Sinn und entfernten von Tugend und Einfalt. Und wenn auch der Senat noch mit dem strengsten Ernste die Mißhandlung der Bezwungenen ahndete und die Hinneigung zu fremden Sitten untersuchte — Dieses z. B. selbst wider Scipio, Jenes an dessen Unterfeldherrn Q. Pleminius —: so zeigte doch die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens auf eine entartete Zukunft hin. Nachdem übrigens ganz Italien gehorchte, die Herrschaft über das Meer und alle westlichen Inseln gesichert, Spanien wenigstens dem Namen nach unterworfen, und Karthago also gebrochen und gebunden war, daß sie der Unterwerfung nicht entgehen zu können schien: was war bei diesem Geiste der Römer im Ganzen und Einzelnen natürlicher, als daß sie sich wider Macedonien und Griechenland wandten, die in jeder Rücksicht am Meisten reizen mußten! —

Fünftes Capitel.

Kriege mit Makedonien, Syrien. (Rückblick auf diese Reiche, auf Griechenland u. a. Achäischer und ätolischer Bund.)

319. Von der Schlacht bei Ipsus (J. 301.), durch welche die Auflösung der macedonischen Herrschaft vollendet ward (281), bis auf den Augenblick, da das Ende des zweiten punischen Krieges den Römern Zeit ließ, ihr Auge auf Macedonien und Griechenland zu wenden, waren gerade hundert Jahre verflossen. In

diesem Zeitraume war in Macedonien und Griechenland wohl Vieles geschehen, welches, obgleich wenig erfreulich für ein menschliches Gemüth, höchst lehrreich zeigen könnte, wie unglücklich ein Staat ist, dessen schön aufblühende Kraft zu naturwidriger Eroberung mißbraucht wird, wie erbarmungswürdig ein Volk, daß sich selbst überlebt, weil es ohne Einheit und Tugend in unglückseliger Selbstverblendung zu seinem eigenen Verderben gehandelt hat: aber alsdann ist nöthig, den Begebenheiten recht ins Einzelne zu folgen. — Kassander, der Mörder der Familie Alexanders des Großen, blieb König von Macedonien; Antigonus war in der Schlacht gefallen, sein Sohn aber, der sinnreiche, tapfere, üppige und ruhmsüchtig-unruhige Demetrius Poliorcetes suchte Griechenland, welches ermüdet und seiner edelsten Männer beraubt war, besonders aber die so geliebte als knechtische und unbeständige Athen an sich zu bringen; und nicht ohne Glück. Nach Kassanders Tode (J. 298) rieb seine Familie, in toller Wuth, sich selbst auf. Da erhielt Demetrius den blutigen Thron (J. 294). Ihm gehorchte fast ganz Griechenland. Nach sieben Jahren aber unterlag auch er seinem Uebermuth und seinen ausschweifenden Entwürfen. Hierauf rissen innerhalb fünf Jahren drei fremde Könige nach einander das Reich an sich: Pyrrhus, in welchem das für allgemeine Geschichte unbedeutende Epirus einen neuen Alexander ausgehen zu lassen schien (303); der alte Lysimachus, dem Thracien geblieben war, und der noch ältere Seleukus Nikator, welcher Syrien beherrschte. Als aber der Letztere durch den grimmigen Ptolemäus Ceraunus (J. 282)

meuchlerisch ermordet war, da erhielt Macedonien diesen, und nach diesem, in weniger als vier Jahren, drei andere Könige, während barbarische Völker-Schwärme, die man Gallier nannte, Macedonien mit wilder Verwüstung anfielen und überzogen. Nachdem aber die Gallier sich durch Theilung geschwächt und hierauf ein Haufe in der Gegend von Delphi, mehr durch Uneinigkeit, Hunger und Kälte, als durch die Griechen, deren Anstrengung nur ihre Schwäche zeigte, einen fabelhaften Untergang gefunden hatten, wußte sich Antigonus von Gonni, Sohn des Demetrius Poliorcetes, auf den wankenden Thron des verwüsteten Reiches zu schwingen (J. 278). Und als dieser den König von Syrien gewonnen und einen neuen Schwarm Gallier geschlagen, als Pyrrhus von Epirus, der hier wieder zu gewinnen suchte, was er in Italien verloren, und der ihn (J. 274) wirklich verdrängte, in seinen weiteren Entwürfen wider Griechenland zu Argos ein elendes Ende gefunden hatte, und als endlich der neue gefährliche Kampf mit des Pyrrhus Sohn Alexander glücklich bestanden war: da saß Antigonus Gonnatas nicht nur fest auf dem Throne, sondern er hinterließ auch denselben (J. 242) seinem Sohne, Demetrius II.

320. Bei diesen Soldaten-Spielen mit dem macedonischen Reiche; bei dem schnellen Wechsel der Könige und bei der Noth und Verwirrung, welche die Gallier verbreiteten, erhielten die Griechen Gelegenheit, ihr Schicksal noch einmal selbst zu bestimmen. Aber wie hätte ein so tief gefallenes Volk in dieser späten Zeit

weiser handeln sollen als in schöneren Tagen! Freilich hatte man große Erfahrungen gemacht, und hätte sich, nach Dem was geschehen war, wohl sagen können, was bevorstand, und wie es abzuwenden. Aber fast scheinet es, daß man den Quell des Uebels im Allgemeinen wenig erkannt habe. Wenn auch einzelne Männer eingesehen oder gefühlt haben mögen, daß Vereinigung aller Griechen, daß Verbesserung der Sitten und Rückkehr zu alter Tugend einzig und allein retten könnte, so wußten sie doch diese Vereinigung keinesweges zu bewirken. Für große Maßregeln, die auch den Gemeinsten mit fortreißen, fehlte es an Sinn und Kraft; ein lächerlicher Stolz auf den Ruhm der Väter verschlang das Gefühl für Volks-Ehre mehr als je und die Meisten waren zufrieden mit sinnlichen Genüssen. Also zeigten die Griechen fort und fort, daß sie so wenig frei als gehorsam sein konnten. Wenn die Könige von Macedonien nicht ihr Schwert über ihnen hielten, wie über Thessalien fast immer und über den Anderen oft, so trieb es jede Stadt für sich und auf ihre Weise; die meisten mußten einem Tyrannen gehorchen und gewöhnlich wohl einem Soldaten, der zu Macedonien gehalten hatte; anderen gefiel es, sich frei zu nennen, wie die, wegen vormaliger Würde und Bildung, fast über die Gebühr geschonte Athen, bis sie (schon im J. 267) von Antigonus überwältiget wurde; noch andere endlich sahen einzelne Männer, die wenigstens den guten Willen hatten, zu alten Gesetzen, zu alter Zucht und Ordnung zurückzuführen, wie Sparta, die doch von Zeit zu Zeit daran erinnerte, was sie einst gewesen war: Lykurgs allgewal-

tiger Geist zeigte sich noch in einzelnen Männern und Bestrebungen, und die Geschichte Sparta's ist die lehrreichste in dieser Zeit. Alle aber verwandten, wie immer, so auch jetzt noch, den Rest der Kraft, die ihnen geblieben war, wider Griechenland und Griechenthum.

321. Nur die Achäer, von Alters her ein verständiges und gerechtes Völklein, wenn sie gleich für das gemeine Vaterland wenig gethan, hatten erkannt, wie verderblich Trennung ist, und wie wenig einem kleinen Staate die Freiheit nützet, der von einer mächtigen Herrschaft erreicht werden kann. Darum benutzten sie die Verwirrung Macedoniens, durch dessen Könige sie verwirret waren, und alle zwölf Städte schlossen sich nach und nach dem Bunde an, zu welchem sich, um die Zeit als Pyrrhus nach Italien ging (J. 280), Paträ und Dyme vereinigten. Ein solcher Bund konnte allerdings in dieser Zeit der Gewalt, in welcher — wie in jeder, die zur Ordnung hinaufstrebt oder aus Ordnung hinabgesunken ist — das Faustrecht herrschte, eine Art von Landfrieden erhalten; auch mochte die ganze Verbindung wohl im Stande sein, sich gegen Fremde zu schützen, so lange die allgemeine Verworrenheit, die rings um sie her galt, fortdauerte. Ja, die Grundsätze des achäischen Bundes, die allen Mitgliedern völlige Gleichheit gewährten und von Keinem etwas Anderes verlangten, als Mitwirkung zum inneren Frieden, zum leichteren Verkehr, und zu gemeiner Vertheidigung, waren vielleicht die einzigen, unter welchen eine Vereinigung griechischer Staaten möglich war. Daher ist auch nicht zu

verwundern, daß sich, etwa dreißig Jahre nach der ersten Verbindung (J. 251), Aratus den Achäern anschloß, als er seine Vaterstadt, Sicyon, von ihrem Tyrannen befreien und dann sicher stellen wollte. Es ist nicht zu verwundern, daß ein so wackerer, wohlgesinnter Jüngling für eine Verbindung Alles aufbot, welche ihm bei seinem Streben, die alte Freiheit seines Vaterlandes herzustellen, allein einige Hoffnung geben konnte. Es ist nicht zu verwundern, daß ihm wirklich gelang, fast die ganze Peloponnes zu vereinigen, besonders da Antigonus Gonnatas alt war, und da so viele Städte unter Tyrannen standen, die sie auf keine andere Art zu stürzen wußten. Aber wenn auch alle griechische Staaten zusammen getreten wären: eine solche freie Verbindung, zumal zwischen Staaten Eines Volkes, die von Alters her getrennt gewesen waren, hätte, mit ihren Bundestagen (zu Aegion), mit ihren wechselnden Heerführern und Vorstehern, sich nur erhalten mögen, wenn etwa zwei oder drei benachbarte Staaten sich gegenseitig gehindert hätten, sie zu unterwerfen, d. h. nur dann, wenn sie auch ohne Verbindung von außen sicher gewesen wären, und in diesem Falle hätte sie zur Erhaltung des inneren Friedens vortrefflich wirken können; aber nie konnte sie gegen einen mächtigen Staat in der Nähe Sicherheit verschaffen: sie war viel zu lose, als daß nicht Trennung und hierdurch Vernichtung leicht gewesen wäre. Was war also jetzt zu erwarten! Von Anfang an stand ja diesem achäischen Bund ein anderer gegenüber, welchen das rohere, und, obgleich nicht ohne Kunstsinn, eben so kriegslustige als raubgierige

ätolische Völklein wahrscheinlich schon früher (J. 284?) geschlossen hatte, um sich vor dem Drucke macedonischer Könige sicher zu stellen! In diesem ätolischen Bunde, dessen Einrichtungen übrigens den Einrichtungen des achäischen in vielen Stücken ähnlich waren, stand sogleich ein Gegensatz da, und die Nothwendigkeit eines inneren Krieges oder einer fortdauernden Trennung war gegeben. In sofern der erste Zweck beider Bündnisse gegen Macedonien gerichtet war, konnten Achäer und Aetoler allerdings wohl zu einander stehen; aber sobald der eine Bund auf den anderen eifersüchtig oder vor ihm besorgt ward: und Dieses konnte nicht ausbleiben: mußten die Verbindungen sich an Fremde hängen, der Eine an den gemeinsamen Feind, der Andere an jeden, der sich darbot, und so die völlige Unterwerfung Griechenlands beschleunigen. Und da nun nachmals (J. 236 und ff.) Kleomenes III. ein kraftvoller, kühner Mann, den seine hohe Gesinnung über die Zeit täuschte, in Lacedämon nicht nur die Lykurgische Verfassung, über deren Herstellung schon Agis III. (J. 241) zu Grunde gegangen war, wirklich hergestellt zu haben glaubte, sondern auch strebte, Lacedämon von den Achäern frei zu halten und wieder zu ihrem alten Ansehen zurück zu führen: da lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die Achäer sich an Macedonien schlossen, die Aetoler aber zunächst an Sparta und dann an jeden Anderen, und also auch an die Römer, sobald diese sich naheten; aber es lag eben so sehr in der Natur der Verhältnisse, daß Macedonien und Rom diese Verbindungen zur Unterwer-

fung der verblendeten und bethörten Griechen aufs Beßte zu gebrauchen suchten.

322. Anfänglich standen die Aetoler in der That zu den Achäern gegen Demetrius von Macedonien (J. 244), aber ihre Eifersucht zeigte sich schon bei dieser Gelegenheit. Dennoch fuhr Aratus mit gewohntem Eifer fort, den Bund, dessen Seele er war, zu verstärken, und nach und nach mehrere Städte, und unter diesen auch Athen (J. 243), von ihren Tyrannen oder von macedonischer Besatzung zu befreien und in den Bund zu ziehen. Da suchten die Aetoler schon eine Verbindung mit Macedonien. Endlich (J. 227) brach um dieselbe Zeit, als Rom sich hier zeigte (313), zwischen Lacedämon und den Achäern ein Krieg aus — der s. g. Kleomenische. — Da gestalteten sich die Verhältnisse nach Natur und Lage weiter. Aratus, der früher Nichts Höheres erstrebet hate, als die Macedonier aus der Peloponnes zu entfernen, wandte sich an den (seit J. 232) König Antigonus den Versprecher (Doson), einen Bruder des Demetrius, und war selbst bereit, Diesem Korinth, die Thüre des Hauses, zu übergeben, um nur Hülfe gegen Lacedämon zu erhalten, welche allein, etwa von Aegypten unterstützt, noch im Stande gewesen war, die ganze Macht der Achäer, denen es an einem geschickten Anführer fehlete, (Aratus war kein Feldherr), dreimal zu schlagen, und hierdurch den Bund in Gefahr zu bringen. Antigonus kam wohl nicht ungern (J. 224); die Schlacht bei Sellasia, wo Lacedämon gegen die vereinte Macht Macedoniens, der Achäer

und anderer Griechen stritt, und wo der Jüngling Philopömen durch seine erste Waffenthat zeigte, was in ihm war, entschied (J. 222) für die Verbündeten; Lacedämon fiel in die Gewalt des Antigonus und Kleomenes fand fern vom Lande seiner Geburt und seines Strebens sonderbare Schicksale. Aber als nun kurz nachher Antigonus starb, und sein Neffe, Philipp III., zu derselben Zeit, da Hannibal in Spanien an die Spitze der karthagischen Macht kam, (J. 221) den Thron bestieg: so standen die Aetoler nicht an, durch Mißhandlung der Messenier, der uralten Feinde Sparta's, Veranlassung zu einem Kriege wider die Achäer zu geben, dem s. g. ätolischen oder Bundesgenossen-Kriege. Denn auf Lacedämon, obgleich sie nach ihrer Besiegung gut behandelt war, glaubte man rechnen zu dürfen. Die Achäer waren ohne geschickte Feldherren und versäumten, aus Liebe zur Ruhe, das Kriegswesen; und der sechszehnjährige König von Macedonien, der noch einen Krieg mit Illyrern geerbt hatte, schien den Achäern keine Hülfe gewähren zu können. Aber sie sahen sich bald in ihren beßten Hoffnungen betrogen. Philipp, von den Achäern herbeigerufen, zeigte, daß er nur an Jahren ein Knabe, in Entwürfen und in ihrer Ausführung aber ein Mann war, obgleich er sich nicht frei zu halten wußte von wohl- und übelmeinenden Freunden und Günstlingen, die in der Folge zu seinem Verderben mitwirkten. Der heillose Rauf-, Raub- und Verheerungs-Krieg schien Anfangs freilich höchst verwirrt und schwankend zu werden, theils weil es den Achäern und ihren Bundes-Genossen im Ganzen wie

im Einzelnen an Einheit und Thätigkeit fehlete, theils weil Philipp, obwohl mit schönen Fürstentugenden ausgerüstet, von ränkevollen Männern umgeben war, und weil er selbst auch wohl mit seinen Räthen es nicht ungern sah, daß sich Freund und Feind immer reifer zur Unterwerfung machten, theils endlich, weil die Aetoler unter ihrem Anführer, Skopas, das Heilige so wenig als das Gemeine achteten; im Ganzen aber lief er doch gegen die Aetoler, und der endliche Friede (J. 217) schien Griechenland gänzlich in Abhängigkeit von Macedonien zu bringen.

323. Dieser Friede, den Philipp vorschreiben konnte, wurde beschleuniget, und für Griechenland billiger gemacht, durch die Nachricht von der Niederlage der Römer am See Trasimenus. Hierdurch erhielt der römisch-punische Krieg für Macedonien und Griechenland eine solche Wichtigkeit, daß die Besorgniß des Agelaus von Naupaktus, es würde künftig, gleichviel ob Karthago oder Rom die Herrschaft über Italien erhielte, den Griechen und Macedoniern nicht mehr vergönnet sein, unter sich selbst Kriege zu führen und Frieden zu schließen, sehr gegründet war. Also war es schon deßwegen keinesweges unpolitisch, daß Philipp an dem Kriege in Italien Theil zu nehmen suchte; es war aber noch weniger unpolitisch, weil er, wie einst der große Philipp, hoffen durfte, durch einen solchen Krieg in der Ferne alle Griechen in Ruhe und Abhängigkeit zu erhalten. Sollte er jedoch den Gedanken geheget haben, sich selbst zum Herrn von Italien zu

machen; so würde Dieses beweisen, daß er seine Lage und seine Verhältnisse gar schlecht begriffen gehabt habe. Im Uebrigen war es in jeder Rücksicht verständig, daß Philipp sich nach der Schlacht bei Cannä mit Hannibal verbündete; die Leidenschaft des Demetrius von Pharus, der ihn gegen Rom aufreizete, fiel mit den Forderungen seines Reiches zusammen. Aber Philipp sah sich bald schwer in seinen Hoffnungen betrogen. Durch mehr als einen Zufall wurde er verhindert, nach Italien überzusetzen. Da sollte wenigstens Griechenland gehorchen! Aber Philipps Geist war nicht gemacht, ein solches widerspänstiges Volk, wie die Griechen waren, zu gewöhnen oder zu gewinnen. In Mißmuth über vereitelte Entwürfe, und im Verdruß über die Ungunst des Glückes, dazu von den Männern, die ihn umgaben, hin und her gezogen, wurde er mißtrauisch, willkührlich, gewaltthätig, und gewiß würde er alle Griechen gegen sich aufgereget haben — (denn die Achäer wurden nicht allein durch den Tod der beiden Aratus empört) —, wenn nicht die alte Feindschaft gegen einander stärker bei ihnen gewesen wäre als der neue Unwille. Die Römer fanden Verbündete an den verhärteten Aetolern, Eleern und Lacedämoniern, die nicht einsehen wollten, welch' einen Feind sie durch eine solche Verbindung nach Griechenland zogen; eben so waren mit ihnen, im verkehrten Sinn, Attalus von Pergamus und illyrische Fürsten; zu Philipp aber standen die Achäer. Also wurde Griechenland, an Statt daß ein auswärtiger Kampf der vereinten Griechen und Macedonier den Rest der Kraft hätte erhalten und mehren

können, von Neuem (J. 211) die Bühne eines unglückseligen inneren Krieges, der zu den alten Uebeln noch das neue und schwerste fügte, daß Rom die griechischen Angelegenheiten verwirren konnte. Weil aber den Römern jetzt nur daran gelegen war, in Griechenland das Kriegsfeuer zu unterhalten, und weil sie auch durch den weitverbreiteten, furchtbaren Kampf mit Karthago nicht im Stande waren, den Aetolern hinreichende Hülfe zu senden; weil ferner die Achäer an dem Philopömen einen Feldherren hatten, dem keiner seiner Zeitgenossen gleich kam, und weil Sparta dagegen seit der Flucht des Kleomenes aufs Gräulichste zerrüttet war: so mußte der Krieg wohl zum Vortheile Philipps und der Achäer laufen. Aber wie wenig war selbst mit dem Frieden gewonnen, den sie nach siebenjähriger Fehde (J. 204) den Aetolern und den Bundes-Genossen zugestanden, und dem selbst die Römer beitraten, nicht ohne Verdruß darüber, daß man nicht fortfuhr sich gegenseitig zu schwächen und wehrloser zu machen. Es blieb die alte Zerrissenheit und Feindschaft, und der Same zu einem Hauptkriege mit Rom war reichlich gelegt.

324. Und der Friede Roms mit Karthago trieb denselben schnell empor. Noch ehe dieser Friede geschlossen wurde, bald nach Beendigung des Krieges in Griechenland, hatte Philipp einen neuen Kampf mit dem Könige von Pergamus — welches kleine Reich auch aus den Trümmern der Herrschaft Alexanders des Großen hervorgegangen war — und den Rhodiern

angefangen. Zu diesem war auch durch kleinliche Veranlassung ein Streit mit der entwürdigten Athen gekommen. Philipp hatte gewiß gute Gründe zu diesen Kriegen. Wenn er die Freunde der Römer, welche durch ihre Lage und ihre Art für ihn sehr gefährlich werden konnten, überwältiget hätte, während Rom noch mit Karthago kämpfete, so würde er unstreitig freier in seinen Bewegungen gewesen sein und für künftige Fälle unendlich viel gewonnen haben. Aber auch dieses Mal zerfielen seine Entwürfe. Zu Lande fand er, wiewohl Manches gelang, harten Widerstand; zur See erlitt er schmachvolle Unfälle: der ungeheuere Untergang der Abydener ist hoher Bewunderung werth. Unterdeß beugete sich Karthago den Römern, und diese eileten, ihren vorfechtenden Freunden Hülfe zu bringen. Das römische Volk war zwar der beständigen Kriege, von welchen der eine stets den anderen zu erzeugen schien, herzlich müde, und wünschte einige Erholung nach der langen Anstrengung. Die alten Sünden, die man Philipp aufbürdete, konnten das Volk nicht auf Gedanken der Rache bringen. Aber die Vorstellung, daß die belagerte Athen ein Saguntum und Philipp ein Hannibal, und gefährlicher als Hannibal, werden könnte, stimmte dasselbe für den Wunsch und Willen des Senates, dem Kriege Bedürfniß waren. Also begann der Kampf (J. 200). Barbarische Völker nahmen gern Theil wider Macedonien; die Griechen aber, in der Mitte zwischen den beiden großen und mächtigen Staaten, unter einander getheilt und darum schwach und von Keinem geachtet, endlich auch ohne Willen

und Tugend, kamen in ein arges Gedränge. Athen wurde der römischen Hülfe wenig froh; sie kämpfte gegen Philipp heftig mit Worten und Briefen, in welchem Kampfe sie allein noch stark war; dafür aber hatte sie den Jammer, rings um sich her eine gräuelhafte Zerstörung des Heiligen, wie des Gemeinen, zu sehen. Die Aetoler hegten gegen Macedonien und Achäa noch stets die alte Feindschaft, aber sie waren auch nicht ohne Groll gegen Rom, weil sie im letzten Kriege treulos verlassen zu sein glaubten. Jetzt wurden sie durch die Macedonier über Roms Art und Absicht wohl belehrt; deßwegen zögerten sie, und beschlossen, was für große Staaten unwürdig ist, und kleine leicht um ihre Selbständigkeit bringt, irgend ein Ereigniß abzuwarten, das zeigen könnte, auf welcher Seite die wenigste Gefahr sein würde.' Bald aber standen sie zu den Römern, als eine Vertreibung derselben über das Meer, durch die Macedonier, nicht mehr möglich schien. Die Achäer blieben anfänglich den alten Verhältnissen treu, wenn sie gleich wenig thaten; als aber Rom in dem T. Quinctius Flamininus einen Mann gefunden hatte, der nicht nur in der Schlacht zu siegen verstand, sondern der auch durch Natur und Kunst eine bewunderungswürdige Gewandtheit besaß, Völker zu täuschen, Staaten zu betrügen, und mit den Leidenschaften und Neigungen der Menschen, für Roms und seine Absichten, zu spielen: da wurden auch sie bald um Rath und Wort gebracht; getheilt und zerrissen, wurden sie zu der römischen Partei gezogen. Hierauf folgte auch Sparta, deren Freiheits-Versuche in eine grausame

Tyrannei, die der schreckliche Nabis verübte, ausließen: Philipp hatte diesen Tyrannen umsonst zur Treue zu erkaufen gesucht. Endlich schwankte der Rest von Griechenland hin und her, und stellte sich mehr und mehr auf die Seite der Römer.

325. Unter solchen Verhältnissen fiel die Schlacht bei den Hundsköpfen in Thessalien (J. 197). Die unbehülfliche Phalanx, ohnehin nicht mehr vom alten Geiste beseelet, wurde, durch Elephanten geschreckt, und durch das Gelände getrennt, von den beweglicheren Legionen in die Flucht geschlagen. Der Sieg der Römer war vollkommen, und Philipp, der ohne Schlacht alle Forderungen der Römer einzugehen, für schimpflich gehalten hatte, sah sich nunmehr gezwungen, die Bedingungen anzunehmen, unter welchen Rom ihm Frieden zu bewilligen für gut fand. Rom, neuen Kriegen entgegensehend und überhaupt von der Wahrheit geleitet, daß eine große Herrschaft nur durch große Mäßigung und Umsicht gegründet werden kann, und daß besser ist, einen Schritt zurückzubleiben, als einen Schritt zu weit zu gehen, schien den Griechen zu milde; aber Macedoniens Macht wurde durch den Frieden gebrochen und Philipp, wie es schien, unschädlich gemacht. Die griechischen Städte in Europa und in Asien sogar wurden für frei erklärt, d. h. sie sollten gleich dem übrigen Griechenlande, keinem Anderen als den Römern dienen. Und die Griechen geriethen über diese Unabhängigkeit, als Titus Quinctius sie ihnen bei den isthmischen Spielen verkündigen ließ, in eine so

überschwengliche Freude, daß die Aeußerung derselben dem Befreier selbst fast gefährlich wurde. Nichts ist dem menschlichen Gemüthe mehr zuwider, als wenn der Feige und Schwächling nach der Ehre des Sieges und dem Preise der Tugend greifet. Wenn daher auch der Jubel Derer, welche ohne Kraft und Anstrengung die Freiheit als ein Geschenk anzunehmen sich nicht schämeten, von der einen Seite für das Streben der menschlichen Natur und für das göttliche Wesen der Freiheit zeigen kann, so erreget der Uebermuth, mit welchem sie höhnisch um dieselbe betrogen wurden, von der anderen Seite, doch auch mehr Ingrimm als Schmerz. Selbst der Umstand, daß Quinctius Griechenland nicht verließ; selbst sein Krieg gegen Nabis, und die Schonung desselben, als er besieget war, öffnete den Griechen nicht die Augen. Sie erkannten nicht, daß man darauf ausging, Trennung und innerliche Kriege in Griechenland zu erhalten, weil man, Theils im Allgemeinen bei den engen Beziehungen, in welchen die Staaten der zertrümmerten Herrschaft Alexanders des Großen zu einander standen, Theils wegen der besonderen Verhältnisse zum Könige Antiochus dem Großen von Syrien, einen neuen Krieg nahe sah, für welchen man ihre Unschädlichkeit, ihre Theilnahme wünschete. Sie waren wohl reif genug, sogleich gänzlich unterworfen zu werden, aber so lange Hannibal lebete, und Syrien nicht bezwungen war, konnte es nur vortheilhaft sein, und ihren künftigen Gehorsam sichern, wenn man sie mit Gaukeleien umstrickte, mit Lockungen bethörte, mit Verhetzungen aller Art vollends ermattete.

Denn wenn auch Einzelne, wie die Aetoler, gar bald mit den Römern unzufrieden wurden, so ging doch diese Unzufriedenheit nicht aus Volkssinn oder Vaterlandsgeiste hervor, sondern vielmehr daraus, daß man sich in Erwartung eines größeren Lohnes getäuschet sah. Darum war diese Unlust nicht eben gefährlich; und der fortgehende Kampf der Verstockten bewies deutlich, daß man sich weiteren Entwürfen überlassen könnte, und auch einen Krieg mit Syrien nicht scheuen dürfte. —

326. In den Bewegungen, durch welche das von Alexander dem Großen verwirrete Leben zu einiger Ordnung zurückstrebte, hatte Seleukus vor mehr als hundert Jahren (J. 312) den Grund zu dem Reiche, welches nach ihm benannt ist, durch die Gewinnung der alten Babylon gelegt. Nachdem er aber in zehn Jahren seine Herrschaft östlich sehr erweitert und befestiget hatte, und nachdem hierauf der übermüthige Antigonus in der Schlacht bei Ipsus (J. 301) um sein Leben, sein geistvoller und erfindungsreicher Sohn, Demetrius, aber um seine schönsten Hoffnungen gekommen war, suchte Seleukus westlich die Küsten des Meeres zu gewinnen, und machte Syrien zum Hauptlande seines großen Reiches. In der That hatte dieses Land an sich selbst und durch die Verhältnisse, zwischen Ptolemäus und Lysimachus, eine besondere Wichtigkeit; aber ein geheimer Zug zur Heimath und ein Verlangen, von Alexanders Herrschaft so viel als möglich an sich zu bringen, mögen ihn auch dazu bewogen haben. Und wenn auch nicht zu leugnen sein möchte, daß es

unnatürlich gewesen, den Sitz der Herrschaft über Asien nach Syrien zu verlegen, so dürfte doch auch nicht minder wahr sein, daß Seleukus für diese, so ganz und gar unnatürliche, Herrschaft, ohne die Erwerbung Syriens schwerlich die achtzehnjährige Ruhe gefunden haben würde, die ihm möglich machte, durch die Anlegung vieler Städte (z. B. Antiochia's, wo sein Hof war, und Seleucia's, welche die alte Babylon erschöpfete, um selbst blühend zu werden), und durch manche gute Einrichtung seiner Regierung Glanz zu geben; aber freilich mochten die alten, abgematteten und entwürdigten Völker Asiens über diesen Glanz des Eroberers viele bittere Thränen weinen, die keiner gezählt oder beachtet hat. Bei seinem nachmaligen (J. 282) Versuch, Kleinasien zu erobern, wundert man sich fast am Meisten darüber, daß derselbe nicht früher gemacht ward und erst durch Familien-Verhältnisse veranlaßt werden mußte. Aber seine Ermordung, als er zu Asien auch die macedonischen Besitzungen in Europa an sich bringen wollte (J. 281), bezeichnete in der That den Wendepunkt des syrischen Glückes. Denn sein geliebter Sohn, Antiochus I., führt zwar den Namen: Erretter (Soter); aber es war doch unleugbar ein Vorbote des Verfalles, daß er, in den neunzehn Jahren seiner Herrschaft (vom J. 281 — 262), nicht nur die Absichten seines Vaters auf Macedonien aufgeben mußte, sondern daß er auch Bithynien umsonst bekämpfete, daß er die kriegerischen Gallier, die nach mannigfaltigen Wanderungen (J. 277) bis nach Asien kamen, nicht zu vertrei-

ben vermochte, und daß er es ansehen mußte, daß in Pergamus ein neues Reich gegründet wurde, welches durch seine Lage sehr bedeutend werden konnte. Unter dem dritten Könige, Antiochus II., (vom J. 262 — 247) offenbarete sich dieser Verfall sowohl durch die Unruhen im östlichen Theile des Reiches, wo die kräftigen Parther und Baktrier ihre Unabhängigkeit vorbereiteten, als auch in dem traurigen Kriege mit Aegypten (vom J. 260 — 252), und in dem königlichen Hause. Solch' ein elender Gott, wie dieser Antiochus II. war, verdiente solchen Tod zu sterben! Aber mit Seleukus II. war dem Reiche nicht geholfen. Seine Regierung war eine zwanzigjährige (v. J. 247 — 227) ungeheuere Verwirrung. Zu dem unglücklichen Kriege wider Aegypten, den eine schlechte That veranlaßte, wenn er gleich in den Verhältnissen beider Staaten zu einander seinen Grund haben mochte, kam der Verlust von fast ganz Klein-Asien an Eumenes von Pergamus; es kamen hinzu böse Händel mit Antiochus Hiero, des Königes Bruder, es kamen endlich hinzu Kämpfe mit den Parthern, welche diesen (J. 238) die Freiheit sicherten, dem Könige hingegen Gefangenschaft und Tod brachten. Seleukus III. aber fand zu früh gewaltsamen Tod (228), als daß durch ihn Etwas hätte gebessert werden können, wenn er es auch vermocht hätte.

323. Antiochus III., mit Philipp III. von Macedonien beinahe gleiches Alters, bestieg drei Jahre früher als dieser, fast noch als Knabe, den Thron.

Den Beinamen des Großen, den man ihm gegeben hat, mag er immerhin tragen, da er unter den syrischen Königen in der That hervorragt, und da seine lange Regierung (vom J. 224—187) fast in unaufhörlichen Kriegs-Zügen, für welche man jenen Beinamen ja aufbehalten zu haben scheinet, hinlief. Aber wenn man auf die Tiefe des Geistes und auf das Sittliche im Menschen, auf reines Wollen und festen Sinn, achtet: so möchte Antiochus den stolzen Beinamen schwerlich verdienen. Anfänglich verwirrete der feige und trotzige Hermias, den der König haßte, dem er aber aus Furcht folgte, durch grausame Ränke das Reich: denn wenn die Empörung der Brüder Molon und Alexander, Satrapen von Medien und Persien, auch nicht durch ihn veranlaßt ward, so wurde sie doch von ihm begünstiget. Indeß wurde dieser gefährliche Aufruhr mit mehr Glück als Geschick unterdrückt (J. 220), und der König auch von dem fürchterlichen Karer, aber nur durch Meuchelmord, befreiet (J. 218). Der Krieg, der hierauf unternommen ward, um die Aegyptier, oder vielmehr die Ptolemäischen Soldaten, von der syrischen und phönicischen Küste zu vertreiben, hatte politisch und militärisch gute Gründe; aber er war bedenklich bei der Stimmung des Achäus, Oheims des Königes, und Satrapen in Kleinasien. Zuerst indeß lief der Krieg glücklich, aber mehr durch Verrätherei als durch Geschicklichkeit. Alsdann verlor Antiochus durch Unterhandeln die Zeit des Handelns. Endlich entschied die Schlacht bei Raphia in Judäa (J. 217) gänzlich gegen ihn; und wenn Ptolemäus

Philopator zu üppig und faul war, um den Sieg gehörig zu benutzen, so kann Dieses nur als ein unverdientes Glück des Königes von Syrien angesehen werden. Nach diesem wurde Achäus, der sich König nannte, bekämpft; aber zuerst bedurfte Antiochus zu diesem Krieg eines Bündnisses mit Attalus von Pergamus, in welchem Syrien doch Nichts Anderes als einen Feind sehen konnte, und dann ward Achäus erst im dritten Jahr (J. 214) in Sardes mehr durch die überraschende Kühnheit einiger Männer als im offenen Kampfe vom Könige überwunden. Die siebenjährigen Züge, welche hierauf nach den östlichen Theilen des Reiches unternommen wurden, fielen siegreicher aus, als man erwarten mag. Aber Arsaces III. wurde umsonst aus Parthien vertrieben: Antiochus hielt für das Beßte, ihn als unabhängigen König (J. 210) anzuerkennen, obgleich die Parther durch die Eroberung Mediens (J. 214) gezeigt hatten, welch' ein Sinn in ihnen war. Selbst der Krieg wider Baktrien endigte (J. 206) mit förmlicher Anerkennung dieses Reiches. Endlich zeuget der Zug gegen Indien (J. 205) mehr von Schwäche als von Stärke. Das Bündniß, welches hierauf (J. 203) Antiochus mit Philipp von Macedonien zur Theilung Aegyptens, das nach Philopators Tode bei der Minderjährigkeit seines Nachfolgers vielfach verwirret war, geschlossen haben soll, begreift man nicht, wenn man die Verhältnisse Philipps bedenkt. So beschränket war dieses Königes Ansicht von der Lage der Welt wohl nicht, daß er im Ernst an eine Erwerbung Aegyptens hätte denken können. In jedem Fall ist die Ereiferung des Polybius,

nicht über das Unpolitische, sondern über die Ungerechtigkeit dieses Bündnisses sonderbar. War denn nicht die ganze Herrschaft der Griechen über asiatische und ägyptische Völker Eine große Ungerechtigkeit? Kann es Etwas Abscheulicheres geben, als diese elenden Raubkriege mit entwürdigten Knechten und mit Miethlingen ohne Vaterland und Ehre? Und hatten die Römer weniger Landgierde, und verfuhren sie weniger ungerecht, als jene beiden Fürsten? Wie es aber auch mit dem Bündnisse stehen mag: dem Antiochus gelang, die Küsten Phöniciens und Palästina's zu gewinnen und zu behaupten; aber darüber verlor er die Zeit (bis J. 198); und als er nachmals in Klein-Asien vordrang, um hier die Ptolemäer zu vertreiben, vielleicht auch, um seinem Bundes-Genossen Philipp wider die Römer Hülfe zu leisten, da kam er für den letzten Zweck zu spät; die Schlacht bei den Hundesköpfen hatte entschieden, das Bündniß, zu welchem auch Karthago, wo Hannibal noch an der Spitze der öffentlichen Verhältnisse stand, gezogen werden sollte, war zum Voraus vereitelt, und das Vordringen des Antiochus bis an die westliche Küste (J. 196), bis nach Europa, hatte keine andere Folge, als daß es die Römer stärker gegen ihn aufreizete.

328. Rom würde wohl den Krieg wider Antiochus sogleich begonnen haben, wenn nicht drei Dinge zurückgehalten hätten. Zuerst waren um dieselbe Zeit die furchtbaren Rache-Kämpfe, zu welchen sich die bejochten Spanier unaufhörlich erhuben, bedenklich.

Der Proconsul Sempronius erlitt eine Niederlage, die gefährlich schien; und der schwere, der abscheuliche Krieg gegen die heiligsten Gefühle der Menschheit erhielt erst (J. 195) durch M. P. Cato, der die Celtiberer, Spaniens Stärke, brach, eine andere Wendung. Nicht minder ernsthaft aber waren auch die Kriege mit den gallischen und ligurischen Völkern in Italien, welche (J. 193) bewiesen, daß sie die alte Freiheit noch nicht vergessen hatten. Zweitens mußte doch die Menge in Rom, welche, dem richtigen Sinne getreu, ermüdet war, zu einem neuen, und zu einem so fernen und großen Kriege gehörig vorbereitet werden. Und endlich durfte man auch hoffen, durch Verhetzung, Verlockung, Verwirrung der Völker wie der Einzelnen den Ausgang des Kampfes zu sichern. Aber je lieber Rom den Ausbruch verzögerte, desto mehr hätte Antiochus eilen sollen, den nothwendigen Krieg zu beginnen. Antiochus jedoch war nicht im Stande, sich in Roms Sinn und Art zu finden; ihm lagen Aegypten und Asien mehr am Herzen; er war zu sicher vor dem fernen Volke. Also verliefen noch einige Jahre, ehe es zur Entscheidung kam. Das Getreibe in diesen Jahren, die Aufreizung der Leidenschaften, die Hoffnungen und Erwartungen zu beachten, ist äußerst lehrreich. Aber Antiochus verstand weder die erbitterten Aetoler, die auf ihn alle ihre Hoffnungen setzten, noch den heiligen Zorn Hannibals, der, Roms Ingrimm und seiner Mitbürger Verzagtheit entfliehend (188), sich (J. 195) zu ihm begab, oder die Stimmung Philipps und der Grie-

chen. Die Römer hingegen wußten, was sie wollten: nämlich, verhetzen, umstricken, überwältigen, beherrschen. Denn als endlich Antiochus, die Unterhandlungen und Zänkereien abbrechend (J. 191), mit morgenländischer Pracht, nach Griechenland hinüberging, da zeigte sich bald, wie sehr er und die Griechen sich mißverstanden hatten. Er hatte gehofft, die Griechen würden sich Alle erheben, und zu seinen Fahnen stellen; die abgelebten und entsittlichten Griechen hingegen hatten gemeint, Antiochus sollte auf eigene Kosten sie von der Freiheit befreien, mit welcher Rom sie zu beknechten drohete. Aber die Griechen thaten nichts, als jubeln: nur die Aetoler nahmen Partei, wiewohl weder einstimmig, noch ohne Kühnheit; und Antiochus war gar nicht im Stande, mit solchen Mitteln die Hoffnungen der Griechen zu erfüllen, wenn er auch leicht mehr, als geschah, hätte thun können. Philipp von Macedonien aber lag, wie das Blech zwischen Ambos und Hammer. Es ist keine Frage, wohin sein Sinn trieb; aber der Verstand rieth ihm anders, und er that in sofern Recht, als er vielleicht kein Vertrauen zum Antiochus haben mochte, und als es besser ist für einen Staat, den Untergang am Abend dem Untergang am Mittage vorzuziehen. Es ist unmöglich zu sagen, wie die Sachen gelaufen sein würden, wenn Antiochus den Rath Hannibals befolgt, und die Römer in Italien angegriffen hätte. Schwerlich wäre auch Dieses gelungen; aber schlechter hätte die Sache nicht ausfallen können, als sie jetzt, bei die-

ser Lage auf der einen Seite, und bei dem bewunderungswerthen Ernst und bei der großen Rüstung auf der Seite der Römer, ausfallen mußte. Glabrio vertrieb den Antiochus durch das Treffen bei den Thermopylen aus Griechenland; seine Flotten wurden geschlagen; endlich entschied L. Scipio (der Asiate) in der Schlacht bei Magnesia am Sipylus (J. 190) in Asien, wohin Antiochus den Römern verzagt selbst den Weg geöffnet hatte. In dem Frieden, den er hierauf erbitten mußte, ward er für die römischen Entwürfe, theils durch seine Zurückweisung aus Klein-Asien, theils durch die neue Macht des Königes von Pergamus, der mit den Rhodiern von den gemäßigten Römern Alles erhielt, was Antiochus verlor, unschädlich gemacht: der Krieg, der zur Sicherung des von Antiochus abgetretenen Landes gegen die furchtbaren Gallier geführt wurde, (J. 180) welche vormals der Schrecken dieser Gegenden gewesen waren, lief an sich eben so glücklich, als er die Römer in der Ausführung ihrer Eroberungsentwürfe weiter brachte. Die armen, getäuschten Aetoler aber, die von mehreren Seiten zugleich angegriffen waren, versuchten umsonst, ihre neuen Sünden gegen Rom durch alte Verdienste um Rom abzurechnen; es ward ihnen schwer, einen harten Frieden von den gestrengen Siegern zu erlangen.

329. Unterdeß war Rom auch mit dem dritten großen Reiche, welches aus der macedonischen Herrschaft hervorgegangen war, mit Aegypten, in Berührung

gekommen; zwar auf eine ganz andere Art, aber auf eine Art, die eben so sehr für die Meinung der Welt über Roms Macht und Sinn zeugen kann, als sie den Zweck Roms, allgemeine Herrschaft, fördern mußte. — Unsere Kunde von Aegypten nach den Zeiten Alexanders des Großen ist äußerst gering; die wenigen Bruchstücke, welche sich uns aus der Geschichte desselben erhalten haben, beziehen sich nur auf den königlichen Hof und etwa auf die glanzvolle Stadt, Alexandria, in welcher derselbe sich aufhielt; aber den Zustand des Landes, die Verhältnisse des unglücklichen Volkes, verschweiget die Geschichte. Soviel möchte wohl gewiß sein: durch eine gemäßigte und verständige Benutzung der Kräfte des Landes und Volkes gaben die ersten Herrscher über Aegypten aus griechisch-macedonischem Stamm ihrer sogenannten Regierung einen großen Glanz; der Handel wurde sehr lebhaft; Kunst-Werke aller Art entstanden; große und kostbare Bücher-Sammlungen wurden veranstaltet, und Gelehrte fanden einen angenehmen und bequemen Aufenthalt. Hierüber können wir in fernen Landen und in dieser späten Zeit uns wohl freuen. Bei dem allgemeinen Verfall alter Bildung in jenen Tagen war es gewiß ein Glück für die Menschheit, daß die ersten Ptolemäer auf die Erhaltung und Mehrung der Werke des menschlichen Geistes in Wissenschaft und Kunst die Kräfte verwandten, die weniger edle Menschen zu Eroberung und Knechtschaft oder zu schlechten Künsten vergeudet haben würden. Aber ist denn das ein Loos, welches zu preisen, welches menschlich wäre, daß ein fremder Herr ein altes unterworfenes und gebrochenes Volk durch fremde

Verwalter, durch gemiethete Soldaten, durch verknechtete Menschen überhaupt, für die Erhaltung des Ertrages eines fremden, gleichfalls veralteten Lebens mißbrauchet, und sich mit der Pracht und den Herrlichkeiten einer fremden Natur umgiebt? Und kann man auf das Lob fremder Dichter und Schriftsteller Etwas setzen, die hier bequeme Muße und feine Genüsse fanden? Heißt das: ein Land blühet, wenn Eroberer dasselbe mit Glanz erfüllen, und es nicht durch Erzeugung, sondern durch Zusammentragung fremder Erzeugnisse zieren? Aber freilich: ein altes Volk, das sich in seiner Eigenthümlichkeit kräftig ausgebildet, dann aber zwei hundert Jahre lang in der Knechtschaft gelebet hatte, und durch wiederholte Empörung und Wiederbewältigung verwirret, zerrüttet, vernichtet war, mag auch in jeglicher Ruhe sein Glück gefunden haben!

330. Ptolemäus, des Lagus Sohn, von Rhodiern mit dem Beinamen des Erretters (Soter) begrüßt, erhielt schon früh (J. 325) Aegypten, und verbreitete dann seine Herrschaft über die benachbarten Länder ringsher, deren Besitz ihm zum Theile, wie Palästina und Cölesyrien, für seine Handelsentwürfe nothwendig, zum Theil aber wünschenswürdig sein mochten. Vierzig Jahre lang (bis zum J. 284) blieb er Herr dieser Länder bei allem Wechsel der übrigen Verhältnisse, und legte sinnvoll und verständig den Grund zu einem neuen, aber freilich gewaltsamen Leben. Sein zweiter Sohn, Ptolemäus Philadelphus, bauete, nach einem erweiterten Plan, auf diesem Grunde fort. Für Handel und

Gelehrheit that dieser König erstaunlich viel, aber er selbst kam durch seine Umgebung und durch seine Gelehrsamkeit nicht zu einer großen Gesinnung; er war ein üppiger Schwächling, feig und grausam. Die Bedrückung des Volkes muß entsetzlich gewesen sein, da er bei allen seinen Bauten und Bücherkäufen u. s. w. noch eine so große Kriegsmacht zu halten vermochte; sie mußte doppelt entsetzlich sein durch die Art, mit welcher man die Steuern erhoben zu haben scheint. Im Uebrigen knüpfte dieser Ptolemäus die erste Verbindung mit Rom an. Unter dem dritten Ptolemäus (Euergetes) der jenem (J. 247) folgete, wurden große Eroberungen, theils in Asien, gegen die Seleuciden gemacht, theils im Süden von Aegypten. Dadurch gewann aber Aegypten nicht; vielmehr verkündigte die Abweichung von den Grundsätzen der ersten Könige einen nahen Verfall. Dieser Verfall würde sich wahrscheinlich unter diesem Ptolemäus schon gezeiget haben, wenn er nicht (durch seinen eigenen Sohn?) einen gewaltsamen Tod gefunden hätte (J. 221). Denn schon der abscheuliche und wollüstig-zerrüttete Zustand der königlichen Familie schien verderblich werden zu müssen. Und welch' ein fauler und üppiger Mensch war Ptolemäus Philopator! Sein Krieg mit Antiochus von Syrien wurde durch die ägyptische Herrschaft über die syrische Küste nothwendig; wenn dieser Krieg durch den Sieg bei Raphia glücklich entschieden ward, so war das nicht ein Verdienst dieses schwelgerischen und grausamen Königes. Und als Philopator sein unwürdiges Leben geendiget hatte (J. 204): wie hätte man der abscheulichen Verwirrung, die, fort-

gesetzt, gefährlich werden mußte, nicht dadurch begegnen sollen, daß man dem römischen Senate, da dieser den glorreichen Frieden, der den zweiten punischen Krieg endigte, ankündigen ließ, die Vormundschaft über den fünfjährigen Ptolemäus Epiphanes übertrug (J. 201)? —

Sechstes Capitel.

Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Carthago's; Kriege in Spanien; gleichzeitige Verhältnisse. (Juden.)

331. So waren die vier wichtigsten Staaten, die Roms Herrschaft umgaben, Karthago, Macedonien, Syrien und Aegypten, zwar nicht vernichtet, aber doch umstrickt und gelähmt. Von der Schlacht bei Cannä, die Roms Erhaltung wenigstens zweifelhaft gemacht, bis zum Frieden mit Antiochus waren nur sechs und zwanzig Jahre verlaufen; von der Schlacht bei Zama bis zu diesem Frieden kaum zwölf. Wenn man zurück denket an den traurigen Zustand Roms während der langen unglückseligen Kämpfe zwischen den Patriciern und der Plebs; und wenn man diesen traurigen Zustand mit der gegenwärtigen, seit dem Aufhören jener inneren Kämpfe schnell-errungenen, Macht Roms vergleichet: so zeiget sich auf die ergreifendste Weise, daß die Stärke eines Staates in der Gesammtheit seiner Bürger wohnet, daß Nichts mehr lähmet, schwächet, entsittlichet, als ständischer Zwist, daß nichts mehr hebet, stärket, kräftiget, als Einigkeit und das erhabene Bewußtsein, daß dem Verdienst und der Tugend die Schranken nicht verschlossen

sind, um die Stelle einzunehmen, die ihnen gebühret. Aber, weil die Römer sich nicht zum Volksthum erhoben, und die hohen Tugenden, die in ihnen waren, nicht durch Selbstbeschränkung reinigten und heiligten, sondern weil sie dieselben mißbrauchten für Herrschaft und Unterjochung: so wirkten ihre Tugenden selbst in den Erfolgen nachtheilig auf die inneren Verhältnisse Roms zurück. Zuerst: in den unaufhörlichen Kriegen verwilderte der Sinn, der von Anfang an streng und hart gewesen war, die sanfteren menschlichen Gefühle erstarben, und je mehr die Fremden darum alle als Feinde angesehen wurden, weil man sie alle unterjochen wollte, desto weniger schonend und menschlich konnte die Behandlung sein. Zweitens: die alten einfachen Sitten der Väter wurden verdorben, so wie man zu den abgelebten Völkern einer früheren Bildung kam; und wenn durch den Anblick dieser Bildung auch von der einen Seite der Geist erweitert und für Werke einer Kunst, die Rom fremd war, nach und nach gewonnen ward, so wirkten doch von der anderen Seite diese, mit den Lockungen aller Wollüste angefüllten, Länder um so verderblicher auf die Römer ein, je kräftiger sie waren. Der reich werdende Staat verführte bald zu Geiz und Verschwendung; der Anblick geraubter Schätze verlockte die Seelen; eine schreckliche Ueppigkeit riß schon ein; die (im J. 186 entdeckte und zerstörte) scheusliche Feier des Bacchus, die alle Verbrechen und Frevel erzeuget, und zahllose Anhänger gefunden haben soll, ist ein gräuelhafter Beweis für das einreißende Verderben; ja selbst schon die eitele Unbändigkeit

der Frauen, als die plebejischen Tribunen (und ein Valerius stand an der Spitze) das Oppische Gesetz abzuschaffen suchten (J. 195), verkündigte die Zeit. Drittens: die Verfassung Roms, litt, wenn nicht im Buchstaben, doch in der That durch die großen Anstrengungen und Erfolge; der Senat bekam das Uebergewicht, und die Patricier, in einer anderen Gestalt wieder emporsteigend, nicht als gesonderter Stand, sondern als ein Erzeugniß des neuen, auf Kriegsthaten und Geld gerichteten Lebens, wurden doppelt gefährlich. Eben darum aber konnte die Einigkeit in Rom nicht fortbestehen; und die sonderbaren Auftritte, die bald nach dem Frieden mit Antiochus Statt fanden, und bei welchen die Scipionen sogar durch den gestrengen Eiferer für altväterische Sitte, M. Portius Cato, den sein großer Irrthum in Rücksicht Karthago's nicht um seine übrigen Tugenden bringen soll, nicht geschonet wurden, verkündigten gewaltsame Ereignisse; und wenn der Afrikaner auch noch, durch die ergreifende Erinnerung an den Tag seiner Größe, der Schmach, wegen unterschlagenes Geldes verurtheilet zu werden, entging, um in stiller Abgeschiedenheit sein Leben, vielleicht um dieselbe Zeit (J. 183?) zu beschließen, da Hannibal sich selbst den Tod gab, um nicht von dem unedelen Könige Prusias von Bithynien ausgeliefert zu werden: so mußte der Asiate schon die Verurtheilung über sich ergehen lassen. Die That mochte stehen, wie sie wollte: man sieht an diesen Vorfällen, was man zu glauben, und also auch wohl zu thun, im Stande war.

332. Aber der Geist der Eroberung trieb zu neuen Unternehmungen. König Philipp von Macedonien war mit mißtrauischer Freundlichkeit behandelt, so lange man ihn entweder, während des Krieges wider Antiochus, gebrauchen, oder ihn doch ruhig halten wollte; nachdem aber Syrien nicht mehr zu fürchten war, konnte man seiner Freundschaft entbehren. Philipp jedoch vermochte nicht zu vergessen, was einst Macedonien gewesen war; seine Seele nährte Groll gegen Die, welche die Römer gegen ihn gerufen hatten und die ihnen noch immer anhingen, und sein Geist erkannte gar wohl das Spiel, welches Rom mit Staaten und Völkern trieb. Also suchte er sich für künftige Gelegenheiten zu stärken und zu mehren. Aber er betrieb seinen Plan mit mehr Eifer als Vorsicht. Diejenigen, welche ihm zunächst wohneten, erhoben daher Klagen gegen ihn, sei es, daß sie noch immer glaubten, Rom wolle nichts als der Völker Freiheit, sei es, daß sie hofften, unter Rom zu stehen, würde das kleinere Uebel sein, sei es, welches das Wahrscheinlichste ist, daß sie, eingedenk alter Zwiste, lediglich der Leidenschaft gehorchten. Rom hörte gern die Klagen gegen einen König, dessen Bezwingung nicht mehr schwer zu sein schien; und wenn die Thessaler „das störrische Pferd" gezüchtigt wissen wollten, so war sie geneigt genug, einen König ihre Macht fühlen zu lassen, der, ergrimmt über eine unkönigliche, über eine unwürdige Behandlung, den stolzen Untersuchern jener Klagen, mit zweideutiger Beziehung, (J. 183) ins Gesicht zu sagen wagte, daß er bei Rö-

mern keine Gerechtigkeit fånde, daß aber die letzte Sonne noch nicht untergegangen sei. Dennoch verzögerte sich der Krieg. Warum håtte man auch die Lanze gebrauchen sollen, wenn man mit dem Netze das edele Wild fangen konnte? Es wåre allerdings Etwas gewagt, wenn man geradezu sagen wollte, die Römer håtten das macedonische Königshaus verwirret, und mit schrecklicher List gegen sich selbst gehetzet: aber bei der Betrachtung dieses unseligen Familien-Zwistes kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier ein böses Spiel getrieben sei. Wie aber auch die Sache stehen mag: dieser Zwist, welcher den verlockten, oder begünstigten Demetrius (J. 181) mit Gift, und den betrogenen Vater (J. 179) mit Gram und Kummer tödtete, den grimmigen Perseus aber auf den Thron brachte, war den Römern Anfangs gewiß sehr gelegen, wenn gleich der Ausgang nicht gewesen zu sein scheinet, wie man ihn gewünschet hatte.

333. Mit dem neuen Könige Perseus wurde das alte Bündniß erneuert. Die harten Kriege in Spanien, in Istrien und Ligurien, auf Sardinien und Korsika mochten dazu rathen; aber auch Griechenland rieth dazu. Denn der achåische Bund hatte, nachdem der åtolische gedemüthiget war, von Rom die Erlaubniß, für seine Treue, nach alter griechischer Art gegen Griechen zu kämpfen, damit sich alle Griechen immer mehr der völligen Unterwerfung entgegen drängen sollten. In diesen Kämpfen, besonders ge-

gen Sparta, auch gegen Messenien, hatte Philopömen Eigenschaften entwickelt, deren Anwendung man unter so jammervollen Verhältnissen nicht ohne Schmerz sehen kann; er hatte dann (J. 183) im hohen Alter durch sie seinen Tod gefunden; aber nach ihm war die ganze Peloponnes (durch Lykortas, des Polybius Vater) zum achäischen Bunde vereinet. Es war räthlich, diese Einheit sich entweder wieder auflösen zu lassen, oder sich wenigstens der Achäer zu versichern. Endlich schien es auch wegen der asiatischen Staaten gut, einen günstigen Augenblick zu erwarten. Perseus aber ging den Bund ein, um Zeit zu gewinnen, um Verbindungen anzuknüpfen mit fremden Fürsten, um mit anderen Staaten zu unterhandeln, damit, wo möglich, der gemeinen Gefahr mit gemeiner Kraft begegnet würde, endlich um zu rüsten. In der That versäumte auch Perseus die Zeit nicht. Aber, was vermochte er gegen Roms Glück, Größe und Arglist? Bei der Erinnerung an das Vergangene, bei dem Anblicke der Gegenwart, blieb er vielleicht kaum seiner selbst gewiß; auf die Regierungen der übrigen abgelebten Staaten, die das Gefühl alter Sünden und gegenwärtiger Schwäche nicht zu unterdrücken vermochten, war nicht zu rechnen. Sie waren zum Theil allerdings wider Rom, aber weder aus tiefem Gefühle für die Freiheit, noch aus klarer Einsicht in die Lage der Verhältnisse, sondern aus dem Ungestüme, welcher die Schwäche begleitet, aus Besorgniß vor dem eigenen Schicksal. Einige, die durch Rom nur sicher zu sein glaubten, wie Eumenes von Pergamus, (der sich vor einer

Verbindung zwischen Macedonien, Syrien und dem traurigen Bithynien allerdings zu fürchten Ursache hatte), wie griechische Staaten, die, wenn auch einzelne Männer, wie Lykortas, das Richtige erkannten, nie klug wurden, und andere, erhoben gegen ihn ein lautes Geschrei, und machten die ersteren um so schüchterner. Also konnte es den römischen Gesandten, die überall erschienen, Thaten und Worte bespähend und belauernd, nicht schwer werden, die Bande zu zerreißen, die Perseus anzuknüpfen versucht hatte, und überall zu bemerken, „daß die Fürsten und Völker vortrefflich an der Treue festhielten und zu Allem bereit wären, was Rom verlangte." Dennoch stand Perseus beim Anfange des Krieges (J. 171) nicht ganz allein, obgleich er wenig Hülfe erhielt. Hätten die unglückseligen Achäer keine so schändlichen Menschen, wie den Kallikrates, in ihrer Mitte gehabt, und treu und fest zu Perseus halten können: so hätte Rom gewiß ihr Ziel dieses Mal nicht erreicht; aber wäre Etwas damit gewonnen gewesen für diese Griechen? Ja, wenn Perseus nur gewagt hätte, sich selbst ganz zu vertrauen, und, entschlossen zum Kampf auf Tod und Leben, Alles kühn zu unternehmen, was die Entscheidung rasch herbei zu führen im Stande war: so möchte er in den beiden ersten Jahren, in welchen er den furchtbaren Feinden so rühmlich widerstand, wenigstens seine Erhaltung erzwungen haben. Nun aber entschied, als der sechszigjährige Paulus Aemilius an die Spitze der Römer gekommen war, die Schlacht bei Pydna (J. 168) auf einmal. Das

ungeheuere Unglück, welches den König und seine Kinder verfolgte, ist weit über Thränen hinaus, aber es kann, wie das unglückliche Schicksal des Königes Gentius von Illyrien, der auch wider die Römer zu stehen gewagt hatte, Rom zeigen nach Sinn und Art.

334. Und nun, welch' eine Zeit! Während Könige und Völker, in sklavischem Sinn oder knechtischer Furcht, mit der niedrigsten Schmeichelei den Römern Glück zu diesem Siege wünschten und sie dadurch als die Herren Aller anerkannten, betrugen diese sich mit einem Uebermuthe, der beweiset, daß ihnen nach und nach der Gedanke, Alle zu unterwerfen, schon geläufiger wurde. Dem Antiochus Epiphanes von Syrien, der (im J. 176) dem furchtsamen und unbedeutenden Nachfolger des großen Antiochus (J. 187), Seleukus Philopator, gefolget war, und während des macedonischen Krieges thöricht und verblendet wider Aegypten gestritten hatte, um mit der Vormundschaft über des Ptolemäus Epiphanes (330) unmündige Söhne die Herrschaft an sich zu bringen, wurde nach Beendigung dieses Krieges von dem römischen Gesandten auf die trotzigste Art Frieden geboten. Er aber bezeugte, glückwünschend, in Rom, „er habe den Befehlen der römischen Gesandten, wie Götter-Geboten gehorcht." Aegyptens Herrscher, welche, fast durch Antiochus bezwungen, wirklich durch jene römischen Befehle gerettet waren, erkannten an: „sie verdankten den Römern mehr als selbst den unsterblichen Göttern." Der traurige Prusias von Bithynien nannte sich selbst „ei-

nen Freigelassenen Roms." Masinissa, Karthago's schreckliche Geißel, erröthete nicht zu gestehen, „wie er darüber erröthet sei, daß Rom ihn um Hülfe wegen Macedonien ersucht habe; sie hätte befehlen sollen, da sein Reich ja den Römern gehöre, und nur von ihm verwaltet würde." Die Rhodier konnten, damit sie für die Verirrung, mit welcher sie früher zu Rom gehalten hatten, gezüchtiget würden, ihren Glückwunsch nicht einmal anbringen: sie hatten keine Hülfe geleistet, also warfen sie sich umsonst zu des Consuls Füßen, und wenn sie sich auch vom Kriege losjammerten, so wurden sie doch der Ehre beraubt, ferner Bundes-Genossen zu sein. Eumenes endlich von Pergamus durfte, weil er zweideutig gewesen war, nicht einmal nach Rom kommen. Während aber auf solche Weise Viele die Knechtschaft anerkannten, zeigete Rom der Welt, daß sie solche Gesinnungen verstehe, und zu behandeln wisse. Epirus, wo man Theil für Perseus genommen hatte, sah 70 Städte auf die schrecklichste Weise geplündert und zerstört, und seine Einwohner in die Knechtschaft verkauft. Macedonien selbst ward, „um den Völkern zu zeigen, daß, wenn die Römer Könige zu bekriegen gezwungen würden, sie doch den Völkern die Freiheit brächten," unter römischen Schwertern, in vier Marken scharf zerschnitten, und jede mit römischer Freiheit beknechtet; die Hälfte der gewohnten Steuern ward erlassen, damit die Macedonier um so gewisser arm würden. Bei den Griechen aber war nun auch keine Schonung mehr nöthig; es nahete sich die Zeit der längst verdienten

Auflösung. Darum schmerzet auch die Entwürdigung durch die Fremden weniger, weil man so ganz unwürdig gelebt hatte. Und der schändliche Ueberfall der ätolischen Versammlung, und die freche Entscheidung der zehn Commissarien, welche Griechenlands Zwiste versöhnen und Uebelgesinnte richten sollten, und die Art, mit welcher alle bedeutende Männer, die im achäischen Bunde noch einigen Sinn für Vaterland und Freiheit bewahrten (und deren Zahl war noch über tausend), auf Anklage des verruchten Kallikrates, nach Rom zur Verantwortung gelockt, dann aber „für das Wohl Achäa's" in einer harten Gefangenschaft, ohne gehört zu sein, gehalten wurden — Alles dieses muß jedes menschliche Gemüth mit bitterem Zorne gegen die Römer erfüllen; aber die Griechen kann man nur in so fern beklagen, als man ihrer früheren schönen Zeiten eingedenk ist. Für die Nachwelt war es übrigens ein Glück, daß Polybius unter diesen Geißeln war, und dadurch Gelegenheit erhielt, die Kenntnisse zu erwerben, die zur Beschreibung der Einrichtungen und Ereignisse gehörten, welche den Römern die Herrschaft der Welt verschafften; für sein Vaterland war seine Entfernung auch kein Verlust; und was ihn selbst betrifft, so mag man freilich mit seinem Urtheile leicht in einige Verlegenheit kommen, aber die Bemerkung beruhiget, daß er sich in seiner Lage nicht schlecht gefallen zu haben scheinet: die glänzenden Freundschaften in der glänzenden Rom wurden nicht von ihm verschmähet. Es ist wahr: dem Polybius fehlet eine große Gesinnung; es fehlt ihm die hohe politische

Weisheit des Thucydides, und seine Geschichte ist bei Weitem Das nicht, wofür er selbst, wofür Viele sie gehalten haben; aber es ist auch nicht minder wahr: sie ist sehr lehrreich! Schwerlich hätte ein Anderer seiner Zeit leisten mögen, was er geleistet hat, und es ist aufs Höchste zu beklagen, daß uns das Schicksal von dem großen Werke nur so wenig erhalten hat.

335. Nachdem man aber so weit gekommen war, konnte man die Frucht der bisherigen Ereignisse eine Zeitlang ruhig reifen lassen, und durfte nur dafür sorgen, daß überall die Trennung, das Mißtrauen, die Furcht und die Verwirrung unterhalten ward. Der Gedanke indeß, Alles, was bisher nur gelähmt oder geleitet war, wirklich zu unterjochen, wurde mit jedem Tag um so klarer gefaßt, je mehr die Staaten ringsher sich der Unterjochung würdig zeigeten. Nun mag allerdings wahr sein, daß durch Cato's Leidenschaft, auf Jugend-Eindrücken ruhend, durch den Anblick von der unermeßlichen Stadt unterhalten und durch persönliche Beleidigungen vielleicht vermehret, der Entwurf zur Zerstörung Karthago's immer von Neuem zur Sprache gebracht und vielleicht beschleuniget sei; aber auch ohne Cato würde man Karthago zerstöret haben. Denn Das, was Cato gegen Einen Staat leidenschaftlich wollte, Das war Grundsatz des römischen Senates gegen Alle, und mußte Grundsatz einer Regierung sein, die keinen anderen Gebrauch der Kraft kannte, als die Herrschaft, wenn gleich zugegeben werden mag, daß sich ein einzelner Senator diesen Grundsatz nicht bestimmt gestanden

habe. Darum hatte Scipio Nasica allerdings großes Recht, wenn er Karthago zu erhalten wünschte, damit Rom nicht ohne Besorgniß für ihre Freiheit, als das beßte Mittel gegen Selbstversäumniß, sein sollte: an Karthago hatte sich Rom eigentlich groß und stark gelebt, mit Karthago schien die aufgeregte Kraft in sich selbst zusammensinken zu müssen, besonders weil die übrigen Staaten nicht zu fürchten waren. Diese Wahrheit indeß konnte bei glücklichen Eroberern schlechterdings keinen Eingang finden. Das Verhältniß zu Masinissa, der schon ein mißtrauischer Freund geworden war, und in welchem man bei fortgehendem Glück einen argen Feind zu fürchten hatte, mag übrigens auf den Anfang des wirklichen Krieges gegen die lange geneckte, gehöhnelte, mißhandelte Karthago Einfluß gehabt haben; aber der Grund zu diesem Kriege war eben so eitel, als die Führung desselben unedel und verrätherisch, und als das Ende abscheulich war. Vielleicht jedoch mag es dem menschlichen Gemüth einigen Trost geben, daß Karthago weder unverdient, noch ohne einen ungeheueren Kampf, oder zu Roms Glücke vor des Paulus Aemilius Sohn, dem jüngeren africanischen Scipio, dahinsank. (J. 146 : 608) (188 — 191.)

336. Aber noch ehe das langerstrebte Ziel erreicht wurde, war Macedonien über die Natur der ertheilten Freiheit und der verminderten Steuern zur Einsicht gekommen. Die Versuche jedoch, welche, unter Andriscus oder Philipp IV., unter Alexander, und Philipp, die sich alle Söhne des unglücklichen Perseus nannten,

(vom J. 152 — 42) gemacht wurden, das Joch römischer Freiheit zu zerbrechen, konnten wol Hoffnung erregen, aber sie konnten nicht gelingen. Macedonien wurde nach einem Kampfe, zu welchem gleichfalls das tiefe Gefühl erduldeter Schande aufreizte, der römischen Herrschaft förmlich unterworfen. Unterdeß konnte sich auch Griechenlands endliches Geschick nicht mehr verzögern. Die Gemüther, stets gereizet durch die schnödeste Behandlung von Seiten Roms, durch das Verfahren der Verräther im Lande, und durch die gewohnten inneren Zwiste (mit Sparta), wurden noch mehr erbittert, als, nach siebenzehn Jahren schrecklicher Gefangenschaft, von jenen tausend unglücklichen, verrathenen und betrogenen Männern aus dem achäischen Bunde, einige, und unter ihnen Kritolaus und Diäus, (J. 150) zurückkehrten, das Herz erfüllt von tiefstem Ingrimm und glühender Rache. Der doppelte Krieg aber, den Rom noch mit Karthago und Macedonien zu bestehen hatte, schien um so gewisser einige Hoffnung zu geben, daß die übermüthigen, höhnischen, grausamen und habsüchtigen Fremden vertrieben werden könnten, als die Römer selbst, unter Metellus, durch eine gewisse Nachgiebigkeit bei den inneren Zwisten Besorgnisse zu verrathen schienen. Aber die Griechen waren keines Glückes mehr werth, wie gerecht auch die Gesinnung einzelner Männer gewesen sein mag. Der Krieg in Macedonien wurde zu früh geendigt; und auf dem korinthischen Isthmus, wo grade vor fünfzig Jahren Quintius Flamininus durch Verkündigung allgemeiner Freiheit einen überschwenglichen Jubel erregt hatte, fiel jetzt der Schlag, der alle grie-

chische Freiheit zertrümmerte. In demselben Jahr, in welchem Karthago vor dem jüngeren Scipio Africanus hinsank, fiel durch Mummius die erhabene Korinth (J. 146), und ganz Griechenland wurde, nach so vielem Jammer, so vielen Verkehrtheiten, so vielen Abscheulichkeiten, römische Provinz. Der Name dieser Provinz, Achäa, sollte vielleicht Diejenigen, in welchen noch einige Erinnerung war, über das Ende, wo möglich, täuschen! —

337. Während auf diese Weise die nächsten Staaten von alter Bildung zu Grunde gingen, reiften auch Syrien und Aegypten immer mehr zum Untergange heran, und die Römer versäumten auch in dieser Entfernung Nichts, ihre Herrschaft vorzubereiten. — König Antiochus Epiphanes von Syrien, dessen früher (334) gedacht ist, hatte das Reich weder auf eine erfreuliche Weise, noch unter erfreulichen Umständen erhalten: es war den Römern so gut als zinsbar. Er war ein Fürst, der, bei vielen tadelswerthen Neigungen, doch wenigstens viele Thätigkeit hatte, und auch wohl ziemlich klar die Noth seines Reiches sah. Seine Kriege mit Aegypten mochten durch die Verhältnisse unvermeidlich sein, so unglückselig sie auch waren. Die freche Art aber, mit welcher der Römer Popillius Lånas ihn in seine Gränzen zurückwies, scheint ihm doppelt die Nothwendigkeit fühlbar gemacht zu haben, daß der mürbe Leib seines Reiches zusammenfallen müßte, wenn nicht allen Gliedern ein Geist neuer Kraft eingehaucht werden könnte. Aber unbegreiflich ist, wie er geglaubt haben kann,

diesen neuen Geist in der alten, entkräfteten, sinnlichen Religion der Griechen zu finden, und durch diese den erhabenen Geist morgenländischer Religions-Ansichten zu verdrängen. Unter den Unruhen, welche durch dieses Bestreben des Königes, griechische Sitten und Bräuche überall einzuführen, veranlaßt wurden, z. B. in Persien, ist das neue Leben, welches in den Juden aufgeregt ward, unstreitig am Merkwürdigsten.

338. Die Juden nämlich hatten nach ihrer Rückkehr aus der s. g. babylonischen Gefangenschaft (116) unter der persischen Herrschaft in ruhiger Dienstbarkeit, nach dem Gesetze der Väter gelebet, und selbst der entstandene Zwist mit den Samaritanern hatte zur Erhaltung dieses, in der Fremde tief aufgegriffenen, Gesetzes mitgewirket. Beim Verfalle des persischen Reiches hatte sich der Oberpriester, wie es scheinet, ziemlich unabhängig von dem Landvogte gemacht. Bei Gründung der macedonischen Herrschaft mögen auch sie gelitten haben durch die allgemeine Verwirrung. Nachmals wurden sie zwischen Aegypten und Syrien hin und hergeworfen, und häufig nach Aegypten, nach Alexandria, verstreuet. In den Kriegen, welche Antiochus der Große wider Aegypten, führte, wirkten sie mit zu seinem Glücke, nicht ohne Nachtheil nnd Gefahr. Aber unter der syrischen Herrschaft erfuhren sie bald einen harten Druck. Die großen Schätze ihres Tempels reizten die geldbedürftigen Könige; auch fanden sich Menschen, die sich nicht scheueten, die Priester-Würde zu erhandeln und griechische Sitten zu begünstigen. Aber vor der gänzlichen

Entartung, welche hereindrohete, bewahrete des Antiochus Epiphanes Gewaltthätigkeit, indem sie (J. 167) den Religions-Eifer aufregte und in den Makkabäern ein Helden-Geschlecht erweckte, welches durch kühne und herrliche Thaten, ungeachtet alles Unglaubens, alles Mißtrauens und aller Verworrenheit im Volke selbst dieses Volk zu einem höheren Sinn erhob und zu dem Gedanken der Selbständigkeit. Denn, wenn auch Matthatias ursprünglich nichts beabsichtigte, als die Freiheit, seinem Gott auf seine Weise zu dienen: so kamen doch seine Söhne und Enkel, Judas, (J. 166) Jonathan (J. 161), Simeon (J. 143), und Johannes Hyrkanus (J. 134), unter mannigfaltigen Kämpfen bis zu diesem Ziel. Aber ohne die innere Zerrüttung des syrischen Reiches und des seleucidischen Hauses, unter Antiochus Epiphanes und seinen Nachfolgern; ohne das mächtige Vordringen der Arsaciden im parthischen Reiche (329) seit Mithridates I. (J. 174 — 137), der das ganze syrische Reich zu zertrümmern drohete; und ohne die Theilnahme und die wiederholten Bündnisse der Römer, welche die Juden gegen Syrien aufreizten und beschützten, — würde dieses Ziel schwerlich erreicht sein. — Während aber Syrien auf solche Weise immer kleiner und schwächer wurde, ward das, durch Machtspruch, von dem syrischen Könige befreiete Aegypten unter des Epiphanes Söhne, Ptolemäus Philometor und Ptolemäus Physkon, getheilet, und durch Bruder-Kriege und Grausamkeiten aller Art immer tiefer hinabgewürdiget.

339. Aber in demselben Jahr, in welchem die herrliche Karthago und die erhabene Korinth vor Roms Glück und Macht hinsanken, erhob sich unter den lusitanischen Spaniern ein Feind, der den Römern hätte zeigen können, was einst für sie von den Barbaren zu fürchten sein würde, wenn sie solchen Gedanken hätten Raum geben mögen. Der spanische Krieg überhaupt kann die Römer am Beßten zeigen, wie sie waren in ihrer Feindschaft. Je roher die Bewohner des reichen Landes zu sein schienen, desto frecher glaubten die Römer unter ihnen ihren Lüsten nachgeben zu dürfen, die sie vor altgebildeten Völkern jetzt noch Etwas zu bezähmen pflegten. Aber je grausamer, niederträchtiger, unmenschlicher (wessen Herz erbebt, wessen Haar sträubt sich nicht bei den Erzählungen römischer Gräuel in Spanien!) sie den Krieg der Unterjochung führten, und je habsüchtiger sie den Sieg benutzten, desto hartnäckiger, desto erbitterter vertheidigten die unglücklichen Bewohner ihre Freiheit von Mark zu Mark; und kaum war das Feuer hier gelöscht, so loderte es dort wieder hoch empor. Das war Spaniens Unglück, daß es sich nie mit aller Kraft erheben konnte, weil es schon von den Römern in Besitz genommen war, ehe es sich kennen lernete. Dennoch hatten seit den ersten Scipionen, welche wegen des punischen Krieges nach Spanien kamen, seit hundert und siebenzig Jahren, die Kämpfe nicht aufgehört; die ersten Männer Roms, wie Cato, Tiberius Gracchus der Vater, Metellus hatten sie geführt; und dennoch wurden dieselben erst jetzt recht gefährlich, als die Lusitanier, durch Galba's scheusliche Grausamkeit aufgereizt, an dem herrli-

weniger konnte das Verderben von Rom entfernt bleiben, desto zerrütteter und verwirrter mußte Alles, desto ungleicher mußte das Vermögen werden, desto greller der Gegensatz zwischen den erlauchten und dunkelen Familien, desto gewaltiger der Senat, desto beschränkter die bürgerliche Freiheit. Diejenigen, welche das Glück hatten, entweder durch das alte Ansehen ihres Hauses, oder durch Geist und Geschick aus der Plebs zur Nobilität emporgekommen, sich auf Kosten der eroberten Provinzen bereichern zu können, erdrückten die kleinen Freien immer mehr, erhielten sich hierdurch (denn die Bestechungen waren vortrefflich erleichtert) auf ihrer Höhe, und erfülleten Rom und Italien mit wenigen mächtigen Herren, mit einem hungrigen und feilen Pöbel und mit einer schrecklichen Menge Sclaven. Eine furchtbare Zerrüttung der Sitten, eine Auflösung der edelsten Verhältnisse des Lebens war die nothwendige Folge: das römische Volk schien, nachdem es die Völker besiegt und die Welt erobert hatte, ohne Habe, ohne Würde, ohne Haus, ohne Altar. Das gehet aus den einzelnen Erscheinungen dieser Zeit unleugbar hervor, wenn wir gleich nicht gehörig unterrichtet sind über den inneren Zustand Rom's, daß Rom baldiger Hülfe bedurfte, oder daß sie in sich selbst zu Grunde gehen mußte.

341. Solcher Hülfe schien sie von Tiberius Sempronius Gracchus zu erwarten; solche Hülfe zu bringen, trieb diesen seine große Seele. Denn, wenn man des Tiberius Familien-Verhältnisse und früheres Leben betrachtet, so scheinet es keinem Zweifel unterworfen zu

sein, er hat Nichts gewollt, als eine Verbesserung des jammervollen Zustandes in Rom und Italien; und wenn man auch zugäbe, er sei dadurch zum Kampfe gegen den Senat und die Erlauchten gereizet worden, daß jener einen gerechten Vertrag, den Gracchus mit den Numantinern geschlossen hatte, brach, und ihn selbst gern aufgeopfert hätte, wenn er nicht von der Menge beschützt worden wäre: so folget daraus Nichts gegen die Reinheit seiner Absicht. Aber in menschlichen Verhältnissen ist das Mittel, welches zuverlässig zum Zwecke führet, um so schwerer zu finden, je verwickelter sie sind, und Derjenige, der sie zu bestimmen strebet, wird nicht selten von ihnen fortgerissen. Wer gerecht sein will, der muß auf den Anfang sehen. Also mag wahr sein, daß der Stoß, welchen Gracchus den römischen Verhältnissen gab, fortgewirkt habe bis zur Auflösung des Ganzen; aber sehr thöricht wäre, zu glauben, diese Auflösung sei sein Zweck gewesen, oder durch ihn bewirkt worden. — Allerdings war es ein großer Mißgriff des Tiberius Gracchus, daß er als Tribun (im J. 133: 621) noch ein Gesetz wegen Beschränkung des Landbesitzes vorzubringen wagte, für welches schon Licinius Stolo, vor zweihundert Jahren, den härtesten Kampf zu bestehen gehabt hatte (304): aber eine gründliche Heilung der faulen Wunde mochte ihm nothwendig scheinen; und vielleicht hielt er dafür, daß eine durchgreifende Maßregel nicht schwerer geltend zu machen sein würde, als eine kleine Veränderung, welcher sich gleichfalls Vortheile und Vorurtheile entgegenstemmten. Der Widerstand, den Tiberius bei seinem Mittribunen,

chen Viriathus einen Anführer erhielten, der sie durch Geist und Art zu vereinigen und für die Freiheit zu entflammen verstand, und als die Numantiner von Roms Härte und Treulosigkeit bis zu dem erhabensten Entschlusse der Sterblichen gebracht waren, ehrenhaft zu leben oder ehrenhaft zu sterben. Viriathus stand acht Jahre lang siegreich den römischen Legionen gegenüber, zwang die Römer zum Frieden, und würde vielleicht sein Vaterland vom Joche römischer Knechtschaft auf immer befreiet haben, wenn nicht der elende Cäpio die abscheuliche Kunst verstanden hätte, den Mann durch Meuchel-Mörder zu vernichten (J. 140), den römische Legionen nicht zu besiegen vermochten. Numantia aber, Spaniens Zierde, reich in ihrer Armuth, stark durch ihre Tugend, und mächtig durch das heilige Bewußtsein gerechter Sache, wurde selbst durch den Fall Lusitaniens nicht geschreckt. Vierzehn Jahre lang widerstand sie auf eine Weise, die man der Geschichte kaum zu glauben wagt, großen römischen Heeren. Dabei zeigte sie sich immer menschlich und groß den grausamen und treulosen Römern gegenüber. Und wenn es endlich dem Scipio, durch Karthago's Brand an Zerstörung gewöhnt und durch die Grausamkeit gegen Lucia verhärtet, gelang, sie durch Hunger zu entkräften, so ging sie doch (J. 137) auf eine so erhabene Weise zu Grunde, daß der Sieger, ohne Ehre, ohne Beute, ohne Gefangene, nur über den Namen Numantia triumphiren konnte.

Siebentes Capitel.

Die Gracchen.

340. Also unterwarf Rom mehr und mehr die Welt; sie plünderte die Länder, zerbrach die Völker und sog sich voll an dem Blute Derer, die das Unglück hatten, ihr erreichbar zu sein. Die großen Reichthümer, welche hierdurch in Rom zusammengehäufet wurden, die verschiedenen Genüsse, Verfeinerungen, Sitten, Bräuche, Laster und Frevel, bildeten eine so entsetzliche Masse, daß eine starke Gährung nicht ausbleiben konnte. Die bewunderungswürdige Tugend und Kraft, welche römischen Männer-Seelen inwohnete, hätte das Höchste und Schönste des Menschen-Lebens erreichen mögen, wenn sie mit Sinn für Volk und Vaterland vereinet gewesen wäre; da aber dieser Sinn fehlete, da man Nichts Höheres kannte, als Rom, als Herrschaft und Gewalt: so müßte gerade diese Tugend und Kraft gegen Feinde zu grausamer Härte führen, gegen Freunde zu dünkelvollem Stolze, gegen Rom zu Herrschlust und Parteiung. Je weiter man durch die Waffen die Völker bezwang, je mehr man die Bezwungenen durch römische Gesetze und Rechte, Sprache und Art zu vernichten, zu verrömern suchte und dadurch alle Tugend und Krafte erstickte, je verkehrter man endlich in der Verwaltung der s. g. Provinzen war, denen die abgegangenen Prätoren und Consulen mit einer Gewalt vorgesetzt wurden, die ihnen erlaubte, für Roms Zwecke und zu eigener Bereicherung den Unterworfenen auch das Letzte abzupressen: desto

weniger konnte das Verderben von Rom entfernt bleiben, desto zerrütteter und verwirrter mußte Alles, desto ungleicher mußte das Vermögen werden, desto greller der Gegensatz zwischen den erlauchten und dunkelen Familien, desto gewaltiger der Senat, desto beschränkter die bürgerliche Freiheit. Diejenigen, welche das Glück hatten, entweder durch das alte Ansehen ihres Hauses, oder durch Geist und Geschick aus der Plebs zur Nobilität emporgekommen, sich auf Kosten der eroberten Provinzen bereichern zu können, erdrückten die kleinen Freien immer mehr, erhielten sich hierdurch (denn die Bestechungen waren vortrefflich erleichtert) auf ihrer Höhe, und erfülleten Rom und Italien mit wenigen mächtigen Herren, mit einem hungrigen und feilen Pöbel und mit einer schrecklichen Menge Sclaven. Eine furchtbare Zerrüttung der Sitten, eine Auflösung der edelsten Verhältnisse des Lebens war die nothwendige Folge: das römische Volk schien, nachdem es die Völker besiegt und die Welt erobert hatte, ohne Habe, ohne Würde, ohne Haus, ohne Altar. Das gehet aus den einzelnen Erscheinungen dieser Zeit unleugbar hervor, wenn wir gleich nicht gehörig unterrichtet sind über den inneren Zustand Rom's, daß Rom baldiger Hülfe bedurfte, oder daß sie in sich selbst zu Grunde gehen mußte.

341. Solcher Hülfe schien sie von Tiberius Sempronius Gracchus zu erwarten; solche Hülfe zu bringen, trieb diesen seine große Seele. Denn, wenn man des Tiberius Familien-Verhältnisse und früheres Leben betrachtet, so scheinet es keinem Zweifel unterworfen zu

sein, er hat Nichts gewollt, als eine Verbesserung des jammervollen Zustandes in Rom und Italien; und wenn man auch zugäbe, er sei dadurch zum Kampfe gegen den Senat und die Erlauchten gereizet worden, daß jener einen gerechten Vertrag, den Gracchus mit den Numantinern geschlossen hatte, brach, und ihn selbst gern aufgeopfert hätte, wenn er nicht von der Menge beschützt worden wäre: so folget daraus Nichts gegen die Reinheit seiner Absicht. Aber in menschlichen Verhältnissen ist das Mittel, welches zuverlässig zum Zwecke führet, um so schwerer zu finden, je verwickelter sie sind, und Derjenige, der sie zu bestimmen strebet, wird nicht selten von ihnen fortgerissen. Wer gerecht sein will, der muß auf den Anfang sehen. Also mag wahr sein, daß der Stoß, welchen Gracchus den römischen Verhältnissen gab, fortgewirkt habe bis zur Auflösung des Ganzen; aber sehr thöricht wäre, zu glauben, diese Auflösung sei sein Zweck gewesen, oder durch ihn bewirkt worden. — Allerdings war es ein großer Mißgriff des Tiberius Gracchus, daß er als Tribun (im J. 133: 621) noch ein Gesetz wegen Beschränkung des Landbesitzes vorzubringen wagte, für welches schon Licinius Stolo, vor zweihundert Jahren, den härtesten Kampf zu bestehen gehabt hatte (304): aber eine gründliche Heilung der faulen Wunde mochte ihm nothwendig scheinen; und vielleicht hielt er dafür, daß eine durchgreifende Maßregel nicht schwerer geltend zu machen sein würde, als eine kleine Veränderung, welcher sich gleichfalls Vortheile und Vorurtheile entgegenstemmten. Der Widerstand, den Tiberius bei seinem Mittribunen,

Octavius Cänina, fand, dessen knechtischer Sinn durch die Kunstgriffe der Senatoren gewonnen wurde, reizte seine Seele, und zwang ihn um so gewaltsamer, über die Gränze des Rechtes zu gehen, da der Sclaven-Aufruhr, unter Eunus in Sicilien, so stark an das Elend der Zeit mahnete. Das Ableben des wahnsinnigen Attalus III. von Pergamus (J. 133), welcher den Römern sein Reich (aber wahrlich nicht zu ihrem Glücke) vermacht haben sollte, gab ihm eine neue schöne Gelegenheit, den Gegnern, deren unbürgerliche Denkungs-Art und unredliche Verfahrungs-Weise ihn immer mehr kränken mochte, wehe zu thun. Indeß ist nicht zu leugnen: die Ausführung seiner Gesetze mußte ungeheuere Schwierigkeiten finden. Deßwegen ist nicht nöthig, bei Denen, welche sich denselben widersetzten, und selbst nicht bei Scipio Nasica, eine unedle Absicht oder bösen Willen vorauszusetzen. Daß aber die gewaltthätige Art, mit welcher Tiberius, der geheiligte Plebstribun, ermordet wurde, nothwendig war, das zeuget am Schwersten wider seine Gegner, und war der sicherste Beweis, daß mit dem Tiberius Gracchus nicht seine Gesetze vernichtet sein würden.

342. Der tiefe, aber ganz verschiedene Eindruck, den der blutige Frevel auf die verschiedenen Classen des Volkes machte; die Ungewißheit, das Schwanken, das Mißtrauen überall; die Fortdauer der Commission, welche die Vertheilung der Aecker besorgen sollte; die Gereiztheit der Vornehmen, die sich in Scipio (dem zweiten Afrikaner) so laut aussprach; das Bewußtsein, wel-

ches die Tribunen von ihrer Stärke erhielten, (J. 131 erhielten sie Sitz im Senate!); die Gährung unter den Gemeinen, die Unruhen durch ganz Italien wegen der Land-Vertheilung — Alles dieses zu der Art, wie der Senat die Freunde der Gemeinen, die Tribunen aber die Senatoren behandelten und kränkten, (die Ermordung des Scipio giebt ein großes Beispiel), mußte bald eine Erneuerung der Vorschläge des Tiberius Gracchus, und eine Erweiterung derselben herbeiführen. Der Bruder des Tiberius, Cajus Sempronius Gracchus, übernahm es, das Werk desselben zu vollenden. Es mag sein, daß dieser Cajus, in seinem kräftigen Gemüthe von dem Schicksale seines geliebten Bruders ergriffen und durch die Art, mit welcher man ihn, den Gefürchteten, unschädlich zu machen strebte, gereizet, zu dem Unternehmen, welches er als Plebs-Tribun (J. 123) versuchte, zunächst veranlaßt sei; es mag gleichfalls sein, daß er in der Heftigkeit seines Wesens, im Bewußtsein seines Werthes und in der Fülle seiner Kraft, dem Widerstande gegenüber, weiter gegangen, als er gesollt hätte: aber das scheinet auch keinesweges zu bezweifeln, daß seine Absichten ursprünglich rein, und sein Sinn gut und edel gewesen; es scheinet keineswegs zu bezweifeln, daß Cajus, durch die Verhältnisse zu seinem Unternehmen aufgerufen, ja gezwungen worden, und daß auch ohne jene persönlichen Rücksichten im Ganzen geschehen sein würde, was geschehen ist. Aber gelingen konnte sein Versuch so wenig, als der seines Bruders: der Gang des Menschen-Lebens war über einen solchen Republicanismus, als sie beabsich-

nen, oder doch die seinige am Kräftigsten und Besonnensten zu gebrauchen verstand.

Achtes Capitel.

Marius; Jugurthinischer und Cimbrischer Krieg.

344. Einige Jahre nach diesen Vorfällen, die nur in scheinbarer Ordnung hinliefen, zeigte sich an einem großen Beispiele, wie auswärtige Fürsten von Rom dachten, und wie in Rom, ungeachtet verhindernder Gesetze, die Verdorbenheit, die Ueppigkeit, die Feilheit überhand nahm. Masinissa's Sohn, Micipsa, hatte sein Reich getheilet zwischen seine beiden Söhne, Hiempsal und Adherbal, und einen unehelichen Neffen, Jugurtha, der unter Scipio gegen Numantia gekämpfet, dort großen Geist und große Thätigkeit bewähret, die Freundschaft der Römer errungen, aber auch ihre Art, ihren Sinn, ihre Habsucht und Feilheit kennen gelernet hatte. Hierdurch wurde das Unglück vorbereitet, das über Masinissa's Haus kommen sollte, und das von ihm, durch sein Betragen gegen Karthago und durch seinen knechtischen Sinn, ohne Besonnenheit und Redlichkeit, für Rom, schwer verschuldet war. Denn Jugurtha, dem Nichts heilig war, mißbrauchte große Gaben auf die nichtswürdigste Weise. Vertrauend auf seine Kenntniß der Römer, verfolgte er rasch seinen Plan, die heftigen, aber schwachen und verzagten Vetter zu vernichten, und Masinissa's ganzes Reich zu beherrschen. Und als er den Einen

des Gracchus Ermordung auch möglich ward, seine Gesetze zu umgehen, zu untertreten, aufzuheben, so konnte man doch weder im Allgemeinen die Erinnerung vernichten, noch besonders den Bundes-Genossen den Anspruch, den sie durch so viele Aufopferungen von Gut und Leben auf das Bürgerrecht zu haben glaubten, wieder entreißen; die Gründe für denselben waren zu deutlich zu ihrem Bewußtsein gekommen und zu bestimmt ausgesprochen. Daher gewannen die Nobiles wohl an Furcht, aber nicht an Macht; daher war der Tempel, welchen der Consul Opimius (fast höhnisch) der Eintracht errichten ließ, Nichts als eine steinerne Masse; daher dauerte die Ungewißheit, die Zerrissenheit, das Schwanken fort; und auch Solche, die minder edel waren, als die Gracchen, und nur sich wollten und ihre Leidenschaften, konnten von nun an leicht eine Menschen-Masse gewinnen, durch welche Vieles zu bewirken war. In der That: hätten die Gracchen geahnet, daß sie ihren Zweck nicht erreichen, daß sie aber schlechteren Männern so gefährliche Mittel bekannt machen würden, sie möchten ihr Mitleiden mit dem Elende der Menge, und ihren Unwillen über den Mißbrauch der Gewalt wohl tief in ihre Brust zurückgedrückt haben. Von nun an lösete sich das römische Volk mehr und mehr in Parteiung auf; der Römer glaubte nur in den Waffen Sicherheit vor Römern zu haben; deßwegen mußte, nachdem in den unglückseligen Bürger-Zwisten die Kraft gebrochen, die Tugend verlockt, die Sitte vernichtet und Alles ermüdet war, alle Gewalt in die Hand Dessen kommen, der entweder die mächtigste Partei zu gewin-

über die Habsucht der meisten Römer; dabei war er thätig, umsichtig, ernst sowohl bei Herstellung der Ordnung in dem verwilderten Heer, als bei seinen Unternehmungen. Ueberhaupt würde dieser Mann eines reinen Lobes würdig sein, wenn nicht seinen Geist das gemeine Uebel der Nobilität niedergehalten hätte, hochmüthiger Ahnenstolz und Geringschätzung plebejisches Verdienstes. Hierdurch hat er höchst unglückselig gewirkt; denn hierdurch reizte er während des Krieges wider Jugurtha einen Mann, der durch seinen Geist und seine Kraft dem gemeinen Wesen unendlich wichtige Dienste hätte leisten mögen, zu unversöhnlichem Hasse gegen die Nobilität, zu furchtbarer Rache, zu verderblichen Partei-Anschlägen. Dieser Mann war sein Unter-Feldherr C. Marius, von dunkeler Geburt, ohne gelehrte und feine Kenntniß, aber ein Mann von großen Gaben, von alt-römischer Tugend, und von ursprünglich edler Gesinnung. Denn C. Marius hatte allerdings den Sinn der Gracchen, aber er hatte sich in seinem früheren Leben wohlwollend, gemäßiget, bescheiden gezeigt. Im Gefühle seiner Kraft jedoch, seiner Tugend und seiner Verdienste, strebte er zur höchsten Würde. Vorzuwerfen war ihm Nichts, als seine Herkunft und rauhe Sitten, die er jedoch mehr angenommen als in sich gehabt zu haben scheinet: wie hätte ihn die höhnische Kränkung nicht erbittern sollen, mit welcher ihn Metellus von der Bewerbung um das Consulat zurückzuhalten suchte! Aber bei der Stimmung, in welcher das Volk in Rom seit den Gracchen war, bei dem Unwillen gegen die üppige, habsüchtige, verschwen-

derische Nobilität, war nur nöthig, daß er die Bewerbung wagte, und freimüthig und kräftig die Sachen zeigte, wie sie waren, um das Consulat zu erhalten. Er erhielt es (J. 107) und hatte den Triumph, zum Nachfolger des Metellus bestellt zu werden. Da bildete Marius sein Heer aus den Geringsten (capite censis) des Volkes! Diese folgten gern und die höheren Classen ließen die unbeschreiblich wichtige und unglückschwangere Neuerung auch gern geschehen, weil sie vielleicht nicht begriffen, wie gefährlich ihnen die Waffen in der Hand dieser Menschen werden konnten, die ganz an ihrem Führer und nicht am gemeinen Wesen hingen, und weil sie es bequem finden mochten, die Last des fernen Krieges von sich abzuwälzen. Von diesem Augenblick an war die Herrschaft der Nobilität vernichtet, und die der Feldherren entschieden. Der Krieg gegen Jugurtha aber war noch sehr hart, und Marius bezwang ihn mehr durch die schlaue Kunst, mit welcher L. Cornelius Sulla den König Bocchus von Mauritanien, Jugurtha's Schwiegervater und Verbündeten, zum Verräther zu machen wußte, als im offenen Kampf (J. 106). Aber gerade der Ruf, den sich der patricische, feine, gelehrte, geistreiche, üppige, verschwenderische und ehrgeizige Sulla bei diesen, wahrhaftig nicht eben ehrenvollen, Verhältnissen erwarb, nährte den Haß in des Marius aufgeregter Seele gegen die Aristokraten, und bereitete künftige große Ereignisse vor. Uebrigens war Jugurtha's Schicksal schrecklich, obgleich wohl verdienet. Sein Reich wurde getheilet.

346. Aber noch ehe dieser Krieg geendiget wurde, nahete sich für Rom und alle Bildung der alten Welt eine unerhörte Gefahr. Aus unbekannten Gegenden des dunkelen Nordens zog ein großer Schwarm eines furchtbaren Geschlechtes zu kriegerischen Unternehmungen einher, und erregte in Rom, Neugierde und Besorgniß. Man nannte diese Menschen Anfangs Cimbrer; bald ward auch der Name Teutonen gehört; nach und nach wurden andere Namen unterschieden, wie Tiguriner und Ambronen. Ohne Zweifel gehörten die Cimbrer zu dem großen Volke der Teutschen, das, durch ein Uebermaß eigenthümlicher Kraft gedrängt, sich nach höherer Bildung sehnete und deßwegen vordrang zu des Südens Licht und Leben. Die Teutonen waren von den Cimbrern nicht verschieden; die Ambronen und Tiguriner aber waren Gallier. Die Verhältnisse dieser Völker mit den Römern sind nicht klar. Nachdem sie zuerst (J. 113) den Consul Cn. Papirius Carbo bei Noreja gezüchtiget hatten, zogen sie nach Gallien. Dort hatten die Römer, von den Massaliern (J. 124) zu Hülfe gegen ihre Feinde, die Salyer, gerufen, eine Provinz an sich gebracht und Colonien zu deren Schutz angelegt. Für dieses Land besorgt, und noch mehr besorgt für ihre Entwürfe auf Gallien, trafen die Römer kriegerische Anstalten und führten dadurch wiederholte Kämpfe mit diesen Völkern herbei. Dieselben schlugen nach einander die Consulen M. Silanus (J. 109), M. Cassius Longinus, Servil. Scäpio und Cn. Manlius (J. 105) auf die fürchterlichste und schimpflichste Weise. Da entstand ein ungeheuerer Schrecken und

eine Noth in Rom, aus welcher nur unverzagter Geist und unermüdlicher Heldensinn retten zu können schien. Daher bewarb sich kein Mann, der auf seine Geburt zur Zeit des Genusses getrotzet haben würde, um das Consulat. Also erhielt Marius, der Bezwinger Jugurtha's, er, der Emporkömmling, die Sehnsucht der Gemeinen und der Haß der Nobilität, (J. 104) abwesend die höchste Würde zum anderen Male, um Gallien, Rom, alle alte Bildung zu vertheidigen. Die Barbaren sollen nach Spanien gegangen sein; sie waren wenigstens verschwunden; in Rom aber blieb die Furcht. Also erhielt Marius zum dritten und vierten Male das Consulat (J. 103 und 102), und zugleich Zeit, sein Heer durch strenge Ordnung, und scharfe Zucht, durch Wort, Lehre und Beispiel zu der drohenden Entscheidung vorzubereiten. Der Entwurf der Teutschen, als sie wieder erschienen, war groß: sie wollten von zwei Seiten in Italien eindringen. Aber die Unkunde der Länder betrog sie; darum gereichte die Trennung, die ihnen heilsam sein sollte, zu ihrem Verderben. Als Marius, in seinem vierten Consulate, das Glück gehabt hatte, die Teutonen bei Aquä Sextiä, unter ihrem gewaltigen König Teutoboch, zu vernichten, da konnten ihm, im fünften Consulate die Cimbern, (die unterdeß durchs Noricum mit bewunderungswerther Kühnheit in Italien eingedrungen waren,) nicht widerstehen, so schrecklich auch der Kampf war, in welchem sie (J. 101) den Römern teutsche Art und teutschen Sinn bewiesen. Das ist nicht zu leugnen: Marius war der Retter Italiens und Roms, und konnte wohl

als der dritte Gründer der ewigen Stadt betrachtet werden; er verdienete die Vergötterung, die er fand, und alle spätere Zeiten verdanken ihm viel.

347. Aber dieses hohe Glück verblendete den Marius; er verlor Besonnenheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung. Allerdings mag sein ungestümer Geist auf mannigfache Weise, durch die Händel in Rom, gereizet, und der Ingrimm, den Metellus in seine Seele gesetzt hatte, genähret sein; allerdings möchte wohl wahr sein, daß Marius als einer der edelsten Menschen in der Geschichte glänzen würde, wenn er nicht das zerreißende Gefühl gehabt hätte, Andere wähneten durch blindes Glück über ihm zu stehen, die er an Tugend und Kraft weit hinter sich wußte: aber gerade das, daß er dieses Gefühl nicht los werden konnte, daß er der Leidenschaft erlag, daß er mit dem Glücke haderte, und über seine Ehre das gemeine Wesen vergessen konnte, hat ihn um den Ruhm eines großen Mannes gebracht. Die Art, wie Marius sich zum sechsten Mal (J. 100.) um das Consulat bewarb, und wie er dasselbe erhielt; seine Verbindung mit dem abscheulichen Plebs-Tribunen Apulejus Saturninus und dem Prätor Glaucia; die heillosen Auftritte, welche hierauf in Rom Statt fanden: Alles dieses zeigte von Neuem den zerrütteten Zustand des gemeinen Wesens, das sich mehr und mehr in Parteien auflösete, und vor den Leidenschaften verschwand; es zeigte die Feigheit des Senates, aber es zeigte auch schon, wie verderblich die Waffen in der Hand eines besitzlosen Pöbels sind. Das Betragen des Marius bei

diesen Auftritten ist schwer zu beurtheilen. Fast scheinet es, er habe von Anfang an nicht recht gewußt, was er wollte; und da Saturnin über alle Gränzen hinauszustreben schien, weil er gar keine Gränze achtete, so mochte ihm bange werden in dieser Gesellschaft. Was ihn aber auch zu dem Schwanken bewogen haben mag: er konnte, eben weil er zweideutig war, bei keiner Partei gewinnen. Selbst das Ziel, welches er mehr erstrebte, als seine eigene Herrschaft, die Demüthigung der Nobilität, mußte er auf diese Weise verfehlen; und der verhaßte Metellus mußte gegen ihn gewinnen, weil nur Der die Menschen hat, der fest an Einem hält. Daher war sehr natürlich, daß Saturnin zu Grunde ging, daß Marius das Feld räumete (J. 99.), und daß der vertriebene Metellus zurückgerufen wurde.

Neuntes Capitel.

Sulla und seine Zeit.

348. Wiederum einige Erholung, aber keine Ruhe. Aus dieser Zeit wissen wir weniger, aber genug, um die fortdauernde Gährung zu bemerken, und ein Vorgefühl herannahender Stürme zu erhalten. Einiges geschah, welches vom Fortschritte der Einsicht und des wissenschaftlichen Geistes zeuget; auch wurden Versuche gemacht, leidenschaftlichen Veränderungen vorzubeugen, und die Weise der Väter soviel als möglich zu erhalten. Aber es geschah auch Vieles, um die Gemüther zu erhitzen. Besonders wurden die ita-

als der dritte Gründer der ewigen Stadt betrachtet werden; er verdienete die Vergötterung, die er fand, und alle spätere Zeiten verdanken ihm viel.

347. Aber dieses hohe Glück verblendete den Marius; er verlor Besonnenheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung. Allerdings mag sein ungestümer Geist auf mannigfache Weise, durch die Händel in Rom, gereizet, und der Ingrimm, den Metellus in seine Seele gesetzt hatte, genähret sein; allerdings möchte wohl wahr sein, daß Marius als einer der edelsten Menschen in der Geschichte glänzen würde, wenn er nicht das zerreißende Gefühl gehabt hätte, Andere wähneten durch blindes Glück über ihm zu stehen, die er an Tugend und Kraft weit hinter sich wußte: aber gerade das, daß er dieses Gefühl nicht los werden konnte, daß er der Leidenschaft erlag, daß er mit dem Glücke haderte, und über seine Ehre das gemeine Wesen vergessen konnte, hat ihn um den Ruhm eines großen Mannes gebracht. Die Art, wie Marius sich zum sechsten Mal (J. 100.) um das Consulat bewarb, und wie er dasselbe erhielt; seine Verbindung mit dem abscheulichen Plebs-Tribunen Apulejus Saturninus und dem Prätor Glaucia; die heillosen Auftritte, welche hierauf in Rom Statt fanden: Alles dieses zeigte von Neuem den zerrütteten Zustand des gemeinen Wesens, das sich mehr und mehr in Parteien auflösete, und vor den Leidenschaften verschwand; es zeigte die Feigheit des Senates, aber es zeigte auch schon, wie verderblich die Waffen in der Hand eines besitzlosen Pöbels sind. Das Betragen des Marius bei

diesen Auftritten ist schwer zu beurtheilen. Fast scheinet es, er habe von Anfang an nicht recht gewußt, was er wollte; und da Saturnin über alle Gränzen hinauszustreben schien, weil er gar keine Gränze achtete, so mochte ihm bange werden in dieser Gesellschaft. Was ihn aber auch zu dem Schwanken bewogen haben mag: er konnte, eben weil er zweideutig war, bei keiner Partei gewinnen. Selbst das Ziel, welches er mehr erstrebte, als seine eigene Herrschaft, die Demüthigung der Nobilität, mußte er auf diese Weise verfehlen; und der verhaßte Metellus mußte gegen ihn gewinnen, weil nur Der die Menschen hat, der fest an Einem hält. Daher war sehr natürlich, daß Saturnin zu Grunde ging, daß Marius das Feld räumete (J. 99.), und daß der vertriebene Metellus zurückgerufen wurde.

Neuntes Capitel.
Sulla und seine Zeit.

348. Wiederum einige Erholung, aber keine Ruhe. Aus dieser Zeit wissen wir weniger, aber genug, um die fortdauernde Gährung zu bemerken, und ein Vorgefühl herannahender Stürme zu erhalten. Einiges geschah, welches vom Fortschritte der Einsicht und des wissenschaftlichen Geistes zeuget; auch wurden Versuche gemacht, leidenschaftlichen Veränderungen vorzubeugen, und die Weise der Väter soviel als möglich zu erhalten. Aber es geschah auch Vieles, um die Gemüther zu erhitzen. Besonders wurden die ita-

lischen Bundes-Genossen gereizet, die, immer tiefer durchdrungen von dem Gefühle, das Bürgerrecht verdienet zu haben, mit welchem einige Partei-Häupter in Rom sie stets zu verlocken suchten, mehr und mehr (besonders aber seit dem Gesetze vom J. 96) zu der Ueberzeugung kamen, daß sie nur mit Gewalt würden erzwingen können, was die Ungerechtigkeit der Römer ihnen vorenthielte. Aber in diesen Reibungen und bei diesen Forderungen, die man vor sich selbst und der Welt rechtfertigen mußte, erhoben sie sich zu Ideen, unter welchen die Römer immer geblieben sind. Silo Popädius und seine Freunde faßten den Gedanken eines italischen Volkes, vor welchem Rom, die Besiegerin Afrika's und Asiens, als unbedeutend erscheinen mußte. In diesem Gedanken stand Popädius höher als einer der Römer; durch ihn aber gelang ihm, weil das Große, welches zugleich wahr ist, die Gemüther der Menschen ergreift, Verbindungen unter allen Volks-Stämmen Italiens anzuknüpfen. Unter solchen Umständen trat als Plebs-Tribun in Rom Livius Drusus auf. Die Handlungsweise dieses jungen Mannes von edelem Geschlecht ist zwar entgegengesetzter Deutung fähig; man wird aber nicht gezwungen, die Reinheit seiner Absichten zu bezweifeln. Die Gewaltsamkeit der Verhältnisse, in welchen er persönlich zu Cäpio, und in welchen Senat, Ritter und Volk zu einander standen, nöthigte ihn, weiter und weiter zu gehen. Also kam er (J. 91.) zu Erneuerung des verhaßten Vorschlages: den Bundes-Genossen das wohlverdiente Bürgerrecht wirklich zu ertheilen. Hierauf gelang zwar dem Senat, ihn selbst

zu vernichten; aber dieselbe Fackel, die ihn verzehrete, zündete den Brennstoff an, der durch ganz Italien verbreitet war, und ein furchtbarer Aufruhr flammte empor. Eine neue Republik stand da; Corfinium trat Rom gegenüber, und ein Krieg (der marsische oder der Bundes-Genossen-Krieg) brach aus, für Rom doppelt gefährlich, weil die Feinde ihr an kriegerischer Bildung gleich waren. In der That ist kaum zu begreifen, wie Rom den Krieg nur noch mit einigem Erfolge hat führen können, wenn gleich der Römersinn, der die Herrschaft der Stadt behaupten wollte und darum innere Zwiste bei äußerer Gefahr unterdrückte, dann die Gewohnheit, hier, zu herrschen, dort, zu dienen, ferner die Kriegserfahrenheit der römischen Feldherren, hierauf die Verschiedenheit der italischen Stämme, die sich nur durch ein loses Band gegen Rom vereineten, und endlich der Tod des großen Silo Popädius, Vieles erklären. Obsiegen jedoch konnte auch Rom nicht. Sie mußte, nach einem mehrjährigen verheerenden und unbeschreiblich greuelhaften Kriege die Forderungen der Bundes-Genossen bewilligen; aber sie war klug genug, dieses nach und nach auf eine so gute Art zu thun, daß die Siegesfeier nicht allzu lügenhaft erschien. Auf jeden Fall war diese Ertheilung des Bürgerrechtes an die Italier, ungeachtet die neuen Bürger in 8 oder 10 besondere Tribus vereinet wurden, für das Römerthum höchst gefährlich, ohne daß für ein italisches Volksthum Etwas damit gewonnen wäre.

349. Aber dieser Kampf in der Nähe dauerte

noch fort, als sich in der Ferne ein neuer großer Krieg entspann, der die Endigung desselben beschleunigen mußte. In Klein-Asien, in der Provinz Pontus, hatte sich seit Alexanders des Großen Eroberung ein Reich gebildet, dessen Könige ihrer dunkelen Unbedeutsamkeit dadurch einiges Ansehen gaben, daß sie sich dem alten Hause der Achämeniden, welches der Macedonier vom persischen Throne gestürzet hatte, anzureihen pflegeten. Seit etwa dreißig Jahren (seit dem J. 120?) saß auf dem Throne dieses Reiches, und jetzt in der vollsten Kraft des Lebens Mithradates (geboren im J. 132?), ein Mann, der durch seinen Geist, durch seine Kühnheit in Entwerfung großer Plane, durch seine Entschlossenheit in der Ausführung derselben, und durch seinen unendlichen Haß gegen die Römer, welche der Welt allgemeine Knechtschaft droheten, und, während sie die überwundenen Asiaten übermüthig mißhandelten, ihn selbst mit arglistiger Späherei umlauerten, den Beinamen des Großen vor vielen Anderen verdienet hat, die ihn führen. Durch sein früheres Leben, durch seine Kriege und seine Reisen, waren seine Entwürfe gegen die Römer vorbereitet; seine Hoffnungen gründeten sich auf große Verbindungen und auf die Gewißheit, daß die Gesinnung der Welt gegen Rom war; die Bedrängniß aber, in welche Rom durch den Bundes-Genossen-Krieg gerieth, kam ihm ungemein gelegen. Denn gerade um diese Zeit wurde er, auf Betrieb der Römer, durch den dienstbaren König Nikomedes von Bithynien zum Zuschlagen gereizet und gezwungen. Die Macht, mit welcher er hierauf zu Land und Meer erschien, die Schnel-

ligkeit, mit welcher er den Bithynier, wie die römischen Feldherren schlug, ganz Klein-Asien unterwarf, und Griechenland bedrohete; die Art, mit welcher er die gefangenen Römer behandelte und der nachmalige furchtbare Befehl, alle Römer in Klein-Asien zu erwürgen, zeugen eben so sehr von seinem Entschluß und von seinem Geist, als die Freudigkeit, mit welcher die Erwürgung der Römer vollbracht wurde, von der tiefen Erbitterung der Völker gegen ihre Unterjocher und von dem Verfahren der Letzteren. Seit Hannibal hatte Rom keinen solchen Feind gehabt; aber Mithradates schien viel gefährlicher werden zu können, weil er auf einem festeren Grunde stand, und noch mehr gegen Rom hatte als seinen Geist und seinen Grimm. Also war wohl gut, in Italien Ruhe um jeden Preis zu erkaufen, damit Mithradates, der von leichtsinnigen Griechen mit Sehnsucht erwartet, und bald mit brausendem Jubel als Befreier von der Sklaverei der früheren Befreier empfangen wurde, nicht mit verstärketer Macht nach dem verwirreten Italien kommen, und sich mit Rom's Feinden verbinden möchte. Aber das Ende des marsischen und der Anfang des Mithradatischen Krieges wurden durch ein gräßliches Zwischenspiel in Rom selbst blutig und folgenreich bezeichnet.

350. Es war natürlich genug, daß der Senat die Anführung eines solchen Krieges, wie der gegen Mithradat, gern dem Sulla zuwandte. Kraft und Einsicht fehlete diesem patricischen Manne nicht; mehrmals hatte ihn das Glück seltsam begünstiget, beson-

ders im Jugurthinischen und im marsischen Kriege, und durch unerhörte Schauspiele, durch Lindigkeit gegen die Soldaten, durch andere verführerische Künste hatte er die Gunst des Volkes zu gewinnen gesucht. Aber es war eben so natürlich, daß der alte Marius, der Retter Roms und Italiens, es nur mit dem schmerzlichsten Unwillen bemerken konnte, daß ein Mann aus der Nobilität, der ihm mehrmals seinen Ruhm geschmälert und seine Triumphe verkümmert hatte, ihm vorgezogen werden und ihn um die schöne Gelegenheit, die Ehre seines Lebens zu retten, bringen sollte: und weder seine grimmige Seele, noch die Verdorbenheit der Zeit, erlaubten ihm, die Kränkung mit Würde zu ertragen. Je ausgezeichneter aber beide Männer waren, desto verderblicher mußte ihre Zwietracht werden, desto heilloser ihre Leidenschaftlichkeit wirken; und sie mußten gerade nach einem so schrecklichen Kriege, der so viele edele Männer, welche die Freiheit hätten vertheidigen mögen, vernichtet hatte, dreifach und vierfach verderblich werden und heillos wirken. Uebrigens war der stürmisch zufahrende alte Marius dem feinen und heuchlerischen Sulla, in einem fortgehenden Kampfe, keineswegs gewachsen. Die Art, wie Marius den Sulla aus seiner Würde zu verdrängen trachtete; seine Verbindung mit dem Plebs-Tribunen Sulpicius, den heftiger Ingrimm gegen die Nobilität unaufhaltsam fortriß, und mit dessen höhnischem und gewaltthätigem Anti-Senat; die fürchterlichen Auftritte in Rom; Sulla's Kunstgriffe, sein Heer zu verführen; sein Zug mit 6 Legionen von Nola aus wider die Stadt, der erste, der ungeheuere, aber

wohl berechnete; die vergebliche Vertheidigung Roms gegen die kalte Entschlossenheit des Sulla, die selbst nicht vor dem Gedanken zurückbebte, Rom zu verbrennen; sein unglückseliger blutiger Sieg; seine willkührlichen Verhandlungen mit Volk und Senat — Alles dieses waren Erscheinungen, welche, bei den fortdauernden Unruhen in Italien, und bei der Gefahr vor Mithradat, den fortgehenden Verfall, die Verworrenheit, Zerrüttetheit, Verdorbenheit Roms unverkennbar bewiesen und den Ausgang verkündigten. Einiges jedoch richtet auch unter diesen Freveln das menschliche Gemüth auf, oder erfüllet die Seele mit großen Gedanken über die Macht des Geistes und über die Schicksale der Völker: wie der alte Mucius Scävola, oder der siebenzigjährige Marius auf seiner abenteuerlichen Flucht, in Minturnä und über den Trümmern Karthago's. Was aber die Anordnungen des Sulla betrifft: so ist kaum zu glauben, daß er Etwas von ihnen gehofft habe; vielmehr scheinet sein kaltberechnender Geist die Nothwendigkeit erkannt zu haben, daß zuerst der furchtbare Feind der römischen Herrschaft, der sich schon Herr von Griechenland und von fast allen Inseln zu sein rühmte, überwältiget werden müsse, und daß es, um in Rom allgewaltig zu werden, und an ständischen und persönlichen Feinden volle Rache zu üben, gut sein werde, das Volk, welches noch nicht reif genug war, weiter mit Verwirrungen zu umstricken und zu lähmen. Auch ließ der Sieg über Mithradat das nöthige Geld (durch Raub und Plünderung) für größere Zwecke in Rom hoffen. Also zog er (als Proconsul) wider diesen,

und wie es schien, mit ganzer Seele, und einzig von dem Gedanken getrieben, den Mithradat zu bezwingen. (J. 87)

351. In dem Kriege zeigte Sulla eben so viele Kühnheit als Einsicht, und überhaupt die schönsten Gaben des Geistes, aber auch die Kälte seiner Brust. Die unglückliche Athen, von Mithradat mit List genommen und hartnäckig vertheidiget, ward (J. 86) unter schrecklichen Gräueln durch Sulla erobert. Hierauf fiel eine Schlacht in Böotien, unweit Chäronea, und eine andere bei Orchomenus, mit Archelaus, des Mithradats Feldherrn. Die Nachrichten von diesen Schlachten sind zum Theile mährchenhaft; indeß ist wohl gewiß, daß Sulla sie, mit einer weit geringeren Macht, rühmlich bestanden habe. Während aber Sulla mit Erfolg in Griechenland kämpfte und heiliges und gemeines Gut, aus Noth und Lust, grausam raubte und rauben ließ, wurden Roms Bürger durch den Geist, welcher die zerrüttete, zertretene und versklavte Welt rächen wollte, in neuer Wuth ihrem Schicksal entgegen getrieben. Die neuen italischen Bürger strebten, ihr errungenes Recht weiter auszudehnen, und in die alten Tribus aufgenommen zu werden. Der Consul L. Cornelius Cinna, von jenem Rachegeist ergriffen, nahm mit Heftigkeit ihre und die Partei der Anhänger des Marius. Sein College Octavius, welcher die Nobilität vertrat, trieb ihn zwar aus Rom hinaus; jedoch nicht ohne viel Bürger-Blut. Hierdurch ward er nur furchtbarer, weil ihm nicht schwer ward, ein Heer zu gewinnen, und weil Diejenigen zu ihm

standen, deren Sache er zu führen schien, besonders nachdem der alte Held zurückgekommen war, dessen Anblick die Gemüther der Menschen, bei der Erinnerung seiner Thaten, seines Ruhmes, seiner Leiden, tief ergreifen mußte. Aber Grimm und Rache übermannten den Marius, und durch eine ungezügelte Wuth verdarb er vor Welt und Nachwelt seine Sache. Er war umsonst durch Kerker, Fesseln und Verbannung hindurch gegangen! Ein kurzer, aber blutiger Bürger-Krieg. Unter Jammer und Gräueln zog Marius mit den Seinigen (und welch' ein Geschlecht!) in die ausgehungerte, unglückselige Stadt. Wer von Sulla's Verwandten und Freunden, oder aus den Angesehensten der Nobilität entkommen konnte, der floh; Einige endigten selbst ihr Leben; Viele aus vornehmen Geschlechtern, Gefürchtete oder Gehaßte, wurden auf Wink und Befehl der Sieger erwürget; viele Andere fanden durch die losgelassene Wuth grimmiger Sklaven und erbittertes Pöbels einen gräßlichen Tod. Schrecken und Verzweifelung herrschten in Rom überall. Aber wenn Marius, fühllos durch Alter und Rache, anfangs mit mehr Wildheit und Härte die scheuslichen Auftritte ansah und förderte, als Cinna: so erlag er auch, da sein Gewissen erwacht war, schneller der Last seiner Verbrechen; nach siebenzehn Tagen wüstes Lebens starb er den Tod eines Elenden (J. 86).

352. Sulla aber, durch seine geflüchtete Gemalin, durch entflohene Freunde von diesen Vorfällen, von seiner Aechtung, von der Zerstörung seines Hauses benachrichtiget, faßte wohl sogleich seinen Entschluß; aber ehe

er denselben auszuführen vermochte, war nöthig, den Mithradat zuvor zum Frieden, nach römischer Art, zu zwingen: was half es, Rom zu beherrschen, wenn Rom nicht herrschete! Es war ferner nöthig, das nach Asien geschickte Heer seiner Gegner unter dem elenden Fimbria, welcher den Consul Valerius Flaccus ermordet hatte, zu vernichten, oder zu gewinnen. Endlich war nöthig, das eigene verwilderte und habsüchtige Heer zu verführen, damit es ihm unbedenklich ergeben nach Italien und Rom folge, hinweg von der Beute, die Asien versprach, hinweg über Gesetz' und Rechte des Vaterlandes. Also folgte er siegreich dem Mithradates nach Asien, immer gleich besonnen, wie wenn Rom ihm nicht entgehen könnte. Und ihm gelang zu erreichen (J. 84), was er wollte, und das unglückliche Asien empfand den Jammer der Knechtschaft, den Griechenland unter Sulla so schwer empfunden hatte, dreifach hart, da der glückliche Sieger eben so sehr durch seine Verhältnisse mit Rom und seinem Heere zu grausamen Erpressungen und Verheerungen gezwungen war, als ihm seine Natur solche Grausamkeit gleichgültig machte.

353. Die Art, wie hierauf Sulla seine Rückkehr nach Italien, bei seinem Heere, wie beim Senate, vorbereitete, und wie er dieselbe, ruhig, vorsichtig, berechnend, ausführete; die Vorbereitungen, welche Cinna mit Eifer traf, um ihm in Griechenland zu begegnen, und die Ermordung desselben durch seine eigenen Truppen; die ungehinderte Landung Sulla's mit etwa 40,000 Mann in Apulien (J. 83) und

der Zug durch Italien; das Betragen der großen (über 200,000 Mann starken) Heere, die ihm theils Widerstand leisten zu wollen schienen, theils es auch wirklich thaten; Sulla's Sieg über den ungeschickten Norbanus; der Uebergang des Heeres, welches Lucius Scipio mit wankender Seele führete; die Gewandtheit, mit welcher der Jüngling Cn. Pompejus seine Partei ergriff und sich bald einen Triumph und den Beinamen des Großen erwarb; der Entschluß des wackeren Sertorius, nach Spanien zu gehen, um dort dem Kampf eine andere Wendung zu geben; die schreckliche Ermordung der Anhänger des Sulla in Rom, welcher selbst der alte Mucius Scävola vor der Vesta ewigem Feuer nicht entging; die Niederlagen der beiden Consulen, (J. 82) Carbo's, der dem Fuchs eben so wenig gewachsen war, als dem Löwen, und des jungen Marius, welcher den Hohn Sulla's weder durch seine Vertheidigung Präneste's, noch durch seinen Tod verdienete; das entsetzliche Abschlachten der Einwohner von Präneste; der entscheidende Kampf unter den Mauern Rom's; der Einzug Sulla's in die erschrockene, blutige Stadt; die Ermordungen nach Willkühr und Lust; die Niedermetzelung von sechs oder acht tausend Gefangenen; die schrecklichen Proscriptions-Listen, als man endlich zu der erhabenen Einsicht kam, daß man doch nicht Alle umbringen könnte, wenn man selbst leben und herrschen wollte; der Fortgang des abscheulichen Krieges in den Provinzen; hierzu das Wuthgeheul der entmenschten, raubgierigen Sieger, die sich selbst durch Verbrechen zu Verbrechen fortstießen; das Jammergeschrei der

unglücklichen Schlachtopfer; die ausgesuchten Qualen, an welchen sich die teuflische Lust weidete; die Entehrungen und Schändungen überall; die Entweihung und Besudelung des Heiligen; die Selbst-Entleibungen und Wechsel-Morde von Freunden und Geliebten, von Eltern und Kindern, und über Allem Sulla's kalter Hohn und goldreicher Triumph — in der That, diese Frevel, und die Gräuel aller Art, die bei Entfesselung der niedrigsten Leidenschaften ohne Namen und Zahl vollbracht sind, bilden ein so schaudervolles Ganze, daß das menschliche Gemüth, von Wehmuth und Entsetzen durchdrungen, der Betrachtung fast erliegt, und zu abgestumpft zu Sulla's Dictatur (J. 81) kommt, um seine Anordnungen (die Cornelischen Gesetze) recht zu würdigen, und um sich viel um die Frage zu kümmern, was er wohl eigentlich gewollt habe, da er scheinbar so ruhig endigte? Von Dem, was er anordnete, mag Einiges im alten römischen Geiste gewesen sein; aber bei dieser Umkehrung aller menschlichen Verhältnisse, bei dieser Zerrüttung Italiens, die dadurch erhalten ward, war Nichts davon zu hoffen. Ein solcher Acker, von solcher Hand bestellt, treibet keine gute Früchte. Wegen seines Thuns aber soll den Sulla Keiner entschuldigen wollen. Es mag wahr sein, daß alle Die, welche umkamen, den Untergang verdienet hatten: waren denn Sulla und seine Gesellen durch ihre Tugend etwa berechtiget, sich zu Werkzeugen der ewigen Gerechtigkeit aufzuwerfen? und wer kann in solcher Zeit Schuld von Unschuld scheiden? Es mag auch wahr sein, daß Sulla nicht

alle die Gräuel befohlen oder gebilliget habe: das aber kann ihm nicht zu Gute kommen. Die Geschichte siehet in ihm die Seele des raubgierigen und entmenschten Haufens, der diese Gräuel vollbrachte; sie nennet ihn anstatt Aller; wer sich nicht scheuet, eines solchen Haufens Haupt zu sein, der soll sich auch nicht beschweren, wenn ihm die Thaten desselben zur Last gelegt werden. Wenn ihm aber Das abgerechnet werden könnte, daß die Gegenpartei ihm Manches für seine eigene Erhaltung nothwendig gemacht hatte: so drängte diese Nothwendigkeit doch gewiß nicht zu solchen Gräueln, und am Wenigsten läßt sich durch sie rechtfertigen, was in Asien, Griechenland und den Landstädten Italiens geschah; auch stößt die Ruhe des Mannes, seine Gleichgültigkeit, seine Kälte, immer zurück. Endlich dürfte er dadurch kein edeles Gemüth versöhnen, daß er seine Gewalt (J. 79) niederlegte, freiwillig in die Einsamkeit ging und unter allerlei Genüssen seine eigene Geschichte schrieb; vielmehr hat es etwas Grausenhaftes, daß ihm, nach einem solchen Leben, ein solches Ende erträglich war; und welche Wahrheit mag diese Geschichte gehabt haben! — Mehr ist in Ansehung Sulla's auf keine Weise zu fordern, als daß man ihn unter die Räthsel der menschlichen Natur stellet. — Er starb ekelhaft J. 78.

Zehntes Capitel.
Pompejus und seine Zeit.

354. Durch Ströme von Blut hatte Sulla das Feuer gedämpft, aber nicht gelöschet. Die Ruhe, von ihm hergestellt und erhalten, war theils durch die Ermüdung seiner Anhänger in Gräuelthaten bewirket, theils durch ihre Lust, sich einzurichten in geraubten Gütern und dem Genusse der Früchte ihrer Dienste zu leben, theils durch den Schreck, welchen die ungeheueren Ereignisse nicht nur in Denjenigen, die unmittelbar durch sie litten, sondern auch in jedem menschlichen Gemüthe zurückließen. Aber bei der schauderhaften Erinnerung an das Geschehene, bei der Umkehrung aller Verhältnisse, bei der gewaltthätigen Vertreibung so vieler Familien durch ganz Italien aus ihrem Eigenthume zu Mangel und Elend, bei dem unermeßlichen Reichthume, den sich Sulla's Anhänger durch Frevel und Verbrechen, durch feine Benutzung der Umstände, oder durch Beides zugleich, erworben hatten (Crassus kann neben Sulla und seinen Freigelassenen zum Beweise dienen); bei dem gefährlichen Beispiel endlich, welches durch Sulla gegeben war, mußten Wuth und Rache, Argwohn und Verzweifelung, Furcht und Hoffnung und alle menschliche Leidenschaften bald die Gemüther wieder aufpeitschen, und das Feuer mußte von Neuem emporlodern. Die aristokratischen Einrichtungen Sulla's waren unnatürlich in ihrer Zeit: alle kluge Männer unter den Senatoren erkannten es immer deutlicher,

daß nur durch die Menge und in der Menge Etwas zu erreichen sei. Popularität war eine nothwendige Tugend. Aber die Menge war der Freiheit nicht mehr werth und verlangte einen Herrn. Unter den Häuptern hingegen gab es allerdings einzelne Männer, welche das Wohl des gemeinen Wesens, Rom's alte Größe und Art, redlich wollten, und festhielten an Sitte und Tugend der Väter, aber die Meisten wollten nur sich; sie wollten herrschen in der herrschenden Rom. Die Zeiten wurden immer schlechter, weil die Grundsätze der Religion, der Sittlichkeit, der Ehre, immer mehr vergessen oder unter die Füße getreten wurden. Mit jedem Tage hatten die Guten mehr zu fürchten, und die Bösen mehr zu hoffen; und der Despotismus, auf dem bewaffneten Pöbel ruhend, konnte noch wohl von Diesem zu Jenem gehen, aber er gewann täglich größere Festigkeit. Dennoch ist diese Zeit nach Sulla eine der wichtigsten und merkwürdigsten in der Geschichte wegen des ungeheueren Kampfes, in welchem Menschen mit den größten Talenten entweder für sich selbst, oder für Rom, rangen. Welch' eine Reihe ausgezeichneter Männer! Cn. Pompejus der Große, der durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Glück wunderbar emporstieg; L. Licinius Lucullus, der zwar unter und mit Sulla gewesen war, aber den menschlichen Sinn nicht geschwächt, und den Adel einer feinen Bildung nicht befleckt hatte; M. Licinius Crassus, weniger bedeutend durch Geist und Kraft, als durch unermeßlichen Reichthum, den er zeitgemäß zu vermehren nicht scheuete; C. Julius Cäsar, den an

Reichthum und Raschheit des Geistes Keiner übertroffen hat, und dem zu einem wahrhaftig großen Manne Nichts fehlete, als strenge Sitten und die großen Grundsätze menschlicher Freiheit; M. Porcius Cato, der durch seine alte und reine Tugend die Ehre der Zeit rettete und das menschliche Gemüth immer erquicken wird, wenn es ermüdet über der Betrachtung des eitelen Getreibes; M. Tullius Cicero endlich, bei vielen Fehlern und Schwächen immer bewunderungswürdig! — Und alle diese Menschen in den Jahren vollendeter Kraft oder kühner Jugend! und neben und unter ihnen so viele Andere, die ohne sie gleichfalls höchst ausgezeichnet erscheinen würden!

355. Sogleich nach Sulla's Tode eröffnete sich, während zu Rom selbst an seinen Einrichtungen gestoßen und gebrochen ward, eine Reihe von Kriegen, neben und nach einander, gegen äußere und gegen innere Feinde. Diese Kriege waren zum Theil eine wahre Erbschaft der Sullaischen Proscription: alle hingen wenigstens mit den Ereignissen seiner Zeit genau zusammen. Und wenn der Körper der römischen Herrschaft durch sie von der einen Seite vergrößert ward, so wurde von der anderen die Seele durch sie nicht nur im Allgemeinen noch mehr verdorben, sondern sie dieneten auch im Besonderen dazu, den Mann in die Höhe zu bringen, der dazu bestimmt war, Rom fast mit Sullaischer Gewalt, die er freilich mit einem ganz anderen Geist erwarb und mit einem ganz anderen Sinne gebrauchte, ihrem wohlverdienten Geschicke näher zu treiben.

Dieser Mann war Pompejus der Große, bei welchem das außerordentliche Glück, das ihn, man möchte sagen, verfolgte, und das weit über seiner inwohnenden Kraft war, recht anschaulich machte, wie er durch seine Zeit erzeuget und erzogen wurde. Schon die Versuche, die Lepidus (J. 77) machte, kamen dem Pompejus, welcher die Begrüßungen Sulla's nicht in Vergessenheit kommen ließ, zu Gute; aber das war nur ein kleinliches Vorspiel. Von größerer Wichtigkeit war der Krieg, welchen Sertorius, der kühneste und wackerste Mann aus der Partei des Marius, in Spanien, mit der Kraft der Barbaren, für Rom's Geist und Freiheit, glücklich führete. Pompejus stritt gegen ihn mehrere Jahre eben so vergeblich, als seine Vorgänger; aber Perperna's Meuchel-Waffe erleichterte ihm endlich den Kampf (J. 72), und Pompejus gewann dann schnell über diesen Elenden einen Ruhm, den er gegen Sertorius nie gewonnen haben würde: für diesen ist die Trauer in Spanien ein eben so schönes Zeugniß, als der schnelle Sieg des Pompejus nach seinem Tode.

356. Unterdeß ward Italien (Sicilien hatte Aehnliches gesehen) durch einen großen, alle menschlichen Gefühle aufregenden Kampf erschüttert, den viele tausend Gladiatoren und andere Sklaven, von einem Waffenkundigen, herrlichen Mann, Spartacus, angeführt, unternahmen, um die Menschheit an ihren grausamen Zwangherren furchtbar zu rächen. Der Krieg war schwer für Rom, verwüstend für Italien, entehrend für manchen stolzen Mann (J. 73—71). Unter den Gladia-

toren gab es viele Teutsche. Endlich gelang einem schlechten Feldhauptmanne, Crassus, damit ihn neben seinem Reichthume noch ein anderer Grund zur Verwirrung Rom's treiben mochte, den Spartacus zu besiegen; Pompejus jedoch kam früh genug heran, um sich wenigstens einige Zweige des Lorbeer-Kranzes um das schon reich gezierte Haupt winden zu dürfen. Ebenderselbe, damit er bei so vielem Ruhm auch eine Gewalt gewönne, wie sie noch keinem Bürger übertragen war, durfte dann nur während seines Consulates (J. 70) die Macht der Tribunen herstellen, die Sulla zerstöret hatte; er durfte nur den Rittern schmeicheln, die Schatzung hinabwürdigen, und andere Gaukelei treiben: und mit aller Volks-Speiserei konnte der zweite Consul, der eifersüchtige und erbitterte Crassus, hiergegen Nichts erreichen. Der Krieg gegen die Piraten gab eine gute Veranlassung, ihn zu heben. Diese Menschen, Cilicier genannt, durch die Noth römischer Zwangherrschaft erzeuget, durch Nachlust gereizet, überall von Königen und Völkern begünstiget, durch Uebung endlich kühn gemacht, hatten in der That seit ungefähr acht Jahren den Römern eben so vielen Schaden als mannigfaltige Schmach zugefügt. Etwas Kräftiges mußte gegen sie geschehen, wenn ihr Reich nicht so gefährlich als nachtheilig werden sollte. Die unbeschränkte Gewalt über alle Küsten und Meere jedoch, die Pompejus, nach einiger Zeit heuchlerischer Unthätigkeit, sich gegen sie begierig aufdringen ließ (J. 67), war noch weit gefährlicher als ihre Waffen, und die Art, wie der Tribun Gabinius ihm diese Gewalt, gegen den Willen und das Gefühl aller verständigen Bürger,

die Rom wollten und nicht sich allein, erpreßte, war noch nachtheilger, als ihre Räubereien und Zerstörungen. Aber die schnelle, siegreiche und verständige Entscheidung mit dieser Gewalt ist eben so wenig zu verwundern, als die neue Gunst des Volkes, die Pompejus hierdurch erwarb, oder als sein Zufahren wider fremdes Verdienst, z. B. gegen das von Metellus Creticus, der ihm jedoch zu begegnen nicht scheuete.

357. In des Pompejus Plan indeß sollte die große Gewalt gegen die Piraten ihm wohl nur den Weg zu einer noch größeren bahnen. Er wollte nach Asien, gegen Mithradat; daselbst schien er als unumschränkter Befehlshaber Alles gewinnen zu können, was er suchte. Und auch dieser Wunsch wurde erreicht. — Mithradat nämlich, in königlicher Seele den Haß und den Ingrimm gegen Rom treu bewahrend, und, wie es scheinet, innig überzeugt, daß ein beständiger Kampf auf Tod und Leben gegen Rom's Art und Grundsatz das Einzig-Ziemende für Fürsten und Völker wäre, hatte schon bald nach Sulla's Abgang einen zweiten Kampf geführet, wenn auch für seine kühnen Gedanken ohne Erfolg, doch für künftige Fälle nicht ohne Vortheil. Die Verwirrung im Umfange der römischen Herrschaft, die angedeuteten Kriege, welche nebst anderen Unruhen Rom's Macht theilten und schwächten, hatten seinen reichen Geist mit neuen Hoffnungen erfüllet, als er von Neuem durch die Art, wie Bithynien (J. 75) an Rom kam, gereizet wurde. Seine Verbindung mit Sertorius, der ihm Kriegs-Hauptleute gab, hatte diese Hoffnungen vermehret; die Verbindung

mit Thraciern, Scythen und den Piraten, nicht minder; auch hatte der Anfang des Krieges die Erfüllung dieser Hoffnungen verheißen. Hierauf war dem Lucullus, der Asien kannte, dem es an Kriegs-Erfahrung nicht fehlete, wenn er gleich seit einigen Jahren friedliche Studien vorgezogen hatte, und der sich auch jene Bewerbungs-Art, welche Zeit und Sitten verlangten, gefallen ließ, die Führung des Krieges übertragen (J. 74). Die Strenge, mit welcher dieser Mann das verwilderte Heer in Asien zu Zucht und Gehorsam zu bringen, die Thätigkeit, mit welcher er die blutsaugenden römischen Wucherer und schänderischen Beamten daselbst zu einiger Ordnung und Menschlichkeit zurück zu führen suchte (wiewohl er sich auch nicht vergaß), hatten ihn vom Anfang an zu keiner angenehmen Erscheinung für die Römer in Asien gemacht; den armen Unterworfenen hingegen hatte er einige Erquickung gebracht, und Mithradat war von ihm mit Glück und Geschicklichkeit bekämpfet und besieget worden (Schlacht bei Cabira, J. 71). Aber das harte Schicksal, welches den König von Pontus zu verfolgen schien, konnte ihn nur zu gewaltsamen Maßregeln treiben; der ungeheuere Geist wurde nicht gebändigt. Um diese Zeit war die Dynastie der Seleuciden in Syrien auf eine Weise, die Ekel und Entsetzen erreget, zu Grunde gegangen. Die Syrer, der Gräuel müde, durch welche sich das königliche Haus, nach Antiochus Epiphanes (330 und 333), eben so widerlich schändete und aufrieb, als das Reich unglückselig geschwächt, verödet und mißhandelt ward, hatten sich dem Könige Tigranes von Armenien (welches Reich sich seit Antiochus des Großen

Zeit auf Kosten der Seleuciden gebildet hatte) unterworfen (J. 85). Zu diesem Tigranes, seinem Schwiegersohne, dem trotzigen Könige der Könige, entfloh Mithradat und riß ihn fort zum Kampfe gegen die verhaßten Feinde (J. 70). Lucull über den Euphrat. Neue Siege (J. 69), neue Feinde. Aber die Meuterei des eigenen Heeres, das, immer ohne guten Willen, von Pompejus und dessen Anhängern leicht aufgewiegelt werden mochte, verhinderte die Besiegung dieser neuen Feinde (der Parther) und nöthigte zum Rückzuge (J. 68). Dieser Vorfall mit seinen Folgen (Mithradat brachte leicht Viele auf seine Seite, schlug römische Truppen und gewann sein Reich wieder) kränkte des Lucullus Seele um so tiefer, da er sich von aller Schuld nicht freisprechen konnte, und da sie ihn dem römischen Volke, welches durch sie um eine liebe Hoffnung betrogen ward, als unwahr erscheinen ließen; aber sie gaben auch Veranlassung, daß dem Pompejus durch den Tribunen Manlius die Führung des Krieges mit der unbeschränkten Gewalt verschafft wurde. Da er gegen die Piraten solche Wunderdinge vollbracht hatte; da Cicero, der sich an des Pompejus Volksgunst zu der Höhe empor zu arbeiten hoffte, nach welcher seine Seele dürstete, mit bewunderungswürdig schlauen Redner-Künsten für ihn sprach; da Julius Cäsar, um die Größe, nach welcher er strebete, desto fester durch scheinbare Freundschaft mit dem Lieblinge des Glückes und des Volkes zu begründen, mit der Kraft, die ihm eigen war, die Gemüther bearbeitete: wie hätte das römische Volk ihm nicht Alles bewilligen sollen!

358. Pompejus erschien (J. 61), nach seiner Art, um sich die siebenjährigen Anstrengungen Lucull's zuzueignen; aber den Triumph, dessen Pracht einen neuen Beweis für die römische Art Krieg zu führen geben mag, entriß er ihm nicht. Wenn ein Mann, wie Lucull, so viel den bezwungenen Ländern nahm: was mochten die Schlechten thun! Während nun Lucull, entfernt vom öffentlichen Leben, in verschwenderischen, feinen und unwürdigen Genüssen seine erbitterte Seele zu täuschen suchte, gewann Pompejus über die gebrochene Kraft der Asiaten leichte Siege. Die Länder vom Hellespont und dem schwarzen Meere bis zum kaspischen See, zum Euphrat, zu Arabien, wurden von ihm gutes Theiles nicht erobert, sondern genommen, nachdem nur erst der alte Mithradat einmal geschlagen war. In der That: wenn man den Gang der Ereignisse in Asien bis zu dieser Zeit überdenket, die mannigfaltigsten Eroberungen und den Wechsel der Herrschaft: so wird das menschliche Gemüth von schmerzlichen Gefühlen ergriffen, bei Bemerkung der Art, wie sich die Fürsten Asiens benahmen, und der Leichtigkeit, mit welcher Pompejus in vier Jahren so Vieles unterwarf. Die Ereignisse, unter denen Judäa, welches, seit es von Syrien (337) die Unabhängigkeit gewonnen, in religiosen Parteiungen (der Pharisäer und Sadducäer) und in bürgerlichen Zwisten sein Loos verschuldet hatte, zur Zinsbarkeit hinabgewürdigt wurde, sind nicht unmerkwürdig. Die meiste Theilnahme jedoch erreget der Ausgang des alten Mithradat, welcher, nachdem er fünf und zwanzig Jahre gekämpfet und in der Gluth seiner Seele Alles

gethan und gewaget, und Nichts gescheuet und Nichts geschonet hatte, endlich, von Allen verlassen, vom eigenen Sohne verrathen, nach Erschöpfung menschlicher Mittel und ohne Hoffnung auf günstige Götter, sich selbst den Tod gab. Er starb als der letzte freie Mann in Vorder-Asien (J. 64). Wie ungeheuer würde dieser Mann, mit seinem Muth und seiner Einsicht, mit seiner Gelehrsamkeit, mit seiner Prachtliebe, mit seiner unbezwinglichen Seele und mit seiner Völker aufregenden Kraft, in der Geschichte da stehen, wenn er glücklich gewesen wäre! Die Einrichtungen aber, die Pompejus eben so willkührlich als unweise in den genommenen Ländern traf, und sein Benehmen gegen seine Truppen und Rom, mochten mit Recht Besorgniß erregen bei Verzagten und Unwillen bei freieren Männern wegen seiner Zurückkunft. In Pompejus indeß war nicht Sulla's Geist.

359. Durch die Siege des Lucull's und die Eroberungen des Pompejus gewann der Staat an Einkünften; einzelne Männer gelangten zu unermeßlichem Reichthum, und die Pracht war unbeschreiblich: aber das Menschliche verschwand mehr und mehr aus dem Leben. Alle edelen Gefühle wurde von Vielen verleugnet oder vernichtet unter den Erpressungen und Grausamkeiten, mit welchen man in den Provinzen die unnatürliche Herrschaft des Ganzen zu behaupten und die eigenen Begierden zu befriedigen suchte. Und wenn auch zuweilen noch gegen die ärgsten Zertreter menschliches Lebens auf eine Weise verfahren wurde, welche den Grundsätzen der

ewigen Gerechtigkeit gemäß zu sein schien, wie zum Beispiele gegen den schrecklichen Verres, gegen welchen Cicero, zu seinem großen Ruhme, diese ewige Gerechtigkeit mit eben so vielem Muth als feiner Berechnung des Erfolges aufrief: so geschah dieses nicht aus Ehrfurcht vor den Göttern oder aus Schonung menschlicher Verhältnisse, sondern in Berechnung irdischer Vortheile. Während aber die Häupter immer mehr nach Reichthum und Gewalt, und keinesweges für Rom, strebeten, wurde die Menge durch Schmeichelei und Bestechung, durch Speisen und Spenden zerrissen und verdorben; und die Heere, aus schlechtem Volke bestehend, entarteten und verwilderten: sie dieneten nur dem Feldherrn, und nicht dem Staat, und jenem nur so lange, als sie sich von ihm gute Tage, Raub und Beute versprachen. Wenn für dieses Letztere die Geschichte Lucull's zum Beweise dienen kann, so mag die Verschwörung, durch welche Catilina, nachdem frühere Versuche gescheitert waren, in derselbigen Zeit, als Pompejus Asien unter Rom gebracht hatte (J. 64), zu Sulla'scher Herrschaft zu gelangen hoffte, das Innere Roms anschaulich machen. Sallustius hat uns, weniger von dem Gang als von der Art dieser Verschwörung, eine Darstellung gegeben mit so vieler sittlichen Würde und in so vortrefflichen Grundsätzen, daß man das eigene Leben des Verfassers wohl nicht darüber verzeiht, doch darüber vergißt: nicht ohne ein tiefes Grauen kann man sie lesen.

360. Wenn man den Urheber der Verschwörung, Lucius Sergius Catilina, betrachtet, einen Mann, der

von der Natur für Leib und Geist die größten Kräfte empfangen hatte, der aber Nichts erstrebte als Gewalt und Herrschaft, und dessen Herz vor keiner Unthat, vor keiner Schande, vor keiner Verruchtheit zurückbebete; wenn man hierauf bedenket, was ihn zu seinem schrecklichen Plan im öffentlichen und im eigenen Leben reizete; wenn man ferner den Gang der Verschwörung überblickt und die mitverschworenen Männer uud Weiber aus der Nobilität und deren Lastervolles Leben beachtet; wenn man endlich die Begünstigung Catilina's sieht, deren sich sogar Männer, wie Cäsar und Crassus verdächtig machten, und die Theilnahme, welche Catilina bei dem großen Haufen in und außer Rom fand und finden mußte, weil, bei dem ungeheueren Luxus von der einen Seite und bei der schmählichen Armuth von der anderen, für einen großen Theil der Menschen (nachdem des Rullus gewaltsames Ackergesetz mit Recht verworfen war) keine andere Hoffnung blieb, als Sulla'sche Proscriptionen und Umkehrungen: alsdann verzeihet man in der That, daß Cicero die Art, mit welcher er den fürchterlichen Menschen niederdonnerte, und die schreckliche Gefahr von Rom entfernete, auf alle Weise (wiewohl etwas unschicklich) geltend zu machen suchte. Man findet dieses um so begreiflicher, je gewisser es scheinet, daß dem „neuen Menschen" nur darum so einstimmig das Consulat zugestanden war, weil das dumpfe Gerücht von einer furchtbaren Gefahr die Nobilität von dem gewohnten Ehren-Platze zurück schreckte. Die Vernichtung eines solchen Ungeheuers verdienete jeden Dank, jeden Preis. Zu leugnen ist zwar nicht: Cicero hatte viel

ewigen Gerechtigkeit gemäß zu sein schien, wie zum Beispiele gegen den schrecklichen Verres, gegen welchen Cicero, zu seinem großen Ruhme, diese ewige Gerechtigkeit mit eben so vielem Muth als feiner Berechnung des Erfolges aufrief: so geschah dieses nicht aus Ehrfurcht vor den Göttern oder aus Schonung menschlicher Verhältnisse, sondern in Berechnung irdischer Vortheile. Während aber die Häupter immer mehr nach Reichthum und Gewalt, und keinesweges für Rom, strebeten, wurde die Menge durch Schmeichelei und Bestechung, durch Speisen und Spenden zerrissen und verdorben; und die Heere, aus schlechtem Volke bestehend, entarteten und verwilderten: sie dieneten nur dem Feldherrn, und nicht dem Staat, und jenem nur so lange, als sie sich von ihm gute Tage, Raub und Beute versprachen. Wenn für dieses Letztere die Geschichte Lucullś zum Beweise dienen kann, so mag die Verschwörung, durch welche Catilina, nachdem frühere Versuche gescheitert waren, in derselbigen Zeit, als Pompejus Asien unter Rom gebracht hatte (J. 64), zu Sulla'scher Herrschaft zu gelangen hoffte, das Innere Roms anschaulich machen. Sallustius hat uns, weniger von dem Gang als von der Art dieser Verschwörung, eine Darstellung gegeben mit so vieler sittlichen Würde und in so vortrefflichen Grundsätzen, daß man das eigene Leben des Verfassers wohl nicht darüber verzeiht, doch darüber vergißt: nicht ohne ein tiefes Grauen kann man sie lesen.

360. Wenn man den Urheber der Verschwörung, Lucius Sergius Catilina, betrachtet, einen Mann, der

von der Natur für Leib und Geist die größten Kräfte empfangen hatte, der aber Nichts erstrebte als Gewalt und Herrschaft, und dessen Herz vor keiner Unthat, vor keiner Schande, vor keiner Verruchtheit zurückbebete; wenn man hierauf bedenket, was ihn zu seinem schrecklichen Plan im öffentlichen und im eigenen Leben reizete; wenn man ferner den Gang der Verschwörung überblickt und die mitverschworenen Männer uud Weiber aus der Nobilität und deren Lastervolles Leben beachtet; wenn man endlich die Begünstigung Catilina's sieht, deren sich sogar Männer, wie Cäsar und Crassus verdächtig machten, und die Theilnahme, welche Catilina bei dem großen Haufen in und außer Rom fand und finden mußte, weil, bei dem ungeheueren Luxus von der einen Seite und bei der schmählichen Armuth von der anderen, für einen großen Theil der Menschen (nachdem des Rullus gewaltsames Ackergesetz mit Recht verworfen war) keine andere Hoffnung blieb, als Sulla'sche Proscriptionen und Umkehrungen: alsdann verzeihet man in der That, daß Cicero die Art, mit welcher er den fürchterlichen Menschen niederdonnerte, und die schreckliche Gefahr von Rom entfernete, auf alle Weise (wiewohl etwas unschicklich) geltend zu machen suchte. Man findet dieses um so begreiflicher, je gewisser es scheinet, daß dem „neuen Menschen" nur darum so einstimmig das Consulat zugestanden war, weil das dumpfe Gerücht von einer furchtbaren Gefahr die Nobilität von dem gewohnten Ehren-Platze zurück schreckte. Die Vernichtung eines solchen Ungeheuers verdienete jeden Dank, jeden Preis. Zu leugnen ist zwar nicht: Cicero hatte viel

Glück bei Entdeckung der Sache; diese gereichte ihm zu geringem Ruhm und war ziemlich gemein; aber er benutzte das Glück mit Verstand und Kraft, und das war aller Ehren werth. Indeß, was war mit der Vernichtung Catilina's und seines Anhanges gewonnen? Aufschub; keine Rettung! Catilina war nur Ein Kind einer fruchtbaren Mutter. Und die entsetzliche Art, mit welcher er mit den Seinigen Heldenmäßig in verruchter Bestrebung unterging (J. 63), empöret eben so sehr gegen Rom als gegen ihn; und Cäsar's merkwürdige Erklärung gegen die, freilich gesetzwidrige, Bestrafung der Mitverschworenen; und der Dank, welchen „der Vater des Vaterlandes" fand, nachdem die erste Bestürzung vorüber war, deutete furchtbar hin auf die Zukunft.

Eilftes Capitel.

Cajus Julius Cäsar und seine Zeit.

361. Pompejus verstand die Zeit nicht. Berauschet vom Glück und im stolzen Gefühl unerhörter Verdienste, scheinet er geglaubet zu haben: er müsse in Rom der Allgewaltige bleiben wegen der allgemeinen Bewunderung seiner Größe. Was Metellus Nepos, als Tribun, für ihn verlangte, was der Prätor Cäsar zu wollen schien, was Cato aber mit gewohnter Festigkeit verhinderte: die Rückkehr an der Spitze seines Heeres: das hätte ihm auf Sulla'sche Art leicht gelingen mögen, und würde ihn zum Herrn von Rom gemacht haben.

Als er aber, wohlwollend oder selbstgefällig, seine Legionen entlassen hatte, da konnte er wohl einen glänzenden Triumph feiern (J. 61), aber die Durchsetzung seiner hohen Ansprüche unmöglich erlangen. Das Mißlingen dieses Planes, der Widerstand des Senates gegen seine Anordnungen und die Kränkung hierüber, veranlaßte dann (J. 60) den Pompejus zu der Verbindung mit Cäsar und Crassus, durch welche Rom ihrem Geschick um einen großen Schritt näher gebracht ward. Pompejus vermochte den Cäsar, in welchem schon Sulla viele Marius erkannt hatte, nicht zu begreifen. Er hatte Cäsarn in untergeordneten Verhältnissen kämpfen gesehen, als er selbst schon auf der Höhe des Ruhmes und der Macht stand; Cäsar hatte ihm Ergebenheit und Anhänglichkeit bewiesen und für seine Größe und seine Wünsche gearbeitet; also mochte er glauben, durch Cäsar die Volksgunst, welche dieser durch sein vielgewandtes Leben voll Freigebigkeit und popularer Künste, längst erworben hatte, in einem solchen Grade gewinnen zu können, daß des Senates Widerstand nicht zu beachten wäre. Cäsar hingegen, dessen Seele der Eine Gedanke erfüllte, so als der Erste zu gelten, wie er sich als den Ersten fühlte, durchschauete gewiß den Pompejus längst; er berechnete alle Schritte genau, aber er bewegte sich so leicht, daß Keiner die Kunst merkte, mit welcher er sie that. Höchst wahrscheinlich wurde der Zwist des Pompejus mit dem Senate von Cäsar vergrößert, damit er nur jenen zwingen möchte, zu ihm zu halten, fest überzeugt, daß er ihn bald unter sich haben würde. Crassus aber wurde von beiden zu ihrer Partei

gezogen, weil sein Reichthum Jedem willkommen sein mußte, und er war gern mit ihnen, weil er verständig genug war, um einzusehen, daß er wider sie nie Etwas zu erreichen im Stande sein würde.

362. Hierauf wurde Cäsar'n das Consulat verschaffet (J. 59); kaum dem Namen nach, und dem Herkommen, war Bibulus, bald mißhandelt und sich in sein Haus verbergend, Cäsar's College. Der Pöbel wurde durch Land-Vertheilungen, die Pächter der Staats-Güter durch Erlassungen gewonnen; nützliche Gesetze, auf welche Cäsar sich wohl berufen konnte, wurden gegeben, alle Anordnungen leicht durchgesetzt; der Senat wurde so eingeschüchtert, daß er schon jetzt zeigte, wie gefällig, biegsam, schmeichlerisch er bald sein würde (den meisten Senatoren waren ihre Fischteiche lieber als die Republik); auch wurde der Widerstand selbst den ersten Männern gefährlich. Ueberdieß ließ sich Cäsar die Provinzen Galliens und Illyrien auf fünf Jahre (und wie!) ertheilen, weil sie am Gewissesten Triumphe versprachen, Raub verhießen, und in Italien die Herrschaft sicherten. Um aber Alles möglich gewiß zu stellen, wurden nicht nur wichtige Familien-Bande geknüpfet, sondern die Männer, die man zu gewinnen nicht hoffen durfte, die aber durch Tugend, Ansehen und Beredsamkeit Widerstand leisten konnten, wurden aus Rom entfernet: der altgesinnte Cato mußte, zu seiner Kränkung, (J. 58) dem Könige von Cyprus (einem der Ptolemäer, die seit hundert Jahren von den Römern als Spielbälle behandelt waren, damit ihnen die reiche

Beute Aegypten um so leichter zufallen sollte) sein Reich hinwegnehmen; der gräßlich betrogene, wahrhaft geäffte und hierdurch im tiefsten Inneren bis zu unwürdiger Unmännlichkeit gebeugte „Vater des Vaterlandes," Cicero, ward aus dem Vaterlande, das er gerettet hatte, in welchem er aber allerdings lästig war, verbannt. Und auf welche Weise, und mit welcher Behandlung Beides! Der nichtswürdige Clodius, durch welchen man dieses bewirkte, war, nachdem Cäsar, um ihn zu gebrauchen, das Aergste verziehen hatte, nur mit Verspottung alles Rechtes und Herkommens Tribun geworden; und mit Verachtung aller Scham unterstützte man den frechen Menschen, um Dieses zu bewirken.

363. Die Feldzüge in Gallien (J. 58 — 50) hat Cäsar selbst bewunderungswürdig beschrieben, und er hat sie geschrieben in demselben Sinn, in welchem er seine Kriege führete: mit mehr Geist als Sittlichkeit, mit mehr Selbstgefälligkeit als Liebe, mit mehr Kraft als Menschlichkeit, mit mehr Kunst als Wahrheit. Das große Gefühl der Ueberlegenheit römischer Kriegskunst über barbarische Tapferkeit, und seines eigenen Geistes über Alle, die ihn umgaben oder ihm naheten, giebt seinen Thaten wie seiner Schrift eine gewisse erhabene Leichtigkeit, die selbst bei ungeheueren Gräueln das Gemüth täuschet, den Menschen um seine heiligsten Empfindungen betrüget und ihn hinreißet zur Bewunderung des Mannes, der hoch genug stand für solche That und solche Rede. Man freuet sich dieser großen Gewalt über die Menschen; dieser Ruhe in Gefahr, dieser Beherrschung der Umstände;

überhaupt dieser Kräfte und des leichten Spieles ihrer Entwickelung. Aber wie grausam wird das Spiel und wie wehmüthig unsere Stimmung, wenn man sich auf die Frage: warum und wozu all dieses Blut, all diese Treulosigkeit, dieses Rauben und Brennen? keine andere Antwort geben kann, als: für Herrschaft, Unterdrückung, Gewalt und Lust! Dennoch ist im Gange des Lebens die Unterwerfung Galliens mit ihren Folgen als heilsam zu erkennen, (283) und Cäsar's Commentarien, wohl gebraucht, können eben so viel Vergnügen gewähren als Belehrung; obgleich schwerlich zu leugnen sein möchte, daß diese Commentarien noch viel belehrender sein würden, wenn Cäsar weniger auf sich und den Krieg, aber mehr auf den Zustand der Völker dieser un bekannten Welt geachtet, und mehr Sinn für ihre Eigenthümlichkeit gehabt hätte.

364. Siehet man nun auf sein Thun und Treiben selbst: so läßt sich nach der Lage seiner Provinzen, und nach dem Zustande der barbarischen Völker in der Nähe, nicht immer sagen, wieviel in seinen Kriegen Nothwendigkeit gewesen sei und wieviel Muthwille. Die Wanderung der Helvetier, welchen ihre Thäler zu eng wurden, kam freilich Cäsar'n, für seinen Geist und Zweck, sehr gelegen: aber bei den bestehenden Verhältnissen durfte er sie auch schwerlich zulassen. Der große Sieg über sie führete dann weiter. Denn die Teutschen, die unter Ariovist siegreich und herrschend in Gallien standen, waren ihm, mit ihrer Tapferkeit, mit ihrer Kriegs-Ordnung, mit ihrer Klugheit und ihrer

hohen Gesinnung allerdings gefährlich. Und der Kampf, in welchem sie zwar überwunden wurden, aber auch den Römern eine Achtung einflößeten, die sie nach einem neuen Kampfe nicht lüstern machte, brachte den Cäsar so weit in die inneren Verhältnisse Galliens, daß er zu der gänzlichen Unterwerfung dieses Landes eben so sehr gereizet ward, als die Sicherung des Gewonnenen zu dieser Unterwerfung zwang. Also wurde kein Mittel gescheuet, Dieses zu bewirken. Aber selbst der herrschsüchtige Senat in Rom, dem die Eroberungen so Gewohnheit als Bedürfniß waren, zitterte vor der frechen Art, mit welcher Cäsar unaufhörlich und überall den Krieg suchte, und vor der treulosen Weise, in welcher er ihn führete: Cato glaubte, die ewige Gerechtigkeit könne nur durch eine Auslieferung Cäsar's an die Barbaren versöhnet werden. Indeß blieb die Schuld auf Rom liegen, neben vieler anderen. Aber bei der Getrenntheit Galliens in so viele kleine Staaten, und bei dem elenden Zustande dieser Staaten im Inneren, konnte die Bezwingung des Landes dem Cäsar, mit seinen zahlreichen Legionen, mit seiner Kriegskunde, und seiner Arglist, kaum mißlingen. Hätte er nicht den Krieg gewollt, und wäre die Befreiung, die er versprach, nicht eine so schwere Knechtschaft gewesen, so hätte Gallien früher — beruhiget sein müssen. — Eine besondere Freude scheinet es Cäsar'n gemacht zu haben, daß ihm bestimmet war, als der Erste dem alten freien Rheine das Joch zwei Male aufzulegen (J. 55 und 53); ohne Zweifel sind auch diese Züge für die Eroberung Galliens nicht ohne große Folgen gewesen. Auf die Teutschen aber

scheinen sie wenig gewirkt zu haben. Indeß war gut, daß sie Cäsar's Werbungen folgten; da sie den Sinn für das Vaterland behielten, so führete Dieses zu mannigfaltiger Kenntniß. — Der wiederholte und gefährliche Versuch gegen Britannien (J. 54 und 53) endlich hatte vielleicht Eitelkeit, Wißbegierde und Kriegslust gleich stark zum Grunde; aber in Ansehung Galliens, und in sofern des Gedankens, den Cäsar stets verfolgete, mag er nicht ohne klugen Plan gewesen sein. Für einige Kenntniß des Lebens der Britten sind diese Versuche wichtig.

365. Während Cäsar auf diese Weise durch Eroberung großer Länder Roms alten Geist gewann; während er die Neugierde durch Entdeckung und Bezwingung unbekannter Völker von seltsamer Art und Sitte reizte und sich in Aller Mund täglichen Ruhm bereitete; während er die Legionen durch schwere Kriege und Strapazen übte und durch feinberechnete Behandlung und Geschenke unzertrennlich an sich band, und mit dem Gelde der Feinde die Bürger bezwang, mit deren Waffen er die Feinde bezwungen hatte, versäumte er auch keinesweges, die Entwickelung der Verhältnisse in Rom mitzubestimmen: in Lucca pflegte er den Winter zuzubringen, und von dort aus leitete er seine Partei. Pompejus war verblendet, und wußte das Uebergewicht, welches ein Feldherr an der Spitze siegreicher Schaaren hat, unbelehrt durch eigene Erfahrung, nicht zu würdigen. Ihm schien der Aufenthalt in Rom und unbewaffnete Macht, auf altem Ruhm und dem inwohnen-

den Geiste ruhend, genug. Und doch welche Auftritte in Rom! Der freche Clodius wurde dem Pompejus selbst bald so gefährlich, daß dieser die Bestrebung aller guten Bürger begünstigen mußte, Cicero aus einer Verbannung zurück zu rufen, die er eben so wenig verdienet hatte, als er sie männlich zu ertragen verstand (J. 57). Der Zweck ward erreicht, aber unter so wilden Ausschweifungen, daß man kaum die Fortdauer des gemeinen Wesens begreifet. Pompejus gewann an dem dankbaren Cicero eine schöne Stütze seiner scheinbaren Macht; er erhielt eine wichtige Stelle; aber gerade diese Stelle gab zu Verunglimpfungen Gelegenheit; sein Ansehen wurde untergraben, und gegen Cäsar sank er immer tiefer. Die Eifersucht, das Mißtrauen, der Unmuth hierüber konnten durch die neue Verbindung, welche (J. 56) zwischen ihm, Cäsar und Crassus zu Lucca geschlossen wurde, keinesweges vernichtet oder besänftiget werden. Vielmehr zeuget selbst dieser Vertrag von Mißtrauen und Eifersucht. Aber weder das Consulat, welches Pompejus und Crassus erhalten sollten, noch die wichtigen Provinzen (Spanien und Syrien), die sie sich ausbedungen, vermochten die Vortheile aufzuwiegen, welche Cäsar in den Gallien fand, die ihm noch auf fünf Jahre zugestanden wurden. Das Consulat wurde nur durch Arglist und Gewaltthätigkeit spät erlanget; es wurde verwaltet (J. 55) mit eben so vieler Verblendung als Betrug: Cato's Tugend und Cicero's Unbeständigkeit trugen für Rom's Schicksal in solcher Zeit wenig aus, aber für Den, welcher dieses Schicksales Gang betrachtet, ist ihr Streben nicht unbedeutend.

Als hierauf Crassus, schon im höheren Alter, vielleicht von einer Ahnung, welch' ein besseres Loos dem Cäsar gefallen wär, diesem in seiner Provinz gegen die Parther nachahmen (J. 54) und seine Habsucht befriedigen wollte: da fand er (J. 53), anstatt der gehofften Siege, einen wohlverdienten, aber ruhmlosen Tod, und sein Herr gutes Theiles einen jammervollen Untergang. Um dieselbe Zeit zerriß auch das Familien-Band, welches Pompejus und Cäsar bisher, wenigstens äußerlich, vereiniget hatte. Da wurde die Feindschaft kaum noch verborgen. Die heuchlerische Art aber, wie sich Pompejus — der, um Nichts zu versäumen, in Rom blieb, und seine Provinzen verwalten ließ — überhaupt benahm, und im Besonderen den Senat zu gewinnen suchte; die entsetzliche Verwirrung und Auflösung, durch den Mord vermehret, durch welchen Milo die Welt von dem schrecklichen Clodius befreiete, und angereget durch des Pompejus Streben nach der Dictatur; des Pompejus Consulat ohne Gehülfen und dessen Verwaltung (J. 52); die Gegenwirkung Cäsar's; die Unterhandlungen, Verlockungen, Verhetzungen, Vermittelungen; die Art, wie Cäsar's billig scheinende Forderung vom Senat aufgenommen wurde — Alles dieß bereitete und erhitzete die Gemüther so sehr, daß endlich der Senatsschluß: Cäsar sollte sein Herr entlassen oder als Feind des gemeinen Wesens angesehen werden, und die Flucht der bestochenen Tribunen zum Cäsar, für welchen sie umsonst gefordert hatten, was recht und billig schien, den Bürgerkrieg zum Ausbruche bringen mußten. Cäsar konnte, so wie die Sachen lagen, nicht

anders; ob er anders gewollt habe, ist schwer zu sagen: der Auftritt am Rubicon war vielleicht Ernst, vielleicht Kunst. Gewiß ist: der Würfel fiel; Cäsar ging über den Rubicon und wandte sein Schwert, wenn nicht gegen Rom, doch gegen Pompejus, den Senat und Alle, die nicht mit ihm waren (J. 49).

366. Des Pompejus eitele Sorglosigkeit für solchen großen Fall ist kaum begreiflich. Wenn er geglaubt hat, Cäsar werde das Aeußerste nicht wagen: welche Bethörung! Hat er gehoffet, Cäsar werde von seinem Heere verlassen werden: welche Verblendung! Aber so ungerüstet, wie er war, blieb ihm kaum Etwas Anderes übrig, als die Flucht aus Rom, aus Italien. Die ächten Freunde des römischen Gemeinwesens aber waren nicht minder gezwungen, als seine Anhänger, ihm zu folgen. Hierauf gehorchte ganz Italien dem Cäsar, wie schwach auch das Heer war, mit welchem er einherzog. Er aber ging nach Spanien, um zuerst des Pompejus Legionen zu vernichten; weislich, weil sonst nur der Schein entflohen, aber die Gewalt geblieben wäre. Die Unternehmung war gefährlich; aber Cäsar siegete durch Kühnheit und Geschick und durch das Vertrauen seiner Soldaten. Bei seiner Zurückkunft wurde er Dictator (J. 49). Hierauf sein Uebergang über das adriatische Meer. Pompejus indeß, endlich erwacht aus seinem Schlummer, hatte den Orient in Bewegung gesetzet; aber wenn Senat und Volk in seinem Lager das äußere Ansehen mehreten, so ward auch durch sie, gegen einen Mann wie Cäsar,

die innere Kraft geschwächet. Die ersten Vortheile, die Pompejus ohnehin nicht zu benutzen wagte, trugen so wenig aus, als einzelne Erfolge in Afrika oder in Illyrien. Die Entscheidung fiel bei Pharsalus in Thessalien (J. 48), und Cäsar gewann einen glänzenden Sieg, an welchem teutsche Krieger bedeutenden Theil hatten. Die Großmuth, mit welcher Cäsar nach dem Siege zu verfahren schien, mag freilich in seiner Seele gewesen sein, aber auch mit der klügsten Berechnung hätte er sich für sie bestimmen müssen, wenn er Nichts gedacht hätte, als sich und seinen Plan. Pompejus entfloh nach Aegypten. Die Standhaftigkeit, mit welcher er das Unglück ertrug, gewinnet das menschliche Gemüth wieder für ihn, das durch sein allzustolzes Vertrauen im Glücke gegen ihn gestimmet ward; und die Art, wie er in dem entwürdigten und verwirreten Aegypten, wo er Dankbarkeit zu finden hoffte, von feigen Räthen des jungen Königes Ptolemäus Dionysus, einen jammervollen Tod, und eine elende Verbrennung nach so vieler Größe fand, führet der Seele nicht nur eine Menge wichtiger Betrachtungen zu über den Gang menschlicher Schicksale, sondern sie erwirbt auch dem Pompejus ein Mitleid, welches Cäsar, der wenige Tage später eintraf, selbst durch seine Thränen nicht mindern kann.

367. Den ägyptischen Räthen jedoch kam ihr feiger Frevel nicht zu Gute. Cäsar gab das Reich der Schwester ihres Königes, Kleopatra. Aber sein Aufenthalt in Aegypten ist räthselhaft und voll von Abscheu-

lichkeiten und Abenteuern. Daß den dreiundfünfzigjährigen Dictator bloß die Reize und die Wollüste der jugendlich schönen Kleopatra in so schweren Zeiten gehalten haben sollten: diese Unwürdigkeit ist, nach Cäsars Art, politisch so unmöglich, als sie sittlich das menschliche Gefühl unversöhnlich empören müßte. Es ist vielmehr glaublich, daß Cäsar in der Ferne weilete, um sich Diejenigen, in welchen noch einige Tugend lebte, ausscheiden zu lassen von Solchen, welche für das Gehorchen reif waren; die Wollust war Nebensache, der s. g. alexandrinische Krieg vielleicht nicht unwillkommen, und die persönliche Gefahr eine gewiß ungewünschte, doch auch unvermeidliche Folge. Aber wie weit war es mit Rom gekommen, daß ein Dictator auf solche Weise fast ein Jahr verleben, und unterdeß Italien durch einen so geist- und kraftvollen, leidenschaftlichen, wüsten Mann, wie Antonius war, verwalten lassen durfte! daß doch in Rom kaum Zuckungen bemerket wurden, und daß die Freunde der Freiheit und Rom's alter Art nur in den fernsten Provinzen sich zu sammeln vermochten! Als Cäsar endlich Alexandria verließ (J. 47), wurde Pharnaces, Mithradat's Sohn, der auf längeren Kampf der römischen Herren gerechnet zu haben scheinet, und der deßwegen die Herstellung des pontischen Reiches für möglich gehalten hatte, leicht besieget. Hierauf wurde Rom schnell beruhiget: (eine meuterische Legion wurde durch Ein Wort beschämet und gewonnen; durch Ein Wort, welches übrigens auch die Zeiten zeiget: sie wollten nicht Bürger, sondern Soldaten sein.) Alsdann setzete Cäsar mit erneuerter

Macht (J. 46) nach Afrika hinüber. Dahin war Cato nach der Schlacht bei Pharsalus gegangen, dahin hatten sich Viele geflüchtet, die sich für Freunde der Republik und für freie Männer hielten, aber in Wenigen war Cato's Seele, und in Keinem war Cäsar's Geist. Scipio, des Pompejus Schwieger-Vater, stand an der Spitze der Truppen, die man zusammen brachte; dieser war kein Feldherr gegen Cäsar. Juba, König von Numidien, war mit ihnen; aber andere Feinde hielten seine Macht auf. Cäsar'n blieb das Glück getreu, wie er sich selbst. Anfangs freilich schien der Krieg gegen ihn zu laufen. Als aber bei Thapsus entscheidend gestritten wurde, da erhielt er einen so vollständigen, als wohlfeilen Sieg. Nach diesem Siege verlor Cato die Hoffnung seines Lebens; also hielt er für das Einzig-Würdige, durch besonnenen Tod seine freie Seele zu retten. Solch ein Ende konnte allein einer so großen Tugend in einer so heillosen Zeit geziemen, aber es muß auch die menschliche Seele beruhigen. Wer fragen mag, ob Cato durch seine Tugend nicht Rom mehr geschadet habe als genutzet, der hat weder Rom's Art erkannt, noch Cato's Seele, oder den Sinn des menschlichen Lebens. Und wie wenig durch Nachgeben und Fügsamkeit erreichet wurde, das konnte ja wohl Cicero's Beispiel lehren! Auch der Tod des Juba und des Petrejus erhebet das Gemüth guter Menschen; auch Scipio gewinnet im Sterben Verehrung. Also gingen in den Schlachten oder durch Selbstmord die Beßten zu Grunde.

368. Cäsar aber, welcher den Sallustius zum Statthalter von Numidien machte, ging nach Rom. In dem stolzen Selbstgefühl, Alles zu können, war Mäßigung sein Vortheil, wie sein Vergnügen. Aber zu der Allgewalt fügte er eitele Pracht, die in republikanischen Formen kaum den fürstlichen Sinn verbarg. Glänzende Spiele, ersehnete Schmäuse und eine Güte, welche Dem leicht ist, der über Alles verfüget, betrogen das Volk; edlere Menschen versteckten in ausgelassener Lustigkeit den Schmerz ihrer Brust über die Knechtschaft. Uebrigens wurden auch gute Verordnungen erlassen, die für die Freiheit nicht minder zweckmäßig waren, als für die Herrschaft. Auch sorgete Cäsar dafür, daß die Stufen zerbrochen werden möchten, auf welchen er zu der Höhe seiner Macht gekommen war, damit keiner ihm nachsteigen sollte. Aber dieser Macht drohete noch eine Gefahr. Die Söhne des Pompejus, getrieben von der Begierde, den Vater zu rächen, standen in Spanien an der Spitze vieler Legionen: zu ihnen waren manche Gegner Cäsar's geflohen; des Letzteren Truppen konnten sie, ohne ihn selbst, nicht überwältigen. Also ging er nach Spanien. In der furchtbaren Schlacht bei Munda (J. 45) schien zwar auch Er unterliegen zu müssen, aber der Ausgang war wiederum für ihn. Cäsar konnte in Rom triumphiren über Römer, welche, wenn nicht für Rom's Freiheit, doch wider Rom's Unterwürfigkeit gestritten hatten. Nun aber schien dem großen Imperator, dem Vater des Vaterlandes, die königliche Gewalt, die er durch willkührliche Anordnungen, durch große Entwürfe, durch üppige Sitten und

selbst durch unbürgerlichen Spott bewährete, die er aber unter republikanischen Formen besaß, nicht mehr zu genügen: er erstrebete zu der Gewalt auch den Namen und den Schmuck. Und bei der großen Zahl getreuer Anhänger Cäsar's, bei der Geschmeidigkeit des entwürdigten Senates, und bei der Verdorbenheit der Menge, war zu fürchten, daß auch die Guten so verknechtet werden möchten, daß dieses Streben bald gelingen würde. Also schien den Wenigen, in welche sich Rom's alter Geist gerettet hatte, und die eben darum von diesem Geiste desto furchtbarer, selbst über die nöthige Besonnenheit hinaus, getrieben wurden, nur Eins könne die Freiheit retten, Cäsar's Tod. Marcus Brutus, ein geistvoller Mann, dem reine Sitten, strenge Grundsätze, ehrenwerthe Thaten die Achtung aller Guten erworben hatten, dessen Name aber auch große Erinnerungen aufrief, und Cajus Cassius, der freilich Jenem in Vielem nachstand, der aber die Freiheit liebte und dadurch furchtbar war, daß er sich mit dem Leben abgefunden hatte, wurden die Häupter einer Verschwörung. Durch diese fiel Cäsar (den 15. März 44).

369. Keiner wird leugnen: C. Jul. Cäsar ist einer der merkwürdigsten Menschen in der Weltgeschichte. Unter allen Sterblichen, die je gelebet haben, wird kaum Einer gefunden, der größere Eigenschaften des Geistes in mannigfaltigen Lagen entwickelt hätte, als Cäsar. Also wird er immer mit Recht Bewunderung finden. Aber diese Bewunderung soll ihre Gränzen haben. In sittlicher Rücksicht ist Cäsar unter Vielen.

Die einzelnen Züge eines edelen Herzens sind nicht ausgezeichnet. Die menschliche Natur ist in sich selbst gut, und darum können einzelne edele Thaten auch von schlechten Menschen vollbracht werden; für einen Herrscher ist Güte oft die höchste Klugheit; bei einem Mann, in dessen Schlachten Hunderttausende gefallen sind, erscheinet manches glänzend und schön, das bei einem anderen Menschen gar nicht beachtet wird; überhaupt ist Dem, der Alles kann, sehr leicht, liebenswürdig zu scheinen; wenn aber hierzu selbst die Geneigtheit für sinnliche Genüsse gerechnet wird, so steht es schlecht um die Tugend; endlich sind große Unternehmungen für den thätigen Herrscher Bedürfniß; der Wahnsinnige steckt alsdann die Stadt an, der Verständige bauet und verschönert; bei manchen Dingen aber, die einem Solchen zum Ruhm angerechnet werden, sind viele Thränen geflossen. Im Uebrigen ist kaum verzeihlich, Cäsar's Streben nach der Herrschaft mit der (wahren) Behauptung rechtfertigen zu wollen, daß Rom der Freiheit nicht mehr werth gewesen sei. Hierdurch wird das Gelingen seines Strebens allerdings begreiflich, aber das Streben selbst wird damit nicht gut. Man verdammet die früheren Männer, die durch gleichen Sinn Rom um die Würdigkeit der Freiheit brachten; wie kann man ihn denn preisen, da er auf derselben Bahn zum Ziele gelangte, das auch sie wollten? Wenn Rom der Freiheit nicht werth war, so war doch die Freiheit selbst werth, daß Cato für sie lebte und starb. Wie seltsam aber erscheinet Cäsar's Fall am Fuße der Bildsäule des Pompejus, wenn man annehmen darf, Brutus sei wirk-

lich Cäsars Sohn gewesen, und auf diesen jungen Mann habe er die Gewalt übertragen wollen, die er mit so ungeheueren Anstrengungen errungen hatte!

Zwölftes Capitel.
Untergang der Freiheit.

370. Der Gedanke der Verschworenen war nicht über Cäsar's Tod hinausgegangen. Es scheinet, sie seien selbst erschrocken über ihre That mit der erschrockenen Rom. Darum vermochten sie die ersten Augenblicke nicht zu benutzen; ein solches Versehen aber konnte später durch Nichts wieder gut gemacht werden. Und doch, wenn sie auch, nachdem der Baum gefället war, die Wurzel auszurotten versucht hätten: dieser Versuch hätte nicht gelingen können; sie lag zu tief und trieb zu fruchtbar. Es entstand eine schreckliche Verwirrung, welche den Antonius, dem man verstattete, die Leidenschaften des Volkes arglistig bis zur Raserei aufzupeitschen, zu dem Gedanken verleitete, der für ihn freilich viel zu groß war, Cäsar's Rolle hinauszuspielen. Die Verschworenen mußten aus Rom entfliehen, obgleich ihre That Anfangs gebilliget worden war, und obgleich Cicero die Parteien vermittelnd besänftiget zu haben glaubte. Aber von den Provinzen und den Heeren hing die Entscheidung ab; also suchten Alle die Provinzen, die am Meisten Macht versprachen. Antonius jedoch, Cäsar's Beispiel beachtend, hielt mit Recht keine Provinz für bedeutender, als das diesseitige Gallien, das schon Dec.

Brutus verwaltete. Indem er aber so gut, als seine Natur es erlaubete, den Cäsar zu machen anfing, ungeachtet Cicero noch einmal die alte Kraft seiner Rede versuchte, mit welcher er einst den Catilina vernichtet hatte, trat ein junger Mann auf, der in demselben Jahre (J. 63) geboren war, in welchem Cicero die Republik gerettet zu haben meinte, ein junger Mann, der durch viele große Eigenschaften des Geistes, besonders aber durch eine allmächtige Selbstbeherrschung und durch eine Besonnenheit, die sein ganzes öffentliches Leben der Schauspielerei nahe brachte, Alle zu überlisten, zu täuschen, zu überwältigen wußte, bis er endlich allein stand und allgebietend über den Trümmern alter römischer Freiheit. Dieser achtzehnjährige Jüngling war C. Octavius, bald C. Jul. Cäsar Octavianus genannt, Cäsar's Großneffe und Erbe.

371. Das bewunderungswerthe kluge Benehmen Octavian's gegen Antonius, den Senat, Cicero, Alle; der Mutinische Krieg, den Antonius um Gallien anfing; die Theilnahme Octavian's an diesem Kriege mit den Consulen gegen Antonius; die Flucht des Letzteren zum Lepidus über die Alpen und seine Vereinigung mit demselben; der wunderliche Umstand, daß beide Consulen (Hirtius und Pansa) in dem Treffen gegen Antonius den Tod fanden und Octavian an die Spitze des ganzen siegreichen Heeres kam; des Dec. Brutus Ausgang; Octavian's Zug nach Rom, um das Consulat zu erzwingen; die sonderbaren Verhältnisse, welche nun Statt fanden, theils zwischen dem dienstbaren Senat

und dem jugendlichen Consul, theils zwischen der s. g. Republik und dem geächteten Antonius mit dem zweideutigen Lepidus, theils zwischen Octavian und den geächteten Brutus und Cassius, die in Macedonien und Syrien sich rüsteten, theils endlich zwischen diesen und Antonius mit Lepidus: Alles dieses hängt in sich selbst zusammen, erkläret aber auch die Verbindung, die Octavian, Antonius und Lepidus schlossen und die unter dem Namen eines Triumvirates zur Einrichtung der Republik (J. 43) auf fünf Jahre geschlossen wurde: denn diese Verbindung war den beiden Ersten nothwendig, und der Letzte wurde zugelassen, weil man ihn brauchen konnte, ohne ihn fürchten zu müssen. Aber wie abscheulich war die Art dieser Verbindung! und wie weit war Rom in wenigen Jahren gekommen! Als Pompejus, Cäsar und Crassus, drei Männer, die gewiß weit über Antonius, Octavian und Lepidus standen, sich vereineten für die gemeinsame Durchsetzung ihrer Absichten: da suchten sie diesen Verein durch ein Familien-Band zu befestigen, aber sie verspotteten die Formen der Freiheit nicht, und Rom sollte nicht wissen, daß man sie zu beherrschen suchte. Bei dem neuen Triumvirate hingegen wurde mit einer Familien-Verbindung höchstens gespielt; zu befestigen suchte man dasselbe durch Verbrechen und Blut, indem Jeder der Triumvirn den Anderen einen Freund, einen Verwandten, einen Bruder zum Opfer brachte, und dann alle drei gemeinschaftlich jeden Menschen dem Tode weiheten, den sie haßten oder fürchteten, oder der Geld liefern konnte für die unersättlichen Soldaten. Soviel aber

wurde Rom nicht mehr geachtet, daß man die Knechtschaft hätte verhüllen sollen, die man über sie brachte. Die Triumviren zogen mit ihren Heeren in die Stadt, unter gräuelhaftem Blutvergießen, unter wildem Schrecken, unter Scheuslichkeiten, die vielleicht ärger waren, als durch welche Sulla sich zum Abscheu der Welt gemacht hatte, weil sie mehr besprochen und durchdacht und gegenseitig verhandelt sein mochten. Endlich zwang man das entwürdigte s. g. Volk, das Triumvirat förmlich anzuerkennen, und Alles zu preisen und zu bewundern, was man ausgemacht hatte, und dafür den Göttern zu danken. In der ganzen Geschichte kommen wenige Auftritte vor, welche die menschliche Seele mit solchem Ekel über Grausamkeiten, mit solchem Ingrimm über Verruchtheiten und solcher Wehmuth über Verirrungen erfüllen, als diese schrecklichen Zeiten in Rom; aber die menschliche Natur verleugnet sich doch nicht ganz, und Einzelnes erhebet auch hier die niedergebeugte Seele hoch empor. — Besonders ergreifend ist der Opfertod Cicero's, der mit Einem Worte den Antonius bis zur Wuth gereizet hatte: ein großes Beispiel für Leben und Sterben!

372. Indeß hatten Brutus und Cassius sich in den morgenländischen Provinzen, die man ihnen anfänglich gegeben, nachmals aber wieder zu entreißen gesucht hatte, nicht ohne einen Kampf behauptet, der hin und wieder noch an bessere Zeiten erinnert. Sie hatten die Kraft dieser Provinzen in Bewegung gesetzt. Die Triumviren mußten sie zur Befestigung und Vollendung ihrer

Herrschaft bekämpfen. Also gingen Antonius und Octavianus nach Griechenland; Lepidus blieb in Rom. Aus Asien zogen Brutus und Cassius ihnen entgegen. Bei Philippi in Macedonien sollte die Entscheidung fallen, zu welcher Brutus durch einen seltsamen Geist hingetrieben ward. Aber die beiden Schlachten, die hier kurz nach einander (J. 42) Statt fanden, wird kein Mensch sinnig überdenken, ohne sich in tiefster Seele durchdrungen zu fühlen von den wunderbaren Fügungen in den Weltbegebenheiten, von welchen die Schicksale der Menschen abhängen, und durch welche der Lauf der Zeiten bestimmt wird. Brutus und Cassius hatten den Vortheil der Stellung für sich; sie hatten eine größere Macht, und durch S. Pompejus die Herrschaft des Meeres; an Geist und Einsicht standen sie nicht nach; endlich war ihre Sache die gerechte, für welche immer alle gute Menschen sein werden: dennoch gelang dem Antonius — (Octavian war krank oder vorsichtig zurück geblieben) — sie zu besiegen, nicht durch wirkliche Ueberwindung, sondern dadurch, daß sie in grausamen Mißverständnissen ihren Grundsätzen unterlagen, nach welchen ihnen, bei der Verzweifelung an Rom und an dem Glücke der Tugend, Nichts übrig blieb als der Selbstmord. Wenn aber ihr Untergang, den viele wackere Männer zu überleben scheueten, in der Ermordung Cäsar's begründet zu sein schien: warum mußte ihr Tod den Sieg ihrer Gegner entscheiden? — Also waren die Triumviren Herren, soweit Rom geherrschet; und wenn S. Pompejus auch noch nicht bezwungen, und noch einen verderblichen Krieg zur See zu führen im Stande

war: so trug das in der Hauptsache um so weniger aus, da er seine Lage nicht zu benutzen verstand.

373. Die Geschichte der nächsten zehn Jahre ist weniger lehrreich in politischer Rücksicht als in sittlicher; aber sie ist voll von Abscheulichkeiten, und der Sinn des ganzen Getreibes ist kein anderer, als die Gewalt, welche bei Philippi Drei erworben zu haben schienen, auf einen Einzigen zu häufen, und zwar auf Den, welcher, wenn er auch unter den Dreien nicht durch sittliche Würde hervorragte, doch bei allen Stürmen Kaltblütigkeit genug behielt, um seinem Zwecke gemäß zu handeln. Die Versuche, welche gemacht wurden, die Feindschaft zu besänftigen, die zwischen Antonius und Octavianus, (Lepidus kam wenig in Betracht) in der Natur ihrer gegenseitigen Bestrebungen und Verhältnisse lag, dieneten nur dazu, die Gewalt dem Einzigen um so gewisser zu verbürgen. Antonius, immer zum wüsten Leben geneigt und nur in einzelnen schweren Augenblicken der großen Kraft mächtig, welche ihm die Natur gegeben hatte, und welche er in jenem wüsten Leben so unwürdig vergeudete, hatte die morgenländischen Provinzen zur Beruhigung und Plünderung erhalten, während Octavian in Italien seine habgierigen und raublustigen Soldaten, mit Sulla'scher Gewaltthätigkeit, in den versprochenen Besitz fremdes Eigenthumes setzte, und in Rom für die Zukunft wirkete. Dort erlag Antonius seinem bösen Genius, der Sinnlichkeit. Nachdem er auf seinem Zuge durch Asien sich eben so allgewaltig und gebieterisch, als prachtvoll und üppig gezeiget hatte, ver=

gaß er in den Armen der reizenden Gauklerin Kleopatra, Cäsar's Besiegerin, den Octavian, Rom und die Herrschaft. Der Ungestüm seiner ersten Gemalin, Fulvia, welche, heftig erbittert über sein Leben, als Ehemann und als Parteihaupt, sogar einen Krieg in Italien (J. 41) gegen den Octavian erregte, der sie als Mutter schwer beleidiget hatte, und der durch das ungeheuere Elend, welches er theils wegen der Vernichtung aller Sicherheit des Eigenthumes und der Personen, theils wegen des Krieges mit S. Pompejus verursachte, in schwierige Verhältnisse gerieth — der Ungestüm der Fulvia riß ihn zwar auf aus der verächtlichen Schwelgerei und brachte ihn nach Italien; aber auch die Tugend und Schönheit der Octavia, des Octavian's Halbschwester, mit welcher er sich vermälte, um einer neuen Verbindung mit Octavian (J. 40) mehr Festigkeit zu geben, konnten seine Leidenschaften und Begierden kaum auf ein Paar Jahre zügeln und befriedigen und die Einigkeit zwischen ihm und Octavian erhalten. Selbst die Vermittelung einer Erneuerung des Triumvirates rechtfertigte die Freude des Volkes eben so wenig, als der Jubel über den Vertrag mit dem betrogenen Sex. Pompejus, den dasselbe im Drange der Noth erzwingen mußte (J. 38), diesem Vertrage Dauer gab. Denn zwischen Octavian und Pompejus blieb Mißtrauen und Feindschaft; der Krieg brach bald von Neuem aus; und durch die Hülfe, welche die beiden anderen Triumviren (Antonius aus Griechenland, Lepidus aus Afrika) sandten, dann durch Verrätherei und Kunstgriffe aller Art, endlich durch die Thätigkeit nnd den Geist des M. Vipſ.

Agrippa, gelang zuerst dem Octavian, den Pompejus aus dem Sitze seiner Macht, aus Sicilien, zu vertreiben, zu Ohnmacht, zu Verzweifelung, zum Tode; dann aber gelang ihm auch, die Truppen des Lepidus, der ihm geholfen hatte, aber freilich mit eiteler Seele, zu verlocken, und ihn aus dem Triumvirate zu stoßen zu Schmach und Vergessenheit (J. 36). Während aber Octavian hierdurch und durch die schlaue Benutzung aller günstigen Umstände sein Ansehen verstärkte, und alsdann (J. 35) seine Legionen mit Kriegen in Illyrien und Pannonien beschäftigte, war Antonius seinem alten Hange gefolgt. Er war (J. 37) nach Asien gegangen, um gegen die furchtbaren Parther zu ziehen, welche die Zerrissenheit unter den Römern zur Eroberung von Syrien und Phönicien benutzet hatten, und bisher glücklich von Ventidius, des Antonius Feldherrn, bekriegt waren. Es mag ungewiß bleiben, ob ihn der alte Kriegsmuth getrieben, oder die Eifersucht gegen Ventidius, oder die alte Liebe zu Kleopatra: gewiß ist, daß er diese zu sich rief, da ihn seine Gemalin nicht begleiten konnte; gewiß ist, daß er das unwürdige Leben mit ihr erneuerte, daß er sie mit Land und Leuten beschenkte, daß er nach seinem so mühseligen als unglücklichen Feldzuge gegen die Parther (J. 36), und nach seinem unrühmlichen Verfahren gegen Armenien (J. 34), in Alexandria triumphirte, und dann mit einer Schamlosigkeit, die an Wahnsinn gränzete, nur der Wollust lebte und der Schwelgerei. Durch die willkührliche Verschenkung ganzer Länder aber, und durch den Mißbrauch römischer Ehren konnte das römische Volk eben so auf-

gebracht werden, als die unwürdige Verstoßung der Octavia alle Gemüther empören und dem Octavian einen gerechten Vorwand zum förmlichen Bruche geben mußte. Der Krieg indeß wurde mit großer Klugheit gegen die Kleopatra erklärt; er wurde so schnell geendiget, als angefangen. Die Seeschlacht bei Actium (J. 31) entschied Nichts; aber die Art, wie Antonius den Kampf aufgab, und hierdurch besieget wurde, war der Unwürdigkeit seines Lebens angemessen. Und wenn sein Tod, nachdem ein Versuch, in Aegypten zu widerstehen, mißlungen war, auch noch ein Mal an den Römer erinnert, so erreget er doch weder Mitleid noch große Gefühle. Bei dem Ausgange der Kleopatra aber erfreuet, zu bemerken, daß sie die Erschöpftheit ihrer Buhlkünste bei dem Sieger erlebte; und wenn sie gezwungen gewesen ist, sich durch Schlangen den Tod geben zu lassen, so weiset Dieses sinnvoll auf ihr Leben zurück. — Also wurde Octavian Herr des ganzen römischen Gebietes (zu welchem nun auch Aegypten gezogen ward) auf eine Weise, die ihm selbst eben so unbegreiflich sein mochte, als sie den Beobachter dieselbe Waltung erkennen läßt, die sich bei Philippi offenbaret hatte.



Fünftes Buch.

Die römischen Imperatoren.

Erstes Capitel.

Augustus.

374. Wenn man die Gränzen der römischen Herrschaft um diese Zeit, und den Zustand der Länder bedenket, die sie umfaßte, so wird man eben so sehr von Erstaunen und Verwunderung ergriffen, als von Schmerz und Wehmuth durchdrungen, sowohl wegen der früheren Zeiten, die man kennet, als wegen der kommenden, die man ahnet. Das Reich erstreckte sich von den Wasser-Fällen Aegyptens bis gegen den Rand des teutschen Meeres, und von Lusitaniens Gestaden bis an den kaspischen See und an die Ufer des alten Euphrates; es umfaßte die reichsten und schönsten Länder der Erde. Bei der Menge, bei der Mannigfaltigkeit und Köstlichkeit der Erzeugnisse, welche die ewige Natur, unabhängig von menschlicher Verkehrtheit, mit stets neuer Kraft in diesen Ländern hervorbringet, bei der Thätigkeit,

an welche die Menschen gewöhnet waren, und zu welcher ihr Wesen immer treibet; bei der Kenntniß, die man in Bearbeitung der Natur-Erzeugnisse längst erworben hatte, und bei der Leichtigkeit, mit welcher die Bewohner der verschiedenen Länder des Reiches mit einander Verkehr treiben konnten, bedurften diese Bewohner Nichts als Ruhe, um zu einem großen Wohlstande zu kommen, d. h., um ein bequemes Leben führen zu können, reich an sinnlichen Genüssen jeglicher Art. Mit diesen sinnlichen Genüssen mochten sich auch, weil der Geist vom Leibe nicht zu trennen ist, Genüsse des Geistes, bei der ererbten Bildung, wohl vertragen; der Verstand mochte gewinnen; neue Ideen konnten entstehen; Werke der Wissenschaft, der Kunst und der Pracht das Leben ergötzen und zieren. Aber die sittliche Kraft in den Völkern war gebrochen durch Eroberungen und Unterjochungen, durch Grausamkeiten und mannigfaltige Gräuel; und sie konnte nicht wieder gewonnen werden, diese sittliche Kraft, unter dem Zwange der Herrschaft, in der Unnatürlichkeit der Verhältnisse, und unter jenen sinnlichen und geistigen Genüssen. Wenn daher jener Zwang und diese Unnatürlichkeit nicht aufhörete, so mußte, weil auch die alten Religionen kein Leben mehr hatten, Alles verfallen und verfaulen, und ein neues, kräftiges, würdiges Leben war nur von Völkern zu erwarten, die in ihrer Eigenthümlichkeit fortbestehend, und die sittliche Kraft, die nur in Ausbildung jener Eigenthümlichkeit möglich ist, bewahrend, sich fremder Herrschaft zu erwehren vermochten.

375. Rom selbst hatte ihren alten Geist abgelebet; der unwürdige Leib mußte sich fortan nach dem Willen Dessen bewegen, der die Gewalt des Schwertes zu gewinnen verstand. Die Sitten der Väter waren verschwunden; Gedanken der Freiheit waren Allen zu hoch, und Gehorsam war eine so leichte, wie die höchste, Tugend. Italien war auf eine entsetzliche Weise zerrüttet; die Verhältnisse des Lebens waren umgekehret; viele gute, durch Fleiß und Tugend wohlhabende Menschen trieb die Verzweifelung der Armuth, und die frechen Söhne des Glückes und des Krieges, gemeines Volk und freigelassene Sclaven, befanden sich im gewaltthätigen Besitze von Land und Gut. Ungewißheit, Jammer und Elend zeigeten sich neben Ueppigkeit, Verschwendung und Pracht überall im grellsten, im unglaublichen Gegensatz. In Griechenland mahneten noch viele Reste schöner Kunstwerke an die alte große Zeit, wenn gleich die verwüstenden Kriege und die ungeheuere Noth der Zeit unsäglich Vieles durch Raub und Brand vernichtet hatten; aber die fortgehende Erödung war nicht zu verkennen, die Bevölkerung war zusammen geschwunden, Alles in Verfall; und wenn gleich Witz, Geist und Gelehrsamkeit nicht fehlten und ein leichtes Leben dem munteren Volk auch jetzt noch nicht genommen war, so war doch alles Gedeihen dahin, alle Kräftigkeit, alles Frische und Fröhliche. Macedonien war um seine Weltherrschaft bis auf die Erinnerung gebracht, und hatte keine Früchte derselben aufzuweisen. Klein-Asien, einst in einem so bewunderungswürdigen Getreibe, war auf eine Weise ausgepreßt, die es unbegreiflich machen würde, wie

sich das Leben der Menschen noch erhalten konnte, wenn man sich nicht an die Unerschöpflichkeit der Natur erinnerte: die Städte zeugeten noch durch ihre alte Pracht für die ehemalige Herrlichkeit. Syrien bot ein sonderbares Gemisch von alter einheimischer Art und fremder Weise, und der durch die Herrschaft der Fremden verdorbene Charakter der Bewohner sprach sich gut in losen Künsten aus: einzelne prachtvolle Denkmale ruheten auf dem Elende des Volkes. Phönicien war durch die Gewaltthätigkeit der Ereignisse längst um sein friedliches Glück gebracht, und die schönen Bestrebungen seiner Bewohner hatten den alten herrlichen Sinn nicht mehr. Palästina war noch nicht zur römischen Provinz gemacht: Herodes der Große beherrschete dasselbe (J. 36 v. Ch. bis 1. nach Christus), hart gegen das verwilderte Volk, grausam gegen das verstoßene Haus der Makkabäer, und gegen die eigene Familie: aber es war abhängig und konnte seinem Geschicke nicht entgehen. Dennoch hatten sich in Palästina die erhabenen Ideen von Jehovah in dem Unglücke der Zeit erhalten, gesteigert, gereiniget; und mitten im Streite der Sekten bildeten sich diese Ideen in der Tiefe des Gemüthes eines göttlichen Menschen aus bis zu den erhabensten und heiligsten Ansichten, vor welchen das irdische Leben mit all seinem Unglücke verschwand. Aegypten war von der Höhe seiner alten Bildung durch die fremden Herrschaften hinabgewürdiget bis zur Verächtlichkeit: Alexandria zeigte ein reiches Zwitter-Leben: aber die ehrwürdige Eigenthümlichkeit war dahin, und die geheime Weisheit der alten Priester war kaum noch in ihrem Zerrbilde in

Taschen-Spielerei und Gaukelei, zu erkennen. Das übrige Afrika war von keiner Bedeutung; und wenn die Eitelkeit sich auch darin gefallen konnte, auf den Trümmern Karthago's wiederum menschliche Wohnsitze zu errichten, so war damit die alte Karthago nicht hergestellet, die nur in der Freiheit und in ihrer Eigenthümlichkeit gediehen war. Spanien endlich und Gallien waren durch gräuelvolle Kriege und durch empörende Grausamkeiten meist bezwungen, und an der Ausbildung ihres Wesens gehindert: wie eine unzeitige Frucht, waren die Völker dieser schönen Länder in ihrer Natur zerstöret.

376. Cäsar Octavian, bald (J. 27) Augustus genannt, übernahm die Herrschaft dieser römischen Welt. Er hatte sie erlistet und erkämpfet. Alle tüchtigen Männer mit republikanischer Seele waren umgekommen, oder sie waren doch bis zur Verzweifelung an der Freiheit gebracht durch das Unglück der Zeit: also machte ihm Keiner die Gewalt streitig, wenn er auch noch mehrmals durch Verschwörungen geängstiget wurde. Augustus indeß bedienete sich der Gewalt mit desto mehr Mäßigung, je gewisser sie ihm war. Nachdem er den Schein angenommen, als sei er bereit, sie gänzlich abzulegen, ließ er sich dieselbe vom Volk in republikanischen Formen und unter republikanischen Namen, als Imperator, Consul, Censor, Tribun, zuerst wiederholet auf eine bestimmte Zeit, nachmals auf immer ertheilen, und, wenigstens scheinbar, aufdringen. Den Senat ließ er bestehen; aber er — säuberte ihn;

das Volk wurde noch zur Versammlung gerufen, aber um getäuschet zu werden; ja selbst republikanische Aemter, deren Gewalt er in sich vereinigte, blieben nicht unbesetzet. Er aber, Augustus, lebte einfach und bürgerlich, und Allen zugänglich; ihm zur Seite standen Agrippa und Mäcenas, zwei Männer, von welchen sich der erste durch kriegerische Talente, der andere durch einen schönen menschlichen Sinn, beide aber durch eine große Klugheit und Mäßigung Allen empfahlen; andere ausgezeichnete Männer, die ihn und seine Herrschaft feiern konnten, wurden herbei gezogen; bei der Menge wirketen Brod und Spiele. Ueberhaupt geschah Vieles, um das Volk, dem schon die Ruhe nach solchen Stürmen Erquickung und Lust war, zu ergötzen und zu unterhalten. Also suchte Augustus die Gewalt, die er ausübete, zu verbergen; er suchte den Römern die Herrschaft aufzuschmeicheln, damit auch der letzte Rest republikanischer Tugend eingeschläfert werden, und damit Keiner es merken möchte, daß er hingegeben sei in die Willkühr eines Anderen. Selbst die Geschichte des freien Rom's durfte Titus Livius schreiben. Daß Augustus dieses große Unternehmen begünstiget hat, verdienet, ihm zum Ruhm angerechnet zu werden; aber zu leugnen möchte auch schwerlich sein, daß Livius dem ganzen Werk eine solche Haltung gegeben habe, daß Augustus die Vergleichung der Zeiten wagen konnte. Das vortreffliche Werk, dessen theilweiser Verlust nimmer genug beklaget werden kann, gleichet doch Etwas der Zeit, in welcher es entstand. Unendlich schön ist die Gestalt, welche der reiche Geist des Verfassers dem-

selben gegeben hat; aber eine große freie Gesinnung tritt seltener hervor, und oft stehet der Leser da mit ungewisser Seele, mitten in der höchsten Bewunderung.

377. Indem aber Augustus auf solche Art mehr und mehr den Widerstand überwand, den er noch fürchten mochte, und indem er für die Herstellung äußerer Sitte, für Zucht, Ruhe und Ordnung zweckmäßige Anordnungen traf, vergaß er auch nicht, seine Herrschaft so festzustellen, daß er sie nöthiges Falles gewaltsam zu behaupten im Stande sein möchte; und in den letzten Jahren verfuhr er wirklich nicht mehr so gemäßigt, als in den ersten. Darum ist eben so leicht, seine Anordnungen verdächtig zu machen, in Absicht und Art, als sie zu preisen. In der That: bedenket man die Einrichtung, die Augustus traf in Rücksicht der Provinzen, von welchen er diejenigen für sich, als Imperator, behielt, die durch ihre Lage und Verhältnisse die Gegenwart der Legionen nothwendig machten, und die Art der Verwaltung sowohl in diesen als in solchen, die er dem Senat überließ; bedenket man die Veränderungen im Kriegswesen, die stehenden Heere, die Errichtung der kaiserlichen Leibwache, und deren Art und Behandlung; bedenket man die Bestimmungen, welche in Ansehung der Einnahmen des Staates getroffen wurden: so wird man allerdings erkennen, daß alle diese Veränderungen wohlthätig sein, daß sie äußere Ruhe und irdischen Wohlstand fördern konnten, wenn ein gutgesinnter Herr, dem es zugleich nicht an Fähigkeit fehlete, das Ganze zu übersehen, Alles leitete: aber man

wird nicht leugnen können, daß mit diesen Vorkehrungen, bei dem Stande römischer Tugend und Sitte, auch ein guter Grund zu vollkommener Willkühr geleget war. Und wenn man sich dann, nicht etwa bloß der Mittel erinnert, durch welche es dem Augustus gelungen war, die Gewalt zu erwerben, die er besaß, sondern auch mancher anderen Erscheinung aus der Zeit, als er die Gewalt schon erlanget hatte, z. B. des Grundsatzes, daß Sclaven gegen ihre Herren als Zeugen gebrauchet werden durften: so ist Keinem der Glaube zu verargen, daß Augustus vom Anfange seiner Laufbahn bis ans Ende Nichts, als die Herrschaft, gewollt, und daß er nur nach Verschiedenheit der Zeiten verschiedene Mittel angewendet habe. In jedem Fall ist gewiß, daß Augustus den Römern alle Sicherheit nahm, wenn er ihnen auch Ruhe verschaffete; daß er den sittlichen Verfall nicht aufhielt, wenn er auch über das Elend der Zeit täuschete; daß er durch sein eigenes Leben seine Reden über Tugend und Sitte nicht rechtfertigte, so wie er auch Andere höchstens zur Heuchelei bewog; und daß ihn eine Besorgniß verfolgete, wie sie selten bei reinen Absichten sein dürfte. Im Uebrigen erlebte er in seinem Hause so viel Unglück und Gräuel (besonders durch seine zweite, schlecht gewonnene Gemalin Livia herbei geführet, die fast wie ein Bote der rächenden Gottheit erscheinet), daß man nicht begreifet, wie seine Seele über dem häuslichen Jammer des öffentlichen Glückes hat froh werden können.

378. Mehr als einmal schloß Augustus, zum Zei-

chen eines allgemeinen Friedens, den Janus-Tempel, um auch durch diesen Kunstgriff den Römern fühlbar zu machen, wie viel sie gewannen durch seine Herrschaft. Zu leugnen ist auch nicht: die Macht des römischen Reiches mußte den Nachbaren um so furchtbarer erscheinen, je weniger sie durch inneren Zwiespalt geschwächet wurde: davon gaben sie Beweise. Aber ein solches Reich konnte, seiner Natur nach, nie Frieden haben. Durch des Augustus Kriege, welche er zum Theile durch seine Feldherren — (und Agrippa, der nun, seit J. 21, mit des Augustus unglücklicher Tochter Julia, Wittwe des edelen Marcellus, freilich nicht zu ihrer Freude, vermälet war, blieb sein treuer Freund) — führen ließ, in welchen er aber auch selbst zu Felde ging, wurde die römische Herrschaft theils befestiget (wie in Spanien und Gallien), theils noch erweitert. Und doch war er selbst, als er einst die Größe derselben und die Verschiedenheit der Bestand-Theile und die Verhältnisse dieser Theile zu Rom und des Ganzen zu den unbezwungenen Völkern übersah, der Meinung: das Reich müsse nicht vergrößert werden. Unter seinen Kriegen aber sind bei Weitem die wichtigsten für den Gang menschlicher Bildung diejenigen, welche gegen die Teutschen geführet wurden. Die Gewinnung der Alpen-Kette, im Norden Italiens, war nothwendig für die Sicherheit dieser Halbinsel; ja, wenn nicht die Habsucht der Römer, die sich in Griechenland und Asien besser gefiel, Vieles erklärete, so würde fast unbegreiflich sein, wie man diese Gebirge, deren Bewohner freilich einen harten Kampf, aber nur eine schlechte Beute versprachen, so lange ver-

nachlässigen konnte. In früherer Zeit (während Antonius in Aegypten schwelgete) hatte Augustus selbst die Kraft und den hohen Muth der vermischten Bewohner dieser Gegenden (z. B. in Metulum) kennen gelernet, die, ohne Fleiß und Sitte, und früherer Unfälle vielleicht eingedenk, in diesen unwirthlichen Bergen keinen anderen Trost hatten, als die Freiheit, und keine andere Hoffnung, als auf den Raub, welchen die glückliche Ebene versprach. Die Unterwerfung von Pannonien, Vindelicien, Rhätien und Noricum, die gutes Theiles durch die Stiefsöhne des Augustus, durch den kühnen Drusus und den starken und listigen Tiberius, freilich nur mit schrecklicher Erödung, erkämpfet wurde, wäre gewiß ein großer Gewinn für das Reich gewesen, wenn man sich auf die Gebirge beschränket und in ihnen bloß eine Vormauer gegen die gewaltigen Bewohner der teutschen Gauen und überhaupt gegen alle Barbaren gesucht hätte. Ein großer Fehler hingegen war es, daß man (J. 15) bis zur Donau ging, und einen Fluß zur Gränze des Reiches machen wollte; wenn man jedoch spätere Ansichten kennet, so wird auch dieser Fehler verzeihlich. Auch wollte man an der Donau nicht stehen bleiben. Die Versuche, die vom unteren Rhein her zur Unterjochung Teutschlands gemacht wurden, standen mit diesem Vorgehen in die Ebene in Verbindung. Diese Versuche wurden zuerst (vom J. 12 an) unternommen, von Drusus, Augusts Stiefsohne; nachher wurden sie fortgesetzt von Tiberius, seinem Bruder, und von seinem Sohne, dem vielgeliebten Jüngling Germanicus, mit großer Anstrengung und nicht ohne

scheinbaren Erfolg. Zu leugnen ist nicht: die Verhältnisse waren ihrer Natur nach durchaus verkehrt; und die Frage: wo man denn zu endigen gedacht haben möge, dränget sich auf. Aber zu leugnen ist eben so wenig: nachdem man den Rhein von seinem Quell bis zu seinen Mündungen beherrschete; nachdem die Alpen bezwungen waren, und nachdem der römische Adler bis zur Donau gekommen, mußte die Eroberung Teutschlands als nothwendig erscheinen. Und wenn man überdieß bedenket, unter welchen Verhältnissen Augustus das Reich übernommen hatte; und wie man in Rom durch den Gang der Ereignisse gewöhnet sein mußte, Alles mit einem sehr großen Maßstabe zu messen: so wird man geneigt, diesen neuen Frevel den Menschen zu verzeihen, welche die Unterjochung der Teutschen in Vorschlag brachten und auszuführen unternahmen. Man wird zu dieser Verzeihung um so mehr geneigt, je klarer die Betrachtung der Art und des Lebens der alten Teutschen, die wir zu beschreiben versuchen wollen, zu der Ueberzeugung führet, daß ihnen eine große gemeinsame Noth nur heilsam werden konnte für Vereinigung, für Bildung, für Erkennung und Entwickelung. Die Art dieser schrecklichen Kriege ist merkwürdig; merkwürdiger jedoch ihr Ausgang. Es mag sein, daß die Laster der Römer den sittlichen Sinn der Teutschen am Meisten empörten, aber die Römer irreten sich doch wohl, welche glaubten, ohne diese Laster hätten sich die freigesinnten Teutschen ihre Herrschaft gefallen lassen. Auch mag sein, daß der Geiz und die Sorglosigkeit des Varus die teutsche Tugend und Kraft früher aufreizte, als

sonst geschehen sein würde: aber ein so großer, erhabener, herrlicher Mann, wie Arminius, hätte die Freiheit der Teutschen in jedem Falle gerettet. Die Befreiung Teutschlands durch ihn (J. 9 nach Christus) gehöret sowohl wegen des großen Sinnes, mit welchem sie bewirket ward, als wegen der unendlichen Folgen, zu den allergrößten Weltbegebenheiten, deren Andenken die Geschichte hat. Aber wenn auch vor diesem Ereignisse andere Unfälle, z. B. das Mißlingen der Unternehmung gegen Arabien (J. 24), verschwanden, so erlebete doch Augustus, dem der teutsche Sinn unbekannt war, die nachtheiligen Folgen nicht, die er erwartete, und, mit der Schwäche des Alters, fürchtete. — Im Uebrigen starb „der Fürst," „der Vater des Vaterlandes," (J. 14) zu Nola, 76 Jahre alt, mit einer Fassung, die auch wohl Derjenige bewundern dürfte, der ihn, bei seinem plötzlichen Hingange, nicht mit Beifallklatschen begleiten mag.

Zweites Capitel.

Des Augustus Haus.

379. Ein Fürst wie Augustus konnte es bei den Römern allerdings zweifelhaft machen: ob die neue Herrschaft besser sei, oder die alte Freiheit. Wenn sie die allgemeine Verwirrung und das gränzenlose Unheil überdachten, wozu diese s. g. Freiheit Veranlassung gegeben hatte, und wenn sie alsdann die ruhige Ordnung bemerkten, die der Herrscher zu erhalten wußte,

und die sichere Wohlhabenheit der Meisten, die unter jener Ordnung möglich ward, während höchstens einzelne Unruhige oder Unvorsichtige die Gewalt des Herrn empfanden: so ist begreiflich, wie in ihnen der Sinn für ihr altes republikanisches Wesen gänzlich ersterben konnte. Wenn man hingegen in späteren Zeiten bemerkte, daß Augustus die Stadt mit vielen Werken hoher Kunst und Pracht gezieret hatte, an deren Vorstellung sich noch jetzt die menschliche Seele ergötzet, und daß unter ihm die Litteratur zu ihrer schönsten Blüthe gekommen zu sein schien; so ist ebenfalls begreiflich, wie man, ermüdet durch die Betrachtung des gräßlichen Gewühles der Zeiten, die vor ihm hergegangen, mit Lust bei ihm und seinen Werken verweilet. Hierüber hätte geschehen mögen, daß der Geist der Menschen verwirret, daß er ungewiß, und über das, was würdig ist und ehrenwerth, irre geworden wäre. Vor solchem Unheil aber möchte der neue Herr wohl sichern, den Rom nach August's Tod erhielt: nämlich Tiberius Claudius Nero. Es ist nicht zu leugnen: Tiberius hatte sich bisher im Krieg als einen Mann von vieler Kraft, von großer Tapferkeit und Klugheit gezeiget, wenn er gleich für die Teutschen kein so würdiger Gegner gewesen war, als sein Bruder Drusus. Aber ohne Falsch war seine Seele nie gewesen; das Menschliche hatte er nicht geehret; Lockung, Lug, und Trug war stets seine Art; seine groben Sitten hatten seine häßliche Seele verrathen, und wüste Ausschweifungen waren seine Lust gewesen. Unter anderen Verhältnissen hätte sich sein Charakter vielleicht

anders ausbilden können. Der Umstand aber, daß seine Mutter, Livia, deren Liebling er war, ihm mit aller Beharrlichkeit einer weiblichen Seele die Herrschaft zu verschaffen wünschte, die er selbst, mit dem alten Stolze des Claudischen Geschlechtes, erstrebete, mußte ihn verderben. Denn des Augustus Liebe hatte zuerst sein Schwestersohn und Eidam, der edle Marcellus; hierauf erfreueten sich ihrer seine beiden Enkel, Julia's und Agrippa's Söhne, Cajus und Lucius, die Fürsten der Jugend; endlich stand auch Drusus, des Tiberius jüngerer Bruder, dem Herzen des Imperators näher, als dieser, dessen Sinn und Art von demselben erkannt zu sein scheinet. Nun sollte Allen die Zuneigung des Augustus entzogen, er sollte bewogen werden, dem Tiberius die Herrschaft zu übertragen. Hierüber wurde Tiberius von einer Kette seltsamer Verhältnisse umschlungen, in welchen Schmeichelei, Heuchelei, Laurerei, Trotzigkeit, Ränke und Verbrechen auf die widerlichste Art abwechselten. Dennoch wurde das Ziel erst erreichet, nachdem man den alten Augustus aller seiner Lieblinge beraubet und hierdurch und durch Kunstgriffe aller Art besieget hatte! Vielleicht täuschete sich der alte Mann wirklich über den Heuchler; aber nunmehr war auch schon in dem neuen Cäsar, der das Bewußtsein nicht tödten konnte, die Seele verhärtet; eine argwöhnische, heimtückische Grausamkeit war in dem 56 jährigen Mann ausgebildet, die durch ihre gräßliche Kälte dreifaches Entsetzen erregt, und die er nun recht zu befriedigen so entschlossen wie geneigt war.

380. So ruhig die Herrschaft von Augustus auf Tiberius in Rom überzugehen schien: so deutlich verkündigte sich doch sogleich der Geist der Zeit, furchtbar die Zukunft vorhersagend, nicht nur unter diesem Herrn, sondern auch unter den folgenden. Tiberius selbst begann mit einer feigen Unthat — mit der Ermordung des Agrippa, Augusts letzten, gehaßten, verbannten, bemitleideten Enkels. Hierauf zeigte er überall mit Hastigkeit die neue Gewalt, um sie durch Ausübung zu sichern; aber im Senate redete er mit vieldeutigen Worten, und zögerte, und heuchelte, damit ihm die langerstrebte Herrschaft aufgedrungen werden sollte. Der Senat war bereit zu jeder Niederträchtigkeit, und war um Nichts verlegen, als um die Windungen, in welchen seine Kriecherei dem Herrn wohl am Beßten gefallen dürfte. Das Volk war stumm und gleichgültig, und ergötzete sich höchstens mit einigen Spöttereien. Die Legionen endlich gewannen schon das fürchterliche Gefühl, daß bei ihnen die Macht wäre, und die wilde Meuterei, die in Pannonien und am Rhein unter ihnen ausbrach, wurde nur mit Mühe dadurch gedämpfet, daß sich Keiner fand, der ihre Unzufriedenheit hätte benutzen mögen. Dem Germanicus, des Tiberius Neffen, der, von ihm, auf Augustus Befehl, an Kindes Statt angenommen, von den Soldaten geliebet, vom Volke geehret war, wurde die Herrschaft von den Legionen angeboten; aber er konnte sich nicht entschließen, dieselbe anzunehmen. Hierdurch jedoch vermied er den Argwohn und den Haß des Tiberius keineswegs, sondern dieser wurde um so mißtrauischer und feindseli-

ger gegen ihn, je würdiger er sich bewiesen hatte; in wiefern derselbe Theil an seinem Tode gehabt habe, ist schwer zu sagen. Aber als Tiberius nach diesem Tode (J. 19 nach Chr.) Keinen mehr hatte, von welchem er fürchten mußte, er werde ihm durch Abkunft oder Volksgunst die Herrschaft streitig machen, da gab er die Mäßigung mehr und mehr auf, welche er bis dahin geheuchelt hatte. Die schrecklichen Majestäts-Verbrechen wurden um so leichter Vielen zum Verderben, da eine Unvorsichtigkeit, ein unbedachtes Wort, von lauschenden Spähern vernommen, hinreichete, das Leben zu verwirken. Aber wie schwer auch eine solche Zeit sein mußte, so wurde der Zustand des Lebens doch erst recht abscheulich, als (J. 23 nach Chr.) der Anführer der Leibwache, L. Aelius Sejanus, ein Mann von gewandtem Geist, aber eben so niederträchtig als herrschsüchtig, eben so sittenlos als boshaft, eben so schmeichlerisch als grausam, des Imperators ganzes Vertrauen gewann. Es ist aber schwer zu sagen, ob Tiberius durch den Sejanus zu seinen Abscheulichkeiten verführet worden sei, oder ob er sie nur mit größerer Frechheit und in größerem Umfange vollbracht habe, weil er am Sejanus ein Werkzeug fand, wie er es brauchte. Alle Verhältnisse während dieser Herrschaft sind so falsch und heuchlerisch, daß es kaum möglich sein möchte, Jedem das Seinige zuzutheilen. Gewiß ist, daß Tiberius nachmals auch ohne Sejan der alte Wütherich blieb. Das Aufhören der Volks-Versammlungen verdienet kein Bedauern, weil sie ihren Werth längst verloren hatten; die Mißhandlungen des Senates erregen keine Theil-

nahme, weil der Senat gemein war und elend; aber die Vereinigung der Leibwache in Baracken, damit sie zu drohender Gewalt alle Zeit bereit wären, und die Entfernung des alten Imperators aus Rom, und zuletzt (J. 26 nach Chr.) nach Capreä, hatten entsetzliche Folgen. Während der graue Tyrann in der Verborgenheit dieser Insel mit unnatürlichen, ekelhaften Wollüsten das Gewissen unterdrückte, und durch Possen aller Art die bösen Geister zu vertreiben suchte, erfolgeten Gräuel auf Gräuel, die man darüber nicht vergessen kann, daß in den Provinzen mit Strenge auf die Verwalter geachtet ward. Jede Tugend konnte gefährlich werden, jede Auszeichnung erregete seinen Argwohn. Ausgesuchte Martern ergötzeten den abgestumpften Tyrannen. Ueberall lauerten Schergen; täglich wurde gewürget; Nichts vermochte einige Sicherheit zu geben für Leib und Leben; Selbstmord wurde gewöhnlich und leicht. Während die Familie des Germanicus abscheulichen Verfolgungen unterlag; während so viele Menschen wegen ihrer Handlungen zu Grunde gingen, konnte einem edelen Schriftsteller, Cremutius Cordus, Ein großes Wort so gefährlich werden, daß er schmählichen Beschlüssen nur durch Eine große That zu entgehen vermochte, die ihre Feier finden wird, so lange es Menschen giebt. — Es ist eine widerliche Geschichte; aber vier Dinge mögen einigen Trost geben bei diesen Scheußlichkeiten. Zuerst, daß Livia, des Tiberius Mutter, ihren Zweck verfehlete, (daß Sejan, sein Freund, der rächenden Gottheit begegnete und in die Netze fiel, die er selbst ausgespannet hatte: das würde noch mehr er-

freuen, wenn nicht seine Kinder so scheuslich mißhandelt wären, und wenn sein Fall (J. 31) nicht eine ungeheuere Schlächterei veranlaßt hätte); dann, daß man bei dem Betragen der Römer sich des Gefühles nicht erwehren kann, eines solchen Tyrannen seien sie werth gewesen; ferner, daß man auch hier die Gewalt vielfältig erkennet, die der Geist über das Sinnliche hat, wenn der Mensch nur in sich selbst einkehret; und endlich, daß Tiberius einen Geschichtschreiber gefunden, dessen Seele groß und rein genug war, ihn in einem so starken Lichte darzustellen, daß er auf immer der Abscheu der Welt bleiben muß. — Er starb, wie er's verdienete, nach 23 Jahren seiner Herrschaft, fast 78 Jahre alt (J. 37).

381. Die Freude über den Tod des alten Tyrannen schien um so gerechter zu sein, da des geliebten Germanicus Sohn, Cajus, der als Knabe im Lager mit Soldaten-Witz Caligula genannt war, die Gewalt und den Namen des Imperators erhielt. Anfänglich rechtfertigte Caligula, obgleich er unter den Augen des argwöhnischen Tiberius eine knechtische Seele gezeiget hatte, diese überschwengliche Freude; er war mild, sittlich, gerecht, freigebig und gegen That und Wort nachsichtig, wie in dem Gefühle, daß er weder Urtheil noch Handlung zu fürchten habe. Aber bald sah man an Statt des Fürsten ein Ungeheuer: es ist menschlich, daß man die entsetzlichen Gräuel, welche dieser Mensch vollbrachte, aus Krankheit und Wahnsinne zu erklären gesuchet hat. Wie könnte denn auch ein Mensch, der sich seiner be-

wußt ist, also handeln! Diese verruchte Selbstvergötterung, die Opfer und Anbetung heischete; diese abgefeimte Lüderlichkeit; die grauenvolle Wildheit, die sich an Martern weidete, und die bis zu dem Wunsche kam, daß doch das ganze römische Volk nur Einen Kopf haben möchte; diese gottlose Klage über das ruhmlose Glück der Zeit; diese unsinnige Verschwendung, ohne Geist, ohne Zweck; dieser kostbare Feldzug mit seiner schnöden Beute; mit Einem Worte, dieser unnatürliche, grausame, feige Mißbrauch der Gewalt: wie ließe sich dieses Alles anders erklären, als aus einer Narrheit, welcher das unglückselige Gefühl geblieben ist, daß ihr Alles erlaubet sei gegen Alle. Ist, was Calgula vollbrachte, von ihm mit gesunden Sinnen und überleget vollbracht worden: so fühlet man sich von einem Entsetzen, von einem Ekel ergriffen, den zu überwinden nicht möglich sein dürfte. Aber wenn man sich auch auf eine oder die andere Weise mit ihm abzufinden vermöchte: wie soll man sich mit dem Volke versöhnen, das nach einer so großen Geschichte, fast vier Jahre unter einem solchen Wütherich stand, den es selbst hervorgebracht hatte? (J. 41)

382. Und wer mag sagen, daß Cassius Chärea und Cornelius Sabinus durch seine Ermordung Rom oder der Welt einen Dienst geleistet haben! Der Gedanke des Senates, die Republik wiederherzustellen, würde albern gewesen sein, wenn dieses die Kaiserlichen Leibwachen auch nicht so schnell und auf eine so schnöde Weise gezeiget hätten. Tiberius Claudius Cäsar, des

Drusus Sohn und vielleicht des Augustus leiblicher Enkel, wurde von dieser Leibwache — durch einen lächerlichen Zufall — zum Imperator gemacht; ein Wesen von fünfzig Jahren, fast blödsinnig von Jugend auf, und doch nicht ungelehrt; eine sittliche Mißgeburt, in welcher die Natur einen Menschen angefangen, aber nicht vollendet zu haben schien, und doch ein Bewunderer der Griechen; vernachlässiget von Allen, verspottet von Vielen, verachtet von Denen, die ihm am Nächsten waren, und nur geduldet wegen seiner vollendeten Erbärmlichkeit, und doch ein Schriftsteller; ein Fürst, wie Rom, nach Caligula, verdiente, und an welchem die Leibwache ihre Macht und den Preis ihrer Gunst recht in Erfahrung bringen konnte! Einem solchen Fürsten ist das wenige Gute, welches Anfangs unter seiner Herrschaft geschah, so wenig anzurechnen, als das viele Böse, das unter ihm vollbracht ward, ihm zur Last fällt. Von Weibern und Freigelassenen wurde das Eine bewirket, wie das Andere. Und welche Gräuel waren nicht solchen Menschen möglich, in deren Hand der unglückselige Imperator fiel mit seiner Furcht und Feigheit! Seine (dritte) Gemalin Messalina wurde durch ihre ekelhafte Ueppigkeit um so gefährlicher, da es ihr keinesweges an anderen Leidenschaften, auch nicht an Verstand gebrach. Ein Mensch, wie Narcissus, war neben einer solchen frechen Frau der rechte Gesell; und so lange man des Pöbels durch Fütterung und Schauspiele gewiß blieb, so lange durfte man sich Alles, unter dem Namen des Imperators, erlauben, wozu nur die Leidenschaft trieb und die Begierde reizte. Und als

Messalina unterging in ihrer Abscheulichkeit, was war gewonnen? Der alte Imperator zeigete doch zuweilen einen menschlichen Sinn — (wir gedenken nur der Art, wie er teutsche Gesandte behandelte) —; sein Entschluß, der Ehe, die ihm, wie Alles, nicht glücken wollte, zu entsagen, war gewiß sehr verständig: aber wie hätte er der Arglist des Pallas widerstehen mögen und der schmeichlerischen Art der Agrippina? Durch Namen und Abkunft rufet dieses Weib manche große Erinnerung auf, aber gerade deßwegen erscheinet sie nur um so abscheulicher. Selbst gegen Messalina möchte sie noch dadurch verlieren, daß sie aus eigener Herrschlust ihren Sohn erster Ehe, Domitius Nero, dem alten Imperator aufschmeichelte, aufschwatzte, aufdrang, bis es ihr gelungen war, demselben die Nachfolge gesichert zu sehen. Wahrlich, wenn man alle die Scheuslichkeiten überdenket, und die feigen Grausamkeiten, welche unter dieser Herrschaft Statt fanden, so können die Erweiterungen des römischen Reiches nur dadurch einiges Wohlgefallen erregen, daß man hoffet, je weiter dasselbe sich ausdehnet, desto eher werde es zusammen brechen. Am Merkwürdigsten sind übrigens unter diesen Erwerbungen die Ereignisse in Britannien, und das Sonderbarste bei diesen Ereignissen möchte wohl die Theilnahme des Claudius sein. — Solch ein Mensch herrschete dreizehn Jahre über Rom (bis J. 54) und er würde noch länger geherrschet haben, wenn sein Tod endlich seiner Gemalin und deren Entwürfen nicht vortheilhafter gewesen wäre, als zuvor sein Leben.

383. Britannicus, des Claudius Sohn, wurde durch die List der Stiefmutter, Agrippina, zurück gedrücket; der Nachfolger des Claudius war daher der Agrippina Sohn erster Ehe, Nero Claudius, der zuerst von der habsüchtigen Leibwache, dann von dem elenden Senat, endlich von allem Volk als Imperator begrüßet wurde. Dieser Nero gilt in der Meinung der Menschen als das unübertroffene Vorbild aller schändlichen Tyrannei; wie Macchiavelli später durch seine Lehre, so ist Nero durch sein Thun der Abschen Aller geworden, welche Gewaltthätigkeit und Unterdrückung hassen oder zu hassen vorgeben; ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu entscheiden. Gewiß ist: Nero gehörete zu den Menschen, in deren Hand die Gewalt unendlich gefährlich ist, weil sie so geneigt, als bereit sind, dieselbe grausam zu mißbrauchen; zu den Menschen, welchen auch nie die Gewalt zugestanden werden wird, wenn nicht die Meisten knechtische Seelen sind, ohne Ehre und Treue. Aber so schnell, wie gewöhnlich geschiehet, wird man nicht mit ihm fertig, wenn man gerecht zu sein strebt. Es ist leicht gesaget: Nero sei von einem Vater erzeuget, der selbst der Meinung war, von ihm und seiner Gemalin könne Nichts Gutes kommen; er sei, zwischen großen Verbrechen, Lastern und Ausschweifungen, in den strengen Grundsätzen stoischer Weisheit erzogen, hierdurch zum Heuchler gebildet, und mit dem Vorsatze zur Allein-Gewalt gekommen, sich zu entschädigen für früheren Zwang. Aber erstlich ist Dieses nur zum Theile wahr: Seneca, der seltsame Mensch, der sich in den Grundsätzen so herrlich und im Leben so ge-

mein, wenigstens so zweideutig zeiget, war zwar sein Lehrer in der Beredsamkeit, aber von der Philosophie ward er abgehalten, „weil sie nicht für einen Solchen gehöret, der herrschen soll"; dann aber würde mit dieser Wahrheit auch noch wenig erkläret sein. Zu übersehen ist nicht: Nero gelangte in einem Alter von 17 Jahren zur Allein-Gewalt; diese Gewalt mißbrauchte er in fünf Jahren so wenig, daß sie noch in späteren Zeiten als schöne Jahre des Glückes und Heiles gepriesen wurden; die Gränzen des Reiches wollte er nicht erweitern, sondern er wünschete sie zusammen zu ziehen und nur durch Ehrfurcht für seine Vorgänger ward er abgehalten; er lehnete bescheiden Auszeichnungen ab, bis er sie verdienet hätte; er wünschete, nicht schreiben zu können, um nicht ein Todes-Urtheil zu bestätigen; er wünschete den Provinzen die Steuern zu erlassen; er hatte Sinn für Musik und Gesang und für die schönen Künste (sein Garten war offenbar in dem Geschmacke, den wir den englischen zu nennen pflegen). Eben so wenig ist zu übersehen: von den größten Verbrechen, deren man ihn beschuldiget hat, ist das Eine, nämlich die Anzündung Rom's, ganz und gar nicht bewiesen, sondern nur Gerüchte liefen um, während er das Unglück zu lindern suchte (in wiefern die Christen-Verfolgung mit diesem Unglücke zusammenhing, dürfte auch ungewiß sein); an dem anderen hingegen, an der Ermordung seiner Mutter, ist gerade das Verruchteste und Abscheulichste, nämlich die Betrachtung des Leichnames der Ermordeten, gleichfalls durchaus ungewiß; einem Fürsten endlich, der so viel Unglückseliges verübet

hatte, wie Nero, mag auch Manches zur Last geleget sein, das ihm ganz fremd war! Wenn man dieses Alles bedenkt, und dann zugleich das Unwürdige und Gräuelhafte in seinem Leben damit vergleichet: so wird man fast, im Gefühle der Menschlichkeit, zu der Vorstellung gezwungen: daß Nero ursprünglich ein kräftiger, gutgesinnter Mensch gewesen, daß er aber durch seine Verhältnisse zu einer tiefen Verachtung der Menschen gekommen sei, und daß in dieser Verachtung seine Kraft sich bald als Muthwillen und Spott, bald als Hohn und Grausamkeit gezeiget habe, durch welche seine alte gute Natur nur zuweilen durchbrach. Und ist diese tiefe Verachtung nicht erklärlich genug! Um sich her sah der Jüngling Nichts als ekelhaftes Verderbniß: das Volk knechtisch und feig, ohne Sinn und Charakter; der Senat ohne Ehre, ohne Würde, schmeichlerisch auf hündische Weise, kriechend wie elendes Gewürm; seine nächste Umgebung, Die, welche ihm am Theuersten sein mußten, abscheulich: der Lehrer erhabener Grundsätze eine gemeine Seele; die eigene Mutter ein schandbares Weib, das ihn zu dem entsetzlichsten Gräuel zu verführen trachtete, das ihn zum Verbrechen ängstigte, das ihn zu dem ungeheuersten Frevel nöthigte; seine Geliebte ein listiges Geschöpf, welches ihn gleichfalls zu solchem Frevel reizte und drängte; endlich kam die Bemerkung hinzu, daß seine Verkehrtheiten, seine Thorheiten und seine Verbrechen gleiches Lob, gleichen Beifall fanden: in der That, es ist nicht zu verwundern, daß Nero, wie er überzeuget wurde, daß es keine Scham gäbe und keine Reinheit, sondern

daß Alles Heuchelei sei, so auch überhaupt an dem Dasein der Tugend zweifelte, ja daß er Den am Wenigsten dulden konnte, der am Festesten an der Tugend hielt, weil er der feigste Heuchler zu sein schien! Es ist nicht zu verwundern, daß er das ganze Leben als ein elendes Gaukel-Spiel nahm; daß er einmal den Versuch machen wollte, zu sehen, was ein römischer Imperator wohl vermöge; daß er eine Menge Neckereien und Possen trieb, damit sich die Armseligkeit und Nichtswürdigkeit der Menschen in ihrer ganzen Fülle offenbaren könnte, und daß er, nach Laune und Lust, Nichts schonete, weder Leib noch Gut. — Bei seinem Ausgange wird man zweifelhaft, ob sein Benehmen aus Feigheit, Furcht und Wahnsinne zu erklären sei, oder aus dem bitteren Spott einer übersatten Verachtung. Die Zeit aber bezeichnet, daß solch' ein Fürst, als er zur Freude aller Guten nach 14 jähriger Herrschaft sich selbst (J. 68 nach Chr.) den Tod gegeben hatte, nicht nur von einem auswärtigen Fürsten gefeiert, sondern daß auch sein Grab noch lange von Einheimischen mit Blumen bestreuet wurde, und daß Der gewissen Anhang fand, der wie Er zu sein versprach. — Im Uebrigen verstehet sich, daß durch keine von unseren Bemerkungen Nero irgend gerechtfertiget oder entschuldiget werden soll, sondern nur das soll aus ihnen hervorgehen, daß Nero nicht schlechter war, als Rom, und daß Rom sich nicht über ihn zu beschweren hatte.

Drittes Capitel.

Galba. Otho. Vitellius.

384. An sich war der Grundsatz Nero's gewiß gut, das Reich nicht weiter auszudehnen; aber eine Herrschaft, die über die Gränze gegangen ist, kann so wenig ohne Gefahr still stehen, als weiter dringen. Die Legionen, nothwendig so an den Gränzen wie in den Provinzen des unnatürlichen Reiches, mußten Langeweile fühlen in der Unthätigkeit. Hierdurch verloren sie nicht nur den Sinn für die Waffen, weil sie durch tägliche Uebung nicht die alte Liebe pflegen konnten, sondern sie wurden auch zu allerlei Betrachtungen gereizet. Da machten sie die erhabene Entdeckung, daß sie doch eigentlich die Stärksten wären, weil sie vereinet die Waffen führten, und daß es folglich von ihnen abhänge, den Römern einen Herrn zu geben; und zur wirklichen Ausübung dieser Macht mußten sie sich noch besonders durch ihre Eifersucht auf die Leibwachen zweifach gereizet fühlen, da diese, in der Bequemlichkeit der Hauptstadt lebend, von der wiederholten Ertheilung der Gewalt schönen Gewinn zu ziehen gewußt hatten. Aber da mit Nero das Haus des Augustus zu Grunde ging, und da durch diesen Untergang Keiner eine Art von Vorrecht auf die Herrschaft in Anspruch nehmen zu können schien: so war nicht wohl einzusehen, warum nicht jedes Heer seinen Anführer als Imperator begrüßen sollte, vorausgesetzt, daß derselbe Lust hatte, sich um die gefährliche Ehre zu bewerben, und daß er freigebig genug war, sie

gehörig zu bezahlen. Nur einem überlegenen Geist, oder nur in sonderbaren Verhältnissen schien es gelingen zu können, einem Einigen wiederum die Herrschaft zu sichern; ohne Kampf war dieses kaum zu hoffen. Und also geschah es.

385. Vindex, der in Gallien Statthalter war, hatte sich zuerst gegen Nero empöret, von seinen Soldaten als Imperator ausgerufen; aber er vermochte nicht den Kampf zu bestehen, den er zu unternehmen nicht gescheuet hatte. Sein Geschick hätte dann fast den alten Ser. Sulpicius Galba, der Spanien verwaltete und der inzwischen von seinen Legionen zum Imperator erkläret war, von der Bahn zurückgeschreckt, auf welcher er sein Leben vollenden sollte. Aber der Unwille über Nero's Thorheiten und Unthaten war zu allgemein; die Empörung verbreitete sich bis nach Rom, bis zur Leibwache; also mußte Nero entweichen und Galba wurde als Imperator anerkannt: er wurde Cäsar Augustus zugenannt, aber in demselben Sinn, in welchem man sich gern Germanicus nannte. Denn Galba war zwar aus einem alten und vornehmen Hause, aber mit Cäsar und Augustus hing er durch seine Abstammung nicht zusammen. In früheren Zeiten hatte er sich durch Tapferkeit hervorgethan und durch Klugheit ausgezeichnet. Auch mochte sein Wille immer noch gut sein; aber zu gutem Willen verlangete die Zeit Entschlossenheit und Gewandtheit, welche dem alten Manne fehleten, der selbst gegen Nero's Jugend, wenigstens bei den Soldaten, verlor. Nur unter Gräueln und bösen Zeichen zog Galba in Rom

ein. Er trug noch Vorstellungen in sich, die ganz und gar nicht zeitgemäß waren: er wollte vom Senate gewählet seyn, der eben so unmächtig war als verächtlich, und wollte den Legionen nicht die Entscheidung zugestehen, da sie ihn doch nur allein zum Imperator gemacht hatten und ihn nur allein als Imperator schützen konnten. Dazu unterlag er großen Fehlern, welche durch seine 72 Jahre vielleicht verzeihlich wurden, aber in solchen Zeiten keine Verzeihung finden konnten. Er war geizig, wie er nicht nur dadurch zu beweisen schien, daß er den Soldaten das erwartete Geschenk versagete, weil er sie auszuheben, aber nicht zu kaufen gewohnet wäre, sondern auch im eigenen Leben, und in den Maßregeln, mit welchen er die Begünstigten seines Vorgängers um ihren früheren Gewinn zu bringen suchte; er war streng bis zu unüberlegter Grausamkeit; die Treue teutscher Wachen wußte er weder zu ehren noch zu schätzen, und wollte einen Gehorsam, welchen zu fordern sich in der That für ihn kaum geziemte; endlich überließ sich der alte Mann ränkevollen Günstlingen, durch deren Betragen das seinige erst recht hinabgewürdiget wurde. Dennoch hätte er sich — vielleicht — länger erhalten mögen, wenn nicht Otho auf die Imperator-Würde, die Galba dem L. Calpurnius Piso, einem wackeren, vortrefflichen Manne zuzuwenden gedachte, gerechte Ansprüche machen zu können geglaubt hätte. Als er jenen an Kindes Statt angenommen und zum Cäsar gemacht hatte, um bei drohender Gefahr nicht allein zu stehen, da erlag er bald mit ihm den Ränken Otho's, und dem Leichtsinn übermüthiger und betrogener Soldaten (J. 69 nach Chr.).

Er hatte kaum sieben Monate die Herrschaft gehabt. Während derselben bleibet er dem Gemüthe fremd; sein Untergang aber war abscheulich. Die Meisten beachteten nur den Augenblick, und dachten nicht an Das, was dem Menschen Werth und Würde giebt. Das Abscheuliche wurde von Wenigen vollbracht, aber Viele wünschten es, und Alle ließen es geschehen.

386. Marcus Salvius Otho, der nach Galba drei Monde die Gewalt eines römischen Imperators ausübete, hat mehr Aufmerksamkeit gefunden, als er zu verdienen scheinet: sein freiwilliger Tod stand mit seinem Leben in einem solchen Widerspruche, daß er allerdings in sittlicher Rücksicht nicht gleichgültig sein kann. Träge im früheren Alter, war er als Jüngling Nero's Gefährte geworden in Ausschweifungen und Wollust; sein Verhältniß zu diesem war so zweideutig, wie sein Leben unwürdig, gemein, widerlich. Später scheinet er, fern von dem Verderbniß der Stadt (in Lusitanien), zu Mäßigkeit und Ordnung zurückgekehret zu sein. Aber die Art, wie er sich gegen Galba, für dessen Freund er sich erkläret hatte, benahm; die Schlauheit, mit welcher er den alten Mann hinterging; die List und Kunst, mit welcher er die Soldaten anlockete, die von ihm jene goldenen Tage wieder erwarteten, welche ihnen Nero's Verschwendung und Laune verschafft hatte, die feine Berechnung in allen seinen Schritten, machen einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß es schwer hält, zu glauben, in ihm sei Ehre und Tugend gewesen. Als Imperator benahm er sich allerdings mit Würde, Mä-

ßigung und Güte, so daß nicht bloß Solche von ihm schöne Zeiten hoffeten, für welche Nero's Herrschaft das höchste Glück gewesen war, sondern daß auch Diejenigen Vertrauen faßten, welche noch etwa einige alte Tugend in sich bewahreten, welche durch die Noth der Zeit zur Tugend, wie in Verzweifelung, zurückgekehret waren, oder welche sich nach einiger Ruhe sehnten. Ob aber in dem üppigen Körper ein stärkerer Geist gewohnet habe, ist schwer zu entscheiden. Zu leugnen ist keineswegs; dem Otho konnte es auf die kurze Zeit seiner Würde mit einiger Anstrengung wohl gelingen, den alten Trieb seiner Natur zu unterdrücken: Caligula und Nero waren länger vortreffliche Fürsten; und zu leugnen ist eben so wenig: in so schweren Verhältnissen durfte er durchaus keine Fortdauer seiner Gewalt erwarten, wenn er sie nicht durch ein gemäßigtes, verständiges, mildes Betragen gewönne. Denn die Legionen im s. g. unteren Germanien hatten, nachdem das Geheimniß des Reiches verrathen war, daß auch wohl außer Rom ein Imperator gemacht werden könnte, ihren Führer, Vitellius, als Imperator begrüßet. Gegen diesen mußte Otho die Herrschaft bald mit den Waffen vertheidigen. Die Römer begleiteten ihn mit begeistertem Zuruf ins Feld, mit welchem sie Jeden empfingen, der die Gewalt hatte; denn sie wurden zu ihrer Begeisterung durch die Wollust der Knechtschaft getrieben, welcher Kriecherei Bedürfniß ist, das gemeine Wesen aber ein eiteles leeres Ding. In der Schlacht bei Bedriacum wurde Otho's Heer geschlagen: er selbst vermied es, in eine Schlacht zu gehen. Hierauf gab Otho sich den Tod. Die Be=

sonnenheit, mit welcher er den Entschluß zum Selbstmorde faßte, die Beharrlichkeit, mit welcher er an ihm festhielt, obgleich nicht Alles verloren war, die zarte Sorgfalt für Die, welche ihm Treue bewiesen, endlich die großen Grundsätze, welche er aussprach, zeichneten diesen Selbstmord aus. Es ist begreiflich, wie die Alten ihn feiern konnten. In der That muß man sich der hohen Gefühle, die er bewies, eben so sehr freuen, als man bewundern muß, daß er sich zu ihnen erheben konnte. Sein früheres unwürdiges Leben jedoch wurde nicht dadurch gut gemacht, und zwischen Cato's Tod und dem seinigen ist ein Unterschied. Aber zu einem günstigen Urtheil über Otho hat auch wohl die Vergleichung desselben mit seinem Gegner, dem A. Vitellius, beigetragen, welcher durch die vielgeltenden Legionen am Nieder-Rhein, an deren Spitze ihn weder seine Tugend noch sein Verdienst, sondern seine Erbärmlichkeit gebracht hatte, zum Imperator erkläret wurde, und welchem er weniger unterlag als auswich. Denn dieser Vitellius, der nach Otho acht Monde, unter frevelhafter und ruchloser Verwaltung, römischer Imperator hieß, blieb, von seinem Aufenthalte mit Tiberius und dessen Schandbuben auf Capreä an, bis zu dem grausamen, unter stürmischen, gräßlichen, zerstörenden Auftritten erfolgten, Tode, welchen ein teutscher Soldat gefühlvoll abkürzte, und mit welchem die kurze Lust seiner Herrschaft endigte (J. 69), gleich verächtlich und in der niedrigsten Art ekelhafter Sinnlichkeit versunken, also daß gewiß niemand über ihn zweifelhaft sein, oder versucht werden wird, ihm hohe Gefühle beizulegen.

---

ein. Er trug noch Vorstellungen in sich, die ganz und gar nicht zeitgemäß waren: er wollte vom Senate gewählet seyn, der eben so unmächtig war als verächtlich, und wollte den Legionen nicht die Entscheidung zugestehen, da sie ihn doch nur allein zum Imperator gemacht hatten und ihn nur allein als Imperator schützen konnten. Dazu unterlag er großen Fehlern, welche durch seine 72 Jahre vielleicht verzeihlich wurden, aber in solchen Zeiten keine Verzeihung finden konnten. Er war geizig, wie er nicht nur dadurch zu beweisen schien, daß er den Soldaten das erwartete Geschenk versagete, weil er sie auszuheben, aber nicht zu kaufen gewohnet wäre, sondern auch im eigenen Leben, und in den Maßregeln, mit welchen er die Begünstigten seines Vorgängers um ihren früheren Gewinn zu bringen suchte; er war streng bis zu unüberlegter Grausamkeit; die Treue teutscher Wachen wußte er weder zu ehren noch zu schätzen, und wollte einen Gehorsam, welchen zu fordern sich in der That für ihn kaum geziemte; endlich überließ sich der alte Mann ränkevollen Günstlingen, durch deren Betragen das seinige erst recht hinabgewürdiget wurde. Dennoch hätte er sich — vielleicht — länger erhalten mögen, wenn nicht Otho auf die Imperator-Würde, die Galba dem L. Calpurnius Piso, einem wackeren, vortrefflichen Manne zuzuwenden gedachte, gerechte Ansprüche machen zu können geglaubt hätte. Als er jenen an Kindes Statt angenommen und zum Cäsar gemacht hatte, um bei drohender Gefahr nicht allein zu stehen, da erlag er bald mit ihm den Ränken Otho's, und dem Leichtsinn übermüthiger und betrogener Soldaten (J. 69 nach Chr.).

Er hatte kaum sieben Monate die Herrschaft gehabt. Während derselben bleibet er dem Gemüthe fremd; sein Untergang aber war abscheulich. Die Meisten beachteten nur den Augenblick, und dachten nicht an Das, was dem Menschen Werth und Würde giebt. Das Abscheuliche wurde von Wenigen vollbracht, aber Viele wünschten es, und Alle ließen es geschehen.

386. Marcus Salvius Otho, der nach Galba drei Monde die Gewalt eines römischen Imperators ausübete, hat mehr Aufmerksamkeit gefunden, als er zu verdienen scheinet: sein freiwilliger Tod stand mit seinem Leben in einem solchen Widerspruche, daß er allerdings in sittlicher Rücksicht nicht gleichgültig sein kann. Träge im früheren Alter, war er als Jüngling Nero's Gefährte geworden in Ausschweifungen und Wollust; sein Verhältniß zu diesem war so zweideutig, wie sein Leben unwürdig, gemein, widerlich. Später scheinet er, fern von dem Verderbniß der Stadt (in Lusitanien), zu Mäßigkeit und Ordnung zurückgekehret zu sein. Aber die Art, wie er sich gegen Galba, für dessen Freund er sich erkläret hatte, benahm; die Schlauheit, mit welcher er den alten Mann hinterging; die List und Kunst, mit welcher er die Soldaten anlockete, die von ihm jene goldenen Tage wieder erwarteten, welche ihnen Nero's Verschwendung und Laune verschafft hatte, die feine Berechnung in allen seinen Schritten, machen einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß es schwer hält, zu glauben, in ihm sei Ehre und Tugend gewesen. Als Imperator benahm er sich allerdings mit Würde, Mä-

ein. Er trug noch Vorstellungen in sich, die ganz und gar nicht zeitgemäß waren: er wollte vom Senate gewählet seyn, der eben so unmächtig war als verächtlich, und wollte den Legionen nicht die Entscheidung zugestehen, da sie ihn doch nur allein zum Imperator gemacht hatten und ihn nur allein als Imperator schützen konnten. Dazu unterlag er großen Fehlern, welche durch seine 72 Jahre vielleicht verzeihlich wurden, aber in solchen Zeiten keine Verzeihung finden konnten. Er war geizig, wie er nicht nur dadurch zu beweisen schien, daß er den Soldaten das erwartete Geschenk versagete, weil er sie auszuheben, aber nicht zu kaufen gewohnet wäre, sondern auch im eigenen Leben, und in den Maßregeln, mit welchen er die Begünstigten seines Vorgängers um ihren früheren Gewinn zu bringen suchte; er war streng bis zu unüberlegter Grausamkeit; die Treue teutscher Wachen wußte er weder zu ehren noch zu schätzen, und wollte einen Gehorsam, welchen zu fordern sich in der That für ihn kaum geziemte; endlich überließ sich der alte Mann ränkevollen Günstlingen, durch deren Betragen das seinige erst recht hinabgewürdiget wurde. Dennoch hätte er sich — vielleicht — länger erhalten mögen, wenn nicht Otho auf die Imperator-Würde, die Galba dem L. Calpurnius Piso, einem wackeren, vortrefflichen Manne zuzuwenden gedachte, gerechte Ansprüche machen zu können geglaubt hätte. Als er jenen an Kindes Statt angenommen und zum Cäsar gemacht hatte, um bei drohender Gefahr nicht allein zu stehen, da erlag er bald mit ihm den Ränken Otho's, und dem Leichtsinn übermüthiger und betrogener Soldaten (J. 69 nach Chr.).

Er hatte kaum sieben Monate die Herrschaft gehabt. Während derselben bleibet er dem Gemüthe fremd; sein Untergang aber war abscheulich. Die Meisten beachteten nur den Augenblick, und dachten nicht an Das, was dem Menschen Werth und Würde giebt. Das Abscheuliche wurde von Wenigen vollbracht, aber Viele wünschten es, und Alle ließen es geschehen.

386. Marcus Salvius Otho, der nach Galba drei Monde die Gewalt eines römischen Imperators ausübete, hat mehr Aufmerksamkeit gefunden, als er zu verdienen scheinet: sein freiwilliger Tod stand mit seinem Leben in einem solchen Widerspruche, daß er allerdings in sittlicher Rücksicht nicht gleichgültig sein kann. Träge im früheren Alter, war er als Jüngling Nero's Gefährte geworden in Ausschweifungen und Wollust; sein Verhältniß zu diesem war so zweideutig, wie sein Leben unwürdig, gemein, widerlich. Später scheinet er, fern von dem Verderbniß der Stadt (in Lusitanien), zu Mäßigkeit und Ordnung zurückgekehret zu sein. Aber die Art, wie er sich gegen Galba, für dessen Freund er sich erkläret hatte, benahm; die Schlauheit, mit welcher er den alten Mann hinterging; die List und Kunst, mit welcher er die Soldaten anlockete, die von ihm jene goldenen Tage wieder erwarteten, welche ihnen Nero's Verschwendung und Laune verschafft hatte, die feine Berechnung in allen seinen Schritten, machen einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß es schwer hält, zu glauben, in ihm sei Ehre und Tugend gewesen. Als Imperator benahm er sich allerdings mit Würde, Mä-

ßigung und Güte, so daß nicht bloß Solche von ihm schöne Zeiten hoffeten, für welche Nero's Herrschaft das höchste Glück gewesen war, sondern daß auch Diejenigen Vertrauen faßten, welche noch etwa einige alte Tugend in sich bewahreten, welche durch die Noth der Zeit zur Tugend, wie in Verzweifelung, zurückgekehret waren, oder welche sich nach einiger Ruhe sehnten. Ob aber in dem üppigen Körper ein stärkerer Geist gewohnet habe, ist schwer zu entscheiden. Zu leugnen ist keinesweges; dem Otho konnte es auf die kurze Zeit seiner Würde mit einiger Anstrengung wohl gelingen, den alten Trieb seiner Natur zu unterdrücken: Caligula und Nero waren länger vortreffliche Fürsten; und zu leugnen ist eben so wenig: in so schweren Verhältnissen durfte er durchaus keine Fortdauer seiner Gewalt erwarten, wenn er sie nicht durch ein gemäßigtes, verständiges, mildes Betragen gewönne. Denn die Legionen im s. g. unteren Germanien hatten, nachdem das Geheimniß des Reiches verrathen war, daß auch wohl außer Rom ein Imperator gemacht werden könnte, ihren Führer, Vitellius, als Imperator begrüßet. Gegen diesen mußte Otho die Herrschaft bald mit den Waffen vertheidigen. Die Römer begleiteten ihn mit begeistertem Zuruf ins Feld, mit welchem sie Jeden empfingen, der die Gewalt hatte; denn sie wurden zu ihrer Begeisterung durch die Wollust der Knechtschaft getrieben, welcher Kriecherei Bedürfniß ist, das gemeine Wesen aber ein eiteles leeres Ding. In der Schlacht bei Bedriacum wurde Otho's Heer geschlagen: er selbst vermied es, in eine Schlacht zu gehen. Hierauf gab Otho sich den Tod. Die Be-

sonnenheit, mit welcher er den Entschluß zum Selbstmorde faßte, die Beharrlichkeit, mit welcher er an ihm festhielt, obgleich nicht Alles verloren war, die zarte Sorgfalt für Die, welche ihm Treue bewiesen, endlich die großen Grundsätze, welche er aussprach, zeichneten diesen Selbstmord aus. Es ist begreiflich, wie die Alten ihn feiern konnten. In der That muß man sich der hohen Gefühle, die er bewies, eben so sehr freuen, als man bewundern muß, daß er sich zu ihnen erheben konnte. Sein früheres unwürdiges Leben jedoch wurde nicht dadurch gut gemacht, und zwischen Cato's Tod und dem seinigen ist ein Unterschied. Aber zu einem günstigen Urtheil über Otho hat auch wohl die Vergleichung desselben mit seinem Gegner, dem A. Vitellius, beigetragen, welcher durch die vielgeltenden Legionen am Nieder-Rhein, an deren Spitze ihn weder seine Tugend noch sein Verdienst, sondern seine Erbärmlichkeit gebracht hatte, zum Imperator erkläret wurde, und welchem er weniger unterlag als auswich. Denn dieser Vitellius, der nach Otho acht Monde, unter frevelhafter und ruchloser Verwaltung, römischer Imperator hieß, blieb, von seinem Aufenthalte mit Tiberius und dessen Schandbuben auf Capreä an, bis zu dem grausamen, unter stürmischen, gräßlichen, zerstörenden Auftritten erfolgten, Tode, welchen ein teutscher Soldat gefühlvoll abkürzte, und mit welchem die kurze Lust seiner Herrschaft endigte (J. 69), gleich verächtlich und in der niedrigsten Art ekelhafter Sinnlichkeit versunken, also daß gewiß niemand über ihn zweifelhaft sein, oder versucht werden wird, ihm hohe Gefühle beizulegen.

---

zu nehmen bekannte. Also wurde des Vitellius Macht getheilt, und er überwunden; und als Vespasian (J. 70) nach Rom kam, da fand er schon (durch Mucianus) einen ruhigen Triumph vorbereitet.

388. Vespasian's Ruf war vormals zweideutig gewesen: nur unter den Schlechten erschien er vorzüglicher; aber er war der Erste, der sich als Imperator besserte. Bei allen Fehlern indeß hatte er gerade die Tugenden, welche dem Herrn des römischen Reiches am Nothwendigsten waren; ja selbst seine Fehler wirketen gut. Unter Allem aber, das er gethan hat zur Erhaltung und Mehrung des Reiches, war das Wichtigste, daß er Zucht im Heere, Sitte im Leben und Ordnung in der Verwaltung der Staatsgelder herzustellen oder zu gründen suchte, wenn er gleich die Einnahme des Staates nicht ohne Härte und ohne einige Schamlosigkeit zu vergrößern strebete: denn hier durch wurde möglich, den Kampf gegen die Feinde des Reiches länger zu bestehen. Von weniger Bedeutung hingegen war, daß er die Majestäts-Gerichte abschaffte, den Senat ergänzete, dessen Würde mehrte, und was in diesem Sinne geschehen mochte. Erfreuen kann das wohl; auch mag es für den Charakter des Imperators zeugen, wiewohl sich dieser auch jetzt noch nicht rein und frei erhielt (Julius Sabinus und Helvidius Priscus zeugen wider ihn); aber bei dem Verderbnisse Rom's und bei der allgemeinen knechtischen Gesinnung war mit solchen Anordnungen Nichts Dauerndes gewonnen: ein Nachfolger konnte sie eben so willkührlich umstoßen, als Vespasian sie willkühr-

lich getroffen hatte. Das Aufbauen und die Verschönerung der Stadt war gut. Die Besoldung nicht nur lateinischer, sondern auch griechischer Lehrer, verdienet nur ein sehr zweideutiges Lob; auch sie zeuget von fortgehendem Verfall alter Art und Sitte neben des Imperators willkührlicher Gewalt. Die Beschuldigung des Geizes aber gegen einen Imperator, der wie Vespasian lebte, ist nach der Nero'schen Zeit nicht unrühmlich. — Im Uebrigen ist die gräuelhafte, blutige Zerstörung Jerusalem's (J. 70) durch Titus, nach einem so hartnäckigen, als sinnvollen Widerstand, und die Verstreuung der Juden, welche, schon vorher angefangen, durch diese Gräuel vermehret wurde, höchst merkwürdig. Die Seele denkender Menschen muß auf eine wunderbare Weise ergriffen werden, wenn sie den Gang der Schicksale überblicket, welchen Abraham's Geschlecht bis auf die Erscheinung Christi unterworfen gewesen, und dann überlegt, in wiefern diese Erscheinung durch jene Schicksale bedinget war, und in wiefern die Bedeutsamkeit dieser Erscheinung von den gegenwärtigen und den bald folgenden Ereignissen und deren Zusammenhange mit den früheren Begebenheiten abgehängt habe, oder nicht. In einem anderen Sinne zwar, aber in diesem Sinne nicht weniger merkwürdig, war der schmähliche Krieg gegen den Bataver Civilis und Die, welche durch ihn aufgereget wurden: denn nach des Vitellius Tode konnte Civilis nicht mehr verhehlen, was er wollte. Dieser Krieg zeiget eben so sehr den Geist, der sich in den Barbaren zu rühren begann, als den Zustand der römischen Legionen und die Verhältnisse der Provinzen. Indeß konnte, besonders

gegen einen so gewandten und erfahrenen Mann, wie Cerealis, der erste Versuch, die römische Herrschaft diesseits der Alpen zu zertrümmern, nicht gelingen: aber des Civilis Entwurf scheiterte auf eine Art, die nur größere Hoffnung erregen mußte. — Endlich verdienet Agricola mit der Art und Kunst Aufmerksamkeit, mit welcher er anfing (J. 78 — 85) Britannien zu bezwingen. Auch das mußte zu Rom's Untergange mitwirken; und dieser Gedanke erfreuet, oder versöhnet wenigstens.

389. Die kurze Herrschaft, welche nach Vespasian (der im J. 70 starb) dessen Sohn Titus Flavius Vespasianus führete, war von der Art, daß sie dem menschlichen Gemüthe, wenn keine große Freude — die ist nur im kräftigen Streben und im fröhlichen Gedeihen! — doch eine schöne Erquickung gewähren muß. Es mag sein, daß Titus durch Natur und Art weniger edel gewesen, als er zu sein schien; es mag sein, daß ihm nachmals, da er Imperator geworden, zu Gute gekommen, daß man in ihm früher, mit Furcht und Haß, einen zweiten Nero erwartet hatte; es mag auch sein, daß ihm die Vergleichung mit seinem Nachfolger zum Ruhme gerechnet worden, und daß ihm selbst die Kürze seiner Herrschaft zum Glücke gewesen sei. Gewiß ist: in den zwei Jahren, in welchen Titus die Gewalt übete, gebrauchte er dieselbe menschlich und schön. Und wenn man das viele Unglück siehet, welches sich in diese Zeit zusammendrängete, Brand, Pest und das schreckliche Erdbeben, welches, während der Vesuv seine feurigen Fluthen ausströmete, die Städte Herculanum und Pompeji

verschlang (J. 79): so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: eine gütige Gottheit habe durch einen solchen Herrn für die Menschen das Unglück mildern wollen, welches sie nicht von ihnen abzuwenden vermocht hatte. Aber wenn ein solcher Herr für solche Fälle wünschenswürdig erscheinet, und wenn auch durch diese Betrachtung der Geist verwirret oder verlocket werden könnte: so wird er bei des Titus Nachfolger, T. Flavius Domitianus (J. 81), um so gewisser zur Besonnenheit und zum Rechten zurückkommen, da ihn der Gedanke schwer ergreifen muß, daß Titus und Domitianus von Einer Mutter Schooß getragen waren. Denn dieser Domitian hatte mit dem Titus fast Nichts gemein, als diesen Schooß. Was die Schlechtesten unter seinen Vorgängern zur Verachtung oder zum Grauen der Welt gemacht hatte, das verübte auch er; und bei ihm erreget dieses Verfahren um so stärkeren Widerwillen, je feiger und nichtswürdiger er sich zeiget, er mag sich zum Gott erheben, in thierischen Genüssen schwelgen, oder Fliegen fangen. Was wenig durch seines Vaters und Bruders gute Einrichtungen gewonnen war, das ward unter ihm deutlich erkannt. Wort und Schrift, That und Tugend, Ruhm und Reichthum brachten gleiche Gefahr; aber wie Agricola, der Sieger Britanniens, zu endigen, würde kein Edler anstehen, wenn er gewiß wäre, einen Geschichtschreiber zu finden, wie Tacitus. Am Merkwürdigsten jedoch in der widerlichen Herrschaft sind die Kriege mit den Barbaren des Nordens, besonders mit den Teutschen, theils durch die Art, mit welcher sie schon jetzt geführet, und geendiget wurden, theils aber dadurch,

daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, diese Völker, die sich jetzt so furchbar und gefährlich zeigten, und die doch unter den ersten Flaviern so ruhig gewesen waren, seien über den Sinn des Imperators in Rom und über die inneren Verhältnisse des römischen Reiches besser unterrichtet gewesen, als man, nach den gewöhnlichen Begriffen von ihrem Zustande, zu erwarten waget. Domitian aber bewies sich in diesen Kriegen verächtlich, wie überall. Dennoch herrschete der feige Wütherich fünfzehn Jahre, ohne daß er die Geduld der Römer ermüdet hätte, und nur durch Einige, die ihm am nächsten standen, ging er zu Grunde, weil sie ihn vernichten mußten, wenn sie sich selbst erhalten wollten. (J. 96).

Fünftes Capitel.

Nerva, Trajanus, Hadrianus.

390. Von Denen, die solche Zeiten überlebten, sehnten sich die Schlechten und Verdorbenen immer zu ihnen zurück, weil der arme Pöbel nur von ihnen Nahrung und Hoffnung, der vornehme aber Schwelgerei und Fresserei erwartete. Gewöhnliche Menschen, ohne eigenthümlichen Geist, sanken hinab zu Gleichgültigkeit, Trägheit, Gemeinheit, und die edlen Gefühle wurden vom sinnlichen Leben verschlungen. Solche Seelen aber, in welchen eine Kraft wohnete, die sie fähig und geneigt machte, dem äußeren Andrange zu widerstehen, mußten, ganz in sich selbst zurückgeworfen, nothwendig eine große furchtbare Stärke in der Tugend gewinnen. Da-

rum ist so wenig zu verwundern, daß die stoische Philosophie, welche eine Tugend lehrete, die ruhige Besonnenheit und eine gewisse Verachtung des Lebens, mit allem Schmerz und allem Genusse, zur Pflicht machte, großen Beifall fand, als zu verwundern ist, daß diese Philosophie solchen Imperatoren zuwider sein mußte, welche die Welt mit ihrem Winke beherrschen, und durch Furcht und Hoffnung vor ihrer Gewalt und auf ihre Gnade das Leben willkührlich bewegen wollten. Aber eine solche unglückselige, wechselvolle Zeit, wie die vom Nero bis zum Domitian, konnte vielleicht auch nur einen Mann mit einem so reinen Gemüthe, mit einer so erhabenen Tugend, mit einem so allgewaltigen Geiste, mit so großen Grundsätzen, und mit so ergreifender Beredsamkeit erzeugen, als Cornelius Tacitus bewiesen hat, und als nöthig war, um den Menschen späterer Tage ein würdiges, wahres, strenges Bild von den Gräueln ungezähmter Leidenschaft in den Herrschern, und feiger, nichtswürdiger Hingebung in den Gehorchenden zum ewigen Abscheu darzustellen. Kleine Seelen werden vor des Tacitus Größe immer zurückschaudern; Tyrannen werden seinen freien, erhabenen Zorn hassen und stets die Vernichtung seines Werkes wünschen, wenn gleich die stoische Philosophie ihnen nicht sehr gefährlich zu sein scheint: aber edle Naturen müssen in allen Zeiten und Völkern durch Tacitus — wenn nicht zu den kühnsten und schönsten Thaten getrieben — doch mit den tiefsten und heiligsten Gefühlen der Menschheit erfüllet werden, ob sie im Glücke leben oder im Unglück, in Freiheit oder in Knechtschaft. Konnten aber solche schreckliche

Zeiten vielleicht nur einen solchen Mann erzeugen und bilden, so waren mildere nöthig, damit er sich zeigen konnte mit seiner reinen Seele und seinem heiligen Grimme gegen das Laster. Und solche mildere Zeiten, nach welchen sich die zerschlagenen Gemüther der Menschen sehneten, wenn sich die Schlechten auch nicht an sie gewöhnen konnten, traten ein mit des alten M. Coccejus Nerva kurzer Herrschaft von einem Jahr und drei Monden, und dauerten alsdann über achtzig Jahre.

391. Es ist sehr begreiflich, daß die Römer selbst, eingedenk der abscheulichen Begebenheiten, die sie erlebet hatten, diese achtzig Jahre als die glücklichste, als eine goldene Zeit priesen, und sich selig fühlten in der Ruhe, die sie gewährten. Aber wie man unter uns diese achtzig Jahre als die glücklichste und schönste Periode, welche „das menschliche Geschlecht" durchlebet, zu bezeichnen vermocht habe, würde nicht zu begreifen sein, wenn man nicht wüßte, daß den Meisten glücklich leben nnd ruhig genießen Eins und dasselbe ist. Gewiß die meisten Imperatoren dieser Zeit waren edel und ehrwürdig, und beherrscheten mit Klugheit das Reich; gewiß, Rom war ruhig und reich, die Menge hatte gute Tage, der Thätige fand Sicherheit, und der müßige feine Genüsse. Darüber blieb Wenigen etwas zu wünschen übrig; darum sah man behaglich den Tag kommen und schwinden; darum pries man das Glück, dessen man froh war. Aber, war denn das Menschengeschlecht in Rom? was ging vor unter den Barbaren, die man zu unterjochen

suchete? was in den Provinzen, unter den Menschen, die man beknechtete, und die man auf alle Weise um ihre Eigenthümlichkeit, um den Werth ihres Lebens betrogen hatte und noch zu betrügen strebete? Wurden nicht blutige und gräuelvolle Kriege geführet? und welche Waffen gebrauchte Rom neben Verlockung, Verhetzung, Bestechung? und wie viele Römer, wie viele Italer standen denn kraftvoll und muthig in den Heeren, mit welchen man zu schützen oder zu mehren suchete? Ferner: erfreuet etwa selbst Rom den menschlichen Geist? was vermochte die Soldaten zum Gehorchen? woher erhielt der unwürdige Pöbel seinen Unterhalt? woraus bestand die Menge der Menschen, und wie waren sie zu einander gestellet? und waren diese Feste, welche man feierte, edel und menschlich, oder gehören Sclaven und Gladiatoren etwa nicht zum Menschen-Geschlecht? Endlich: giebt es denn noch ein anderes Glück für Menschen als freie Thätigkeit, reine Sitte und strenge Tugend? und woher wäre dieses Glück gekommen? und was ist Großes geschehen, wobei sich eine frische, eigenthümliche Kraft des Geistes gezeiget hätte? und wie und wodurch hat sich nachmals bewähret, daß alte Sitte und Tugend wiedergekehret wären und die alte Stärke zurückgebracht hätten? Nein, dieses Glück des menschlichen Geschlechtes bestand in ruhiger Erquickung abgematteter Menschen, es bestand in einer behaglichen Stille nach schrecklichen Stürmen, es bestand in Wohlleben, Weichlichkeit und Wollust. Der Verfall ging fort, wurde aber nicht so stark bemerkt; es war der sanfte Schlaf eines Kranken, den süße Träume beleben. Diese achtzig Jahre jedoch waren,

im Zusammenhange des Lebens, wohl nöthig, um die Barbaren mehr zu einigen und zu stärken; für uns spät Lebenden hingegen wird es durch sie recht fühlbar, daß Rom durch sich selbst untergegangen sei, da sie sich nicht einmal in so langer Zeit aus ihrem Verderbnisse zu Tugend und Kraft zu erholen im Stande war. Das schwerste Zeugniß gegen diese Zeit aber liegt in der Zeit, die unmittelbar auf sie folgete.

392. Nachdem Nerva, nicht ohne Hinderniß, versuchet hatte, unvereinbar geachtete Dinge, Freiheit und Herrschaft, zu vereinigen, krönete er sein Streben dadurch, daß er den M. Ulpius Trajanus (J. 97) zum Sohn und Nachfolger bestimmte, und diesem bald (J. 98 im Jan.) überließ, die große Aufgabe zu lösen. Trajan übernahm das große Werk, und in seiner fast zwanzigjährigen Herrschaft wurde so viel von ihm bewirket, daß er der Verehrung aller Zeiten gewiß seyn kann. Denn Trajanus war einer der liebenswürdigsten Fürsten, die je gelebet haben; an Geist und Kraft stand er wenigen nach, und unter allen römischen Imperatoren verdiente er den Namen „des Beßten", den man ihm gab, weil Keiner sein Leben so rein gehalten hatte, als er. Er war es werth, seinen Nachfolgern als Muster vorgehalten zu werden. Er aber war ein Schüler Plutarch's. Seine Neigung zum Weine kann man verzeihen; sein Hang zur s. g. griechischen Liebe ist für seinen Charakter weniger ein Flecken, als er charakteristisch für die Zeit ist. Alles aber, was er für das Innere des Reiches that, sei es für Rom, sei es für die Provinzen, zeuget in

Zweck und Art — und durch Plinius sind wir hierüber unterrichtet — für den hohen Adel seiner Gesinnung, so wie es seinem Geiste zur Ehre gereichet, daß er dergleichen Anordnungen wagte und durchzusetzen wußte. Mit allen diesen Anordnungen jedoch war Nichts Dauerndes erreichet, wenn nicht Rom für und für einen Herrn behielt, wie Trajanus. Was half die Freiheit der Stimme einem entwürdigten Senate, was halfen die Versammlungen einem sittenlosen Volke, was das Abschaffen der Majestäts-Gerichte, bei Menschen, die nur blind gehorchen konnten! Indeß ergötzet sich das Gemüth an diesen Dingen, wie an den schönen Gebäuden und den wohlthätigen Anstalten. — Was aber die kühnen und fernen Kriege Trajan's, gegen Dacier (J. 100 — 103, 104, 106 und 107), Parther (J. 114), Araber (J. 107) betrifft (während er den Rhein nicht vergaß), so mag in ihnen vielleicht ein Verlangen erkannt werden, auch an kriegerischem Ruhme nicht zurückzustehen; aber dieses Verlangen war in einem solchen gewaltthätigen und unnatürlichen Reiche nicht nur verzeihlich, sondern fast nothwendig. Er erkämpfete große Erfolge; er gewann bei Fremden das höchste Ansehen; weiter war noch kein Römer in Asien gekommen. Sinnvoll ist es indeß, daß auf diesen Kriegen, wenigstens auf den heißesten, in welchen Trajan seine größte Thätigkeit und den meisten Geist entwickelte, eine Dunkelheit lieget, die von der Geschichte nicht aufgehellet werden kann, wenn gleich die schöne Trajanische Säule seine Thaten verewigen sollte, wenn gleich Trajan die Dacischen Kriege selbst beschrieben hatte, und wenn gleich der edle Imperator in einem

Glanze strahlet, der nicht stärker sein könnte. Solche Kriege müssen den Ruhm eines sonst guten Fürsten trüben; denn es waren nicht Kämpfe für Freiheit, Volk und Vaterland, welche allein ehren und bleibenden Ruhm sichern!

393. P. Aelius Hadrianus ist vielleicht nicht von Trajanus an Kindes Statt angenommen, sondern durch einen Betrug der Gemalin Trajan's, Plotina, (J. 117) zur Imperator-Würde gelanget; aber ob Rom einen würdigeren Nachfolger gefunden haben möchte, ist nicht leicht zu entscheiden, so wahr es auch sein mag, daß Hadrianus weit unter Trajanus blieb. Sein Charakter war weniger fest, seine Art weniger edel: ihn trieb die Leidenschaft heftig in der Liebe (zum schönen Antinous), wie im Zorn, und Rom fühlte, im Guten wie im Schlechten, daß sie einen Herrn hatte. Die Eitelkeit, mit welcher er den Ruhm großer Gelehrsamkeit erstrebete, streifte allerdings ans Lächerliche, aber sein starkes Gedächtniß verleitete ihn dazu, und sie war um so verzeihlicher, da sie ihn zur Begünstigung der Wissenschaften stimmte. Die alberne Eifersucht gegen große Geister der Vorzeit, deren er beschuldiget worden ist, darf man um so mehr bezweifeln, da unsere Nachrichten von ihm sehr mangelhaft und einseitig sind. Zu den großen Reisen, auf welchen er die Provinzen seines Reiches, nicht etwa im Fluge sah, sondern auf welchen er den Zustand der Provinzen gründlich untersuchte, und Manches änderte und besserte und schärfete, scheinen ihn eben so sehr Wißbegierde und Ruhmlust bewogen zu haben, als seine

Politik und der fürstliche Wunsch, zu helfen und zu herrschen. Indeß geschah viel Gutes im Inneren, welches auch für die Zukunft blieb, besonders im bürgerlichen Rechte. — Daß aber Hadrian in Asien Provinzen wieder aufgab, die Trajan mit so vieler Kühnheit als Gefahr erworben hatte, das können wir weder loben noch tadeln. Erstlich war für ein so unnatürlich ausgedehnetes Reich und bei der Entartetheit der Römer durch das Aufgeben einiger Provinzen weder Etwas gewonnen noch verloren; zum Anderen kennen wir die politischen Verhältnisse zu wenig, um über die Gründe dieses Verfahrens zu entscheiden. Wenn man aber siehet, daß Hadrian selbst Dacien, welches seinem Vorgänger so theuer zu stehen gekommen war, gern aufgegeben hätte, wären nur keine Colonien von römischen Bürgern daselbst angeleget gewesen; wenn man siehet, daß er an mehrere Könige der Barbaren große Geschenke, wenn nicht gar Zins zahlte, und daß er durch Schanzen gegen die Teutschen und durch eine starke Mauer in Britannien die Gränzen des Reiches zu sichern gesuchet habe: so wird man geneigt zu glauben, er habe seiner und der Kraft des Reiches mißtrauet, und darum den Frieden überall zu erhalten gestrebet. — Also herrschete Hadrian 21 Jahre, (bis zum J. 138), wenn nicht zu allgemeiner Zufriedenheit, doch im Ganzen mit Ruhm und Ehre.

Sechstes Capitel.
Die Antonine.

394. T. Aurelius Antoninus war von Hadrianus adoptiret worden, nachdem desselben geliebter Aelius Verus schändlich zu Grunde gegangen war. Antoninus folgte, und verdienete den Namen des Ehrerbietigen (Pius), den man ihm gegeben hat, wegen der zarten Schonung, mit welcher er Hadrian's Fehler, so lange derselbe lebete, zu verbergen, und nachmals desselben Andenken rein zu erhalten suchte. Ueberhaupt zeigete sich Antoninus als Mensch der höchsten Achtung werth, und jedes Lobspruches, mit welchem man reine Sitten und strenge Grundsätze bei großen Herren zu feiern pfleget. Mit solchen Sitten und Grundsätzen gab er ein schönes Beispiel; und durch seine wohlwollende Seele wurde er bestimmet, zu ordnen und zu mildern, wo er konnte. Also wurde von ihm viel Gutes im Inneren Rom's und des Reiches bewirkt. Auch mußten solche Eigenschaften des Imperators das Vertrauen fremder Völker gewinnen, und Antonin wurde durch diese um so höher gepriesen, je mehr sie sonst von den Römern zu fürchten gehabt hatten. Aber das dürfte doch kaum zu leugnen sein, daß Antoninus — von welchem wir freilich keine Geschichte haben, da uns selbst der nützliche Dio hier fehlet — zu der Auflösung des Reiches beigetragen, und die künftige Zertrümmerung desselben erleichtert habe. Der Sinn für das Gemeinsame erstarb, indem selbst die Beßten sich gewöhneten, nur auf häus-

liche Tugenden zu sehen. Der politische Geist verlor sich, und das war desto gefährlicher, je ärger sich derselbe früher verirret hatte. Viele schwelgeten, Alles verweichlichte in der schönen Ordnung, deren man sich freuete, und in träger Gleichgültigkeit bestand die höchste Tugend. Selbst in den Soldaten erschlaffete die Kraft, da sie sich drei und zwanzig Jahre lang hinter Hadrian's, durch Antoninus vergrößerten, Wällen und Schanzen ruhig hinlegen und sich der Verwöhnung und dem Glauben überlassen durften, es sei Nichts zu fürchten. Zwar soll zur Zeit Antonin's mit Germanen, Daciern und Scythen gekämpfet worden sein: aber, wenn man die folgende Zeit mit der laufenden vergleichet, so kann man fast nicht umhin zu glauben, die barbarischen Völker hätten sich jetzt ruhig gehalten, weil sie das Reich eigener Absterbung unter einem so friedliebenden Kaiser überlassen konnten, um dasselbe mit gesammelter Kraft anzufallen, wenn etwa ein Imperator mit kühnerem Sinn und größerem Geiste folgen sollte.

395. Unter Marcus Aurelius Antoninus, dem Philosophen, den Antoninus, nach Hadrian's Willen, an Kindes Statt angenommen hatte, und der ihm nun (J. 161) als Imperator folgete, brach wenigstens ein Völker-Sturm los, der an die Gefahr erinnerte, welche einst Cimbern und Teutonen gebracht hatten, und an die Zeiten des Krieges: und diesen Völker-Sturm begleiteten schreckliche Naturereignisse und Unglücks-Fälle, Pest, Ueberschwemmungen und Erdbeben, wie wenn die Götter Alles hätten aufschütteln wollen aus der trägen

Rast. Marcus Aurelius scheinet die Gefahr vorausgesehen, und selbst der grossen Kraft seines Geistes in einem solchen Reiche nicht vertrauet zu haben. Er nahm sogleich — und dieser Schritt war sehr folgenreich — seinen Adoptiv-Bruder, L. Verus, zum Mit-Augustus an. Als aber dieser im östlichen Theile des Reiches sich morgenländischen Wollüsten schamlos hingab, und den Krieg gegen die Parther durch Feldherren, zuerst mit großem Glücke, bald zu noch grösserem Verderben führen ließ, kam es nicht nur am Rheine mit den Katten zu Kämpfen, sondern auch die teutschen Völker längs der Donau, in einer großen Verbindung, bis nach Gallien hin, begannen den Krieg wider Rom (J. 167). Dieser Krieg ist von den Römern der Marcomannische genannt; und vielleicht war er ein Markmännischer Krieg in einem höheren Sinn, als sie selbst wußten. Die Geschichte desselben aber ist wenig bekannt: das Schicksal hat gewollt, daß die Betrachtungen, in welchen Marcus Aurelius sich selbst prüfte und die erhabensten Grundsätze, welche die Weisheit der Stoa lehrte, eigenthümlich, schön und liebenswürdig, (aber freilich auch bezeichnend für die Zeit), mitten unter den Gefahren diesrs Krieges darstellte, auf uns kommen sollten, damit dem edlen Imperator die Verehrung aller Guten auf immer gesichert würde; aber des Glanzes kriegerischer Thaten entbehret derselbe, vielleicht zu seiner Ehre, fast gänzlich. Indeß leidet es keinen Zweifel, daß dieser Krieg, oder vielmehr diese Kriege zu den hartnäckigsten und gefährlichsten gehöreten, die Rom je geführet hat. Dieses erhellet aus den so ungewöhnlichen als be-

denklichen Maßregeln, die Marcus Aurelius ergreifen mußte, dieselben zu bestehen; es erhellet aus dem Vordringen der Barbaren bis Aquileja, aus den blutigen Gefechten, deren gedacht wird, endlich aus der ungeheueren Zahl der Gefangenen, welche die Barbaren den Römern zurückgaben, und aus dem Umstande, daß der Imperator diesen Barbaren zugestand, was sie, entweder wirklich wollten, oder doch eigentlich wollen mußten, nämlich Land — in Dacien, Pannonien, Germanien (dem römischen) und selbst in Italien — und Aufnahme unter die — Vertheidiger des Reiches. Also erhielt Marcus Aurelius nur scheinbar die Gränzen; und doch würde er selbst nicht auf diese Weise bestanden sein, wäre ihm nicht gelungen, Teutsche gegen Teutsche zu erkaufen! und doch erlebete selbst der edle Imperator das Ende des immer erneuerten Kampfes nicht! (Er starb zu Sirmium, J. 180; L. Verus war schon im J. 169 gestorben.)

396. So streng Marcus Aurelius gegen sich selbst gewesen war, so nachsichtig war er, vielleicht mehr nach den Grundsätzen, welchen er anhing, als aus Schwäche, gegen Andere. Solche Gesinnung konnte in wenigen Verhältnissen, wenn man das Reich bedenket, vielleicht gut sein; aber sie war es z. B. weder gegen Empörer (wie des Avidius Cassius Anhänger) noch gegen die kaiserliche Familie. Indeß soll es von Marc-Aurel's gerechtem Ruhme nicht abgezogen werden, daß sein Sohn und Nachfolger Commodus, — (war dieser sein Sohn nicht, desto schlimmer!) — den er schon zu seinem Mit-

Augustus angenommen hatte, ein so unwürdiger, verdorbener, abscheulicher Mensch war, daß er sich nicht beklagen darf, wenn man ihn zu den Nichtswürdigsten der Imperatoren stellet; aber die Römer zeigeten darin ihren Geist und ihre Art aufs Klareste, daß sie, nach Trajan, Antonin und Marc-Aurel, zwölf Jahre lang einem solchen schamlosen, lüderlichen und unsinnigen Menschen ruhig gehorcheten. Diese sittliche Abgestumpftheit bei den Meisten, diese wehrlose Trägheit bei den Uebrigen, erregen Widerwillen, Kummer und Entsetzen. Commodus aber eilete, seines Vaters Warnung nicht achtend, von den Barbaren den Frieden zu erkaufen, voll Sehnsucht nach Rom's Lust und Wollüsten. Wenn er sich, sei es wegen dieses schmählichen Friedens, sei es wegen kleiner Vortheile auf anderen Puncten, den Größten unter den Besiegern Germaniens nannte, so mag „dem römischen Hercules" dieser Beiname neben anderen Lächerlichkeiten gegönnet werden. Im Uebrigen ist in seiner s. g. Regierung — die er meist Anderen, und nicht ohne Gefahr für dieselben, überließ, während er sich selbst einem schandbaren Leben ganz hingab — Nichts zu finden, was die menschliche Seele erfreuen könnte. So konnte sich das Glück, welches Rom seit Nerva's Zeit genossen hatte, unglückselig und schmachvoll endigen: denn es war nicht hervorgegangen aus Tugend und volksthümlicher Kraft, sonden es hatte am Zufalle gehangen, nämlich an dem guten Willen der Herren.

Siebentes Capitel.

Von Pertinax bis Alexander Severus.

397. Nach und nach rückte die Auflösung näher. Der Soldaten-Unfug kehrete wieder. Die Zeit ward finster; ihre Geschichte ist lückenvoll und unwürdig. Widersprechende Erscheinungen ermüden die Seele. Kein Haus herrschete sicher, sondern ein unstätes Glück, kühne Verwegenheit, und Gunst oder Muthwille der Soldaten machten die Imperatoren und stürzeten sie in den Tod. Darum konnte Jeder die Hoffnung zur höchsten Gewalt fassen, und darum war nirgends Ruhe. Der menschlichen Seele, welcher das Streben nach Uebereinstimmung eingeboren, und welcher deßwegen eine vollendete Schlechtigkeit erträglicher ist, als ein charakterloses Gemisch von Gutem und Bösem, wird nicht einmal die elende Erquickung, eine gründliche und dauernde Tyrannei zu erblicken, sondern sie wird gezerret und abgemattet durch den regellosen Wechsel von gemeiner Verruchtheit und wohlmeinender Ohnmacht. Und doch ist in diesem Wechsel ein beständiges Einerlei von Mord und Krieg, welches ihn noch widerlicher macht. — Nachdem Commodus von einer gefährdeten Partei an seinem Hof erdrosselt war (J. 192), wurde der alte, verständige P. Helvius Pertinax als Imperator aufgestellet. Aber wie hätte sein Sinn für Ordnung und Zucht den Leibwachen, welchen selbst die vortrefflichsten Imperatoren geschmeichelt hatten, die aber unter Commodus gänzlich verdorben und zu jeder Ausschweifung verführet waren, gefallen

können! Also machten sie ihn nach drei Monden todt (J. 193). Die Art, wie hierauf der armselige Didius Julianus von den frechen und höhnischen Leibwachen — 16000 war die Zahl — die Imperator-Würde erhielt, nämlich meistbietend, möchte auf der Bühne lächerlich sein, im wirklichen Leben aber waren Ursachen und Wirkungen dieses Auftrittes so ernsthaft, daß die Seele keiner anderen Empfindung zugänglich bleiben kann, als dem strengsten Ernst und dem wehmüthigsten Unwillen. Denn bei der Eifersucht der Legionen auf die müßigen Leibwachen mußten diese Auftritte folgenreiche Gegen-Wirkungen aufrufen. Also ist nicht zu verwundern, daß von drei Heeren zugleich, in Britannien, Syrien und an der Donau, drei Imperatoren aufgestellet wurden, um den von verweichlichten Leibwachen erkohrenen Weichling zu vernichten. Nach fürchterlichen Verwirrungen aber und blutigen Schlachten behielt L. Septimius Severus, sowohl über Didius, der nach zwei Monden hingerichtet ward, als über Pescennius Niger und Albinus, die ihm gegenübergestellet waren, und die er erst nach vier Jahren bezwang, einen völligen Sieg.

398. L. Septimius Severus — (aus Afrika, aus Karthago's Gebiet!) — war ausgezeichnet durch die schönsten Eigenschaften eines Soldaten. Er war mäßig, streng, für Zucht und Ordnung, sparsam, tapfer, thätig, und kriegskundig; in seinen Feldzügen, die er in allen Welttheilen machte, zuerst wider seine Gegner, dann gegen die Parther, endlich gegen die Kaledonier, muß man ihn bewundern. Daß er einen wesentlichen

Antheil an dem Verfalle Rom's gehabt habe, wie von ihm behauptet worden ist, das ist nur sehr einseitig wahr: der Verfall kam aus dem Volk, und war nicht mehr aufzuhalten. Gewiß mag sein, daß durch seine Härte Viele von den Anhängern seiner Gegner zu den Feinden des römischen Reiches, namentlich zu den Parthern, geflohen seien: aber höchstens können diese beschleuniget haben, was auch ohne diesen Uebertritt geschehen sein würde. So mag er auch grausam gewesen sein, aber seine Grausamkeit war nicht ohne Plan, und es dürfte sich kaum beweisen lassen, daß er hinaus gegangen wäre über das, was seine Erhaltung forderte, und die allgemeine Ruhe. Hin und wieder jedoch hat er sich vergriffen, z. B. in seinem Verfahren gegen Byzanz und in seinem Verhalten gegen Plautianus. Die Vernachlässigung und Entwürdigung des Senates hingegen war verdienet und für Rom's Geschick unbedeutend. Das Bedeutendste von Allem, was er that, war, daß er den Sold der Soldaten erhöhete, und mit den Leibwachen, in Zahl und Art, Veränderungen vornahm, die nicht ohne große Folgen sein konnten. Aber auf wen war noch zu rechnen, als auf die Soldaten? und dann, war bei dieser sittlichen Verdorbenheit nicht Alles einerlei? — Im Uebrigen scheinet die Ruhe der Teutschen während dieser Herrschaft abermals zu beweisen, daß sie gut unterrichtet waren über Rom und ihre Herrscher.

399. Nachdem aber Severus gestorben war (J. 211) im bitteren Gram über die Schändlichkeit seines eigenen Sohnes Bassianus, der besser mit dem Spottnamen

Caracalla, als mit dem ehrwürdigen Namen M. Aurelius Antoninus, den er geschändet hat, bezeichnet wird, kam dieser Caracalla durch die Ermordung seines allgeliebten Bruders, Geta, die er in den Armen der gemeinschaftlichen Mutter verübte, allein zu der Gewalt, welche er, nach dem Willen des Vaters, mit Geta hätte theilen sollen. Hierauf herrschete Caracalla mit einer so wilden oder verwilderten Kraft, und mit so fürchterlicher Verrücktheit, daß schon Dio Cassius den Glauben hegete — der übrigens eben so merkwürdig für Den ist, welcher ihn hatte, als für Den, welchen er galt, — daß er durch teutsche Zaubergesänge zum Wahnsinne gebracht sei. Ihn aber verfolgeten die Schatten des Vaters und Bruders und Aller, die diesem zugethan gewesen waren; ihn verfolgete die Gestalt der geschändeten Mutter. So ward er von Gräueln zu Gräueln getrieben, und wurde dadurch so gräßlich, daß er nicht, wie die Caligula's oder Nerone, seine Wuth auf Rom und ihre Großen beschränkete, sondern daß er auch — in Gang und Haltung ein zweiter Alexander — in den Provinzen umher zog, und Alles mit Raub, Büberei und schrecklichem Morde füllete. Zwar gab er Allen in den Provinzen das Bürger-Recht, aber nicht, um Freiheit und Bürgersinn zu verbreiten, sondern nur um Geld zu gewinnen. Bei aller Verrücktheit nämlich behielt Caracalla die Lehre seines Vaters, die Soldaten auf jede Weise zu begünstigen, in gutem Gedächtniß, und übete sie, nicht wie Jener, sondern auf seine tolle Weise. Vor Allem suchte er aus Teutschen seine Leibwache zu bilden. Ueberhaupt suchte er die Teutschen nicht nur

zur Ruhe zu kaufen, sondern er suchte auch, verrätherisch, in ihnen furchtbare Rächer eines gewaltsamen Todes aufzustellen, den man etwa in Rom an ihm verüben möchte. Hierzu und zu seinen Spielen und anderen Verschwendungen bedurfte er vieles Geldes. Im Uebrigen waren seine Verhältnisse zu den Teutschen seltsam wechselnd; und die Beinamen Germanicus und Alemannicus wurden eben so treulos und schändlich erworben, als der Beiname Parthicus.

400. Die Ermordung Caracalla's (J. 217) wurde wirklich von Teutschen gerächt, aber doch nicht in Seinem Sinne. Hierauf fanden seine Nachfolger M. Opilius Severus Macrinus und dessen Sohn und Mit-Augustus, der schöne Knabe Diadumenus, nach einer so kurzen als unbedeutenden Herrschaft, wenn gleich unter löblichen Entschlüssen, einen gewaltsamen Tod (J. 218), ohne nach Rom gekommen zu sein; denn Caracalla hatte die Liebe der Soldaten zu sehr verdient, als daß sie nicht einen Knaben, dessen Mutter schamlos die Schande auf sich lud, ihn für den Sohn desselben auszugeben, mit der Imperator-Würde hätten bekleiden sollen. Dieser vierzehnjährige Knabe hieß Bassianus, mit dem Beinamen Heliogabalus, und war Priester der Sonne zu Emesa. Aber von diesem jungen Scheusale läßt sich nicht reden. Unserer keuschen Sprache fehlt es an Worten, die ekelhafte Entsittlichung in allen Verhältnissen, und das schamlos verworfene Leben desselben zu bezeichnen. Was sie etwa ausdrücken könnte, dagegen sträubet sich das Gefühl der Menschheit mit unüber-

windlichem Widerwillen, und nur Ein Wunsch beweget die Brust, daß es möglich sein möchte, solche schmutzige Raserei auszutilgen aus den Blättern der Geschichte. Aber welche Gedanken soll man fassen über das Morgenland wegen der Erziehung eines solchen Sohnes! welche über Rom über die Aufnahme des Unholdes mit seinem Aberglauben und seiner scheuslichen Narrheit! und welches war die Ursache eines solchen Verfalles der menschlichen Natur! Der Senat jedoch und das Volk würden wahrscheinlich jede Schande, jede Grausamkeit, jeden Hohn des Heliogabalus länger geduldig ertragen haben, wenn nicht der Leibwache dieses Leben entweder zu verächtlich oder zu bedenklich vorgekommen wäre. Also wurde Heliogabalus erschlagen (J. 222) und sein Vetter, M. Aur. Alexander Severus, den er zuerst erhoben, dem er aber bald nach dem Leben getrachtet hatte, ward als Imperator Augustus begrüßet. Dieser Alexander war ein edler Jüngling, den eine feine Bildung, milder Sinn, und viele heitere Tugenden ziereten und viele schöne Eigenschaften auszeichneten. Aber wenn unter ihm der die erfahrensten, durch das Studium des Rechtes und der Geschichte gebildeten Männer, wie Ulpianus und Dio Cassius, um sich versammelte, und dem Verstande seiner Mutter, Mammäa, bescheiden folgete, — wenn unter ihm auch den Römern einige Erholung zu Theil wurde: so zeigete sich doch abermals in seiner vierzehnjährigen Regierung, daß ein sittlich aufgelösetes Gemeinwesen nicht durch einen wohlgesinnten Herrn gerettet werden kann. Der Verfall ging fort. Aber nicht unmerkwürdig ist, daß, während die Zertrümmerung

der parthischen Herrschaft und die Gründung der neuen persischen unter den Sassaniden (J. 227) in Asien schwere Kämpfe veranlaßten, auch teutsche Völker über den Rhein und die Donau in das Reich einbrachen. Daß diese Angriffe zusammenhingen, leidet keinen Zweifel. Aber die Geschichte verlieret sich mehr und mehr: die Forschung ist flach und elend, weil die Ereignisse keine Theilnahme erregten und die Wahrheit gefährlich war; die Darstellung ist schwülstig und verschrumpft und unnatürlich, wie das Leben, aus welchem sie hervorging und welches sich in ihr spiegelt. Die morgenländischen Kämpfe mögen indeß hart gewesen sein, theils weil sie von den Persern mit der Kraft einer neugegründeten Herrschaft geführet wurden, theils weil sie in den asiatischen Völkern alte große Erinnerungen aufriefen. An Siege der Römer ist kaum zu glauben. In dem Kriege gegen die Teutschen aber ward Alexander von seinen eigenen Truppen, denen seine strenge Zucht nicht gefiel, bei Mainz, erschlagen (J. 235).

Achtes Capitel.

Von Maximinus bis Carus und seine Söhne.

401. Maximinus (C. Jul. Verus), Alexander's Nachfolger, war ein Teutscher. Dieser Umstand ist hinreichend, um mißtrauisch gegen Alles zu machen, was zu seinem Nachtheile von Römern gesaget worden ist. An seiner hohen gothischen Gestalt konnte das kleine Geschlecht nur mit Angst hinaufsehen; und vor seiner Stärke

im Thun wie im Genießen, in der Leidenschaft wie in der Tugend, mußte dasselbe zittern. Hierzu kam der Haß gegen den Barbaren, der Dünkel, die Hoffart. Das ist auch keinesweges zu bezweifeln: Maximinus war roh und hart und grausam, wenn man ihn mit Alexander's Feinheit und Milde verglich; aber es ist eben so wenig zu bezweifeln: Maximin hatte sich vom Hirten zum Imperator durch Tugend und Verdienst hinaufgearbeitet; Laster, die Rom verächtlich machten, sind ihm nicht vorzuwerfen; seine Gerechtigkeit hat man anerkannt; und wenn seine Herrschaft wirklich grausam geworden ist, so mag billig die Verachtung, welche der Teutsche gegen die Römer fühlen mußte, und die Gefährlichkeit seiner Lage als Fremdling, welche ihm durch entdeckte Verschwörungen klar ward, in Anschlag gebracht werden. Aber weder der kühne Muth, mit welchem er Gallien sicherte (J. 236), noch die große Kriegs-Kunde, die er an der unteren Donau (J. 237) zeigete, konnten ihm die verwilderten und ergrimmeten Römer gewinnen. Zwar gingen die beiden Gordiane, Vater und Sohn, die in Afrika als Imperatoren ausgerufen wurden, bald zu Grunde; aber der Senat hatte durch die Anerkennung derselben zu sehr die Rache Maximin's („der unglückseligen Bestie") zu fürchten, als daß er nicht zu seiner Sicherheit Vorkehrungen hätte treffen sollen. Also wurden Maximus Pupienus und Clodius Balbinus zu Augusten ernannt. Maximinus ging unter (J. 238), aber nicht unehrenvoll, weil die Veranlassung zu seiner Ermordung durch seine edlere Gesinnung herbeigeführet war. Pupienus und Balbinus gingen auch unter, aber

auf eine gemeine Weise, weniger, weil die Leibwachen keinen Imperator ertragen wollten, welchen der Senat erwählet hatte, als weil sie den teutschen Truppen den Vorzug nicht gönneten, welchen ihre Treue ihnen erworben hatte.

402. Nun aber, was läßt sich — bei der Dunkelheit und Verwirrung der Geschichte dieser Zeit — von M. Ant. Gordianus sagen, den man zum Augustus machte, weil er gerade, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bei der Hand war! Seine Jugend und Schönheit, seine feinen Sitten und sein guter Wille vermochten eben so wenig über das entwürdigte Geschlecht, als die treue Unterstützung, die sein Schwiegervater leistete, und die Kämpfe, die er gegen viele Völker, welche losbrachen aus Rache oder Freude, da sie den gewaltigen Maximinus nicht mehr gegen sich über sahen, siegreich bestanden haben soll. Was läßt sich sagen von seinem Mörder und Nachfolger, M. Julius Philippus (J. 244)! Wunderlich genug ist es, daß ein Araber die Gründung Rom's feierte, nachdem sie tausend Jahre bestanden haben sollte (J. 248). Im Uebrigen aber ist Alles ungewiß und ohne Eigenthümlichkeit, ein planloser Wechsel von Grausamkeit, Empörung, Krieg und Tod. Aber unter des Trajanus Decius kurzer Herrschaft (J. 249 — 251) ein neues Verhältniß! Er scheinet ein Teutscher gewesen zu sein; die Imperator-Würde war ihm aufgedrungen. Was er im Reich änderte, das verdienet kaum eine Beachtung; Das aber war das Wichtigste, daß unter ihm die Gothen über die Donau in das rö-

mische Reich eindrangen. Ueberhaupt vereinigten sich die vereinzelten Kräfte der Teutschen, die fortfuhren, in ihrer jugendlichen Frische dem Licht und der Bildung zuzustreben, in demselben Maß, in welchem das römische Reich abstarb, sich auflösete und durch Unordnung, Zügellosigkeit, Verwilderung und Unfug aller Art aus den alten Fugen wich. Nur durch diese Vergleichung erreget die Geschichte dieser Zeit, wenn nicht allein, doch am Meisten, Theilnahme. Die Schlacht aber, welche Decius gegen die Gothen (J. 250) auf dem rechten Ufer der Donau, mit seinem Leben, verlor, war von höchster Wichtigkeit, vielleicht nicht sowohl an sich selbst, als weil sie die Teutschen zu dem großen Gefühl ihrer Ueberlegenheit brachte, und den Römern den klaren Beweis ihrer Schwäche gab. C. Trebonianus Gallus, welchen das römische Heer zum Augustus ausrief, erhielt zwar einen Frieden; aber dieser „ewige Friede", der nur unter schmählichen Bedingungen, der nur mit wirklicher Zinsbarkeit erkaufet werden konnte, vermochte weder dem Reiche lange Ruhe, noch dem Imperator eine dauernde Herrschaft zu sichern. Er fiel bald mit seinem Sohne (J. 253) vor Aemilius Aemilianus, welcher unter weniger ungünstigen Vorbedeutungen an seine Stelle trat. In Valerianus erstand ihm zwar ein Rächer; aber auch dieser erfüllete dem Reiche keinesweges die Hoffnungen, die man auf seine Jahre und auf seine Tugenden bauen zu dürfen geglaubt hatte. Indeß ist nicht zu leugnen, daß der Andrang der Barbaren zu heftig war, als daß er mit der Art des Alters hätte auskommen mögen; und wenn er gefeh-

let hat, so hat er mit dem Unglücke harter Gefangenschaft bei den ergrimmten Persern schwer gebüßet. (J. 260)

403. Wenn man die Zeiten bedenkt, und, wie billig, die Verhältnisse erwägt, in welche die Männer gestellet wurden, die dazu bestimmet waren, in der Entwickelung des Lebens vorauf zu stehen: so muß das Urtheil über Menschen und Thaten jetzt ganz anders ausfallen, als vor zwei oder drei hundert Jahren. Es ist schwer, sich zu überzeugen, daß auch der beßte Wille und die reinste Tugend der Imperatoren Etwas Dauerndes zu bewirken vermocht hätte. Eine schreckliche Nothwendigkeit riß Gute und Schlechte dahin. Aber der Mensch ist geneigt, auch Denen Schuld beizumessen, welche, von dieser Nothwendigkeit umstrickt, unglückselig folgeten, weil er, Früheres und Späteres nicht trennend, das Leben bestimmet haben will durch freien menschlichen Willen. Und doch ist kaum möglich, für Rom etwas Anderes zu wünschen, als einen steten Fortgang des Verfalles. — Diese Betrachtungen mögen, wie Vielen, so auch dem Sohn und Nachfolger Valerian's, P. Licinius Gallienus, um so mehr zu Gute kommen, je ungewisser Das ist, was von ihm erzählet wird. Denn diese seltsame Vermischung von Tugend und Laster, von Milde und Grausamkeit, von Thätigkeit und Trägheit, die bei ihm Statt gefunden haben soll, ist kaum begreiflich. Aber begreiflich ist wohl, wie, bei dem gefährlichen Andringen so vieler fremden Völker, deren Zahl, Art und Fahrten Keiner zu über-

sehen vermag, die Anführer der Truppen in den Provinzen hier und dort gezwungen werden konnten, als unbeschränkte Herren, mit Annahme des Imperator-Titels, zu gebieten; wie durch sie Andere, in geringerer Noth, zu gleichen Versuchen gereizet werden mochten; wie hierüber das Reich sich in eine Menge Herrschaften aufzulösen schien, und wie gerade Dieses Veranlassung gegeben haben kann, den Gallienus, welcher Herr des Ganzen sein sollte, so zweideutig-abscheulich zu bilden, als er in der Geschichte erscheinet. Aber mußte er auch nicht, unter den „dreißig Tyrannen" wüthen? Und sollte man ihm nicht seine heiße Liebe zu einer (merkwürdig!) teutschen Frau, über welche er sich vergessen zu haben scheinet, zu hoch angerechnet haben? und den Umstand, daß er römische Staats-Würden, freilich wohl gezwungen, an Barbaren gab, während Griechenland und Italien geplündert wurden? Das Elend indeß, der Jammer und die Gräuel, welche die Empörungen und Bürger-Kriege begleiteten, waren gränzenlos und ungeheuer, und wurden zum Theile durch Gallien's unstete Art herbeigeführet. — Nicht ohne Tücke jedoch überwand Aureolus den Gallienus (J. 267), und er selbst wurde des Gelingens seines Planes so wenig froh, als der größte Theil „der dreißig Tyrannen" Etwas Dauerndes erreichte. M. Aurel. Claudius, den Gallienus sterbend als den Beßten zum Imperator empfohlen hatte, scheinet wirklich große Tugenden gehabt zu haben, wiewohl gleichzeitige und spätere Verhältnisse ihm zum Vortheile gewesen sein dürften. Seine Siege über die Gothen lassen manchem Zweifel Raum. Auf keinen Fall wurde mehr als augen-

blickliche Linderung in harter Bedrängniß gewonnen; und überhaupt war des Claudius' Herrschaft von zu kurzer Dauer, als daß die Größe seiner Seele dem Reiche hätte zu Gute kommen mögen.

404. Höchst ergreifend aber sind die Ereignisse unter des L. Domitius Aurelianus fünfjähriger Herrschaft, (J. 270 — 275), eben so ausgezeichnet durch That und Geist, als durch Noth und Glück. Nicht ohne hohe Theilnahme folget man ihm von Westen nach Osten, von der höchsten Gefahr zum glänzendsten Triumphe, seine Kraft bewundernd und seine Einsicht; und je fester man von der Zertrümmerung des römischen Reiches überzeuget ist, desto inniger wird die Stimmung, mit welcher man die ungewisse Geschichte betrachtet. Daß er damit begann, den Gothen Dacien zu überlassen, war weise; ohne diese Beschränkung hätte er die schweren Kämpfe in Italien gegen die Alemannen zur Rettung Rom's gewiß nicht bestehen können. Er würde nicht im Stande gewesen sein, die Zenobia zu besiegen, deren Gemahl Odenathus unter Gallienus in dem alten wunderbaren Palmyra (67) ein Reich gestiftet hatte, welches die hohe Frau, nach seinem Tode, mit erstaunenswerthem Erfolg erhielt und mehrte, und welches eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Zenobia's Unglück würde noch mehr ergreifen, wenn es sich nicht in dem Untergange Palmyra's verlöre. Eben so wenig endlich würde Aurelian den westlichen Theil des Reiches wieder gewonnen haben, obgleich hier sein Ruhm vor des Tetricus Schande kaum aufrecht stehen möchte. Solche

Erfahrungen mußten übrigens wohl zur Befestigung Rom's führen, und solche Thaten konnten es rechtfertigen, daß der Imperator mit der Krone erschien. Aber „der Wiederhersteller des Reiches" entging doch nicht einem gewaltsamen Tode. — An dem alten M. Claudius Tacitus (J. 275) ist nur der Name, der so große Gedanken aufruft, und den er, zu seinem Ruhme, zu ehren suchte, merkwürdig, und die Art, wie er zu seiner sechsmonatlichen Herrschaft kam. — Auch Florianus, des Tacitus Bruder, fand bald, nach zwei Monden, seinen Untergang. — Hierauf aber erhielt das Reich in M. Aurelius Probus einen Herrn (J. 276 — 282), der durch Tugend und Sitte, durch Größe des Geistes und durch Hoheit der Gesinnung, durch Kühnheit in Entwürfen und durch Weisheit in der Ausführung so hoch hervorraget, daß man nicht begreifen würde, wie solche Zeiten einen solchen Mann zu erzeugen vermocht haben, wenn man nicht annehmen mag, daß er ein Teutscher gewesen sei. In jedem Falle war er ein Sohn der Natur, fern von Rom's Lastern und Sünden geboren. Seine großen Kriegs-Thaten (zumal gegen Teutsche) erweckten in seiner edlen Seele nur den Wunsch nach Frieden, in dessen Schoß er so gern ländliche Arbeit verrichtete oder begünstigte. Wegen dieses Sinnes verdankt ihm auch Teutschlands Anbau Manches. Aber Er selbst beschleunigte hierdurch seine Ermordung, und die Römer hatten vergeblich noch einmal an eine Weltherrschaft zu glauben angefangen, und an einen ewigen Frieden. — Unter M. Aurelius Carus hingegen und seinen Söhnen, Carinus und Numerianus, fing die alte

Verwirrung wieder an, welche freilich zum Theile durch des Probus' große Maßregeln befördert wurde, und in welcher sie alle drei nach einander zu Grunde gingen, wie verschieden sie auch gewesen sein mögen (J. 282—284).

Neuntes Capitel.

Diocletianus und seine Mit-Herrscher.

405. C. Valerius Diocletianus wurde vom morgenländischen Heer als Imperator ausgerufen (den 17. Sept. 284); Carinus, des Carus Sohn, wurde geschlagen und ermordet. Diocletian aber war ein Illyrer und ein Mann, den Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit auszeichneten. Er erkannte die Gebrechen des Reiches, und suchte denselben nach Möglichkeit abzuhelfen, wenn er gleich in vielen Dingen der Zeit nachgab. Sein Grundsatz, durch Theilung des Reiches unter mehrere Auguste im Inneren die Ordnung zu erhalten, und nach außen die Gränzen zu sichern, für deren Befestigung Probus bewunderungswürdige Arbeiten angefangen oder fortgesetzet hatte, verdienet Aufmerksamkeit und Lob. Zu leugnen ist freilich — erstens — nicht: bei einer solchen Theilung des Reiches, durch welche nur in Ordnung gebracht wurde, was unter Gallienus die Noth wunderlich erzeuget hatte, mußten innerliche Kriege fast unvermeidlich sein; und es ist — zweitens — eben so wenig zu leugnen: Diocletian blieb mit seinen Maßregeln auf halbem Wege stehen, und verhinderte damit selbst ihre Wirksamkeit, indem er bei der Theilung doch

die Einheit des Reiches erhalten wollte. Damit rief er nothwendig die menschlichen Leidenschaften auf; denn wer sollte befehlen, wer gehorchen! Wenn man indeß zuerst die ungeheuere Bewegung der Völker des ganzen kräftigen Nordens, die Keiner zu übersehen, Keiner zu würdigen vermochte, überdenkt, und die gleichzeitigen Angriffe der Völker im Osten des Reiches; wenn man dann die schreckliche Erödung des Reiches nicht vergißt und den Mangel an Menschen für Wehr und Waffe; wenn man sich ferner an die ungleichartigen Theile erinnert, aus welchen der unförmliche Koloß zusammengesetzet war, und welche keinesweges Eine Natur erhalten hatten, wenn gleich die Eigenthümlichkeit eines jeden Theiles zerstöret war; wenn man endlich eingedenk bleibet, welche Vorstellungen man noch in Rom hegete von Reich und Herrschaft, und wer Diocletian war: alsdann wird man ihm gewiß seinen Beifall nicht versagen können. Vielmehr wird dieser Beifall noch vergrößert werden, wenn man die Wahl seiner Mit-Imperatoren, und die verständige Stellung, die sie zu einander und gegen die Feinde nahmen, näher beachtet. Es scheinet, Diocletian habe heitere Tugenden mit kriegerischer Strenge verbinden, und hierdurch die Herrschaft in den verschiedenen Herrschern vollenden wollen. Darum gesellte er zu seiner Milde zuerst den rauhen, aber kriegskundigen Freund, M. Val. Maximianus, welchem der Beiname Herculius so gut seine Bestimmung anwies, wie der Beiname Jovius für ihn selbst zeugete. Nachmals aber stellte er als Cäsar zu sich selbst den harten C. Galerius, während der sanfte Flavius Constantius Chlorus als

Cäsar den Augustus Maximianus erheitern und mildern sollte. Freundschaft und Verschwägerung verband die vier Illyrier, denen der abgefeinte Römer wohl „Humanität", aber keinesweges große Tugenden absprach. Die Theilung des Reiches wurde auf eine solche Weise gemacht, daß man sich gegenseitig wider die furchtbarsten Feinde, die Teutschen, unterstützen zu können hoffte. Für die alte Rom aber war diese Einrichtung ein harter Schlag, nicht etwa, weil das Spiel mit Senat und Volke nun als gänzlich eitel erschien, sondern weil der imperatorische Glanz von ihr wich, und sich zwischen Nikomedien und Mailand, Sirmich und Trier vertheilete. Das war den Wollüstlingen nicht minder ein Jammer als dem hablosen Pöbel. Rom's Erödung begann; in den Provinzen traten neue Verhältnisse ein, der Uebergang zu einer anderen Zeit wurde sichtbar.

406. Die Einrichtung Diocletian's bewährete sich, so lange der Meister über seinem Werke stand. Den Feinden des Reiches wurde gewehret, in harten, mannigfaltigen und gefährlichen Kämpfen, über welche uns aber keine Geschichte belehret, und über welche schwülstige Lobreden gar schlecht unterrichten; in den Provinzen wurden die Feldherren, die sich, nach gewohnter Weise, unabhängig zu machen gestrebet hatten, wieder bezwungen, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeit; endlich wußte Diocletian's vermittelnde Milde die Eintracht der Herrscher zu bewahren. Also sah Rom noch ein Mal — zum letzten Mal (J. 304) — ei-

nem herrlichen Triumphe zu! Aber bald änderte sich Alles. Diocletian legte die Würde nieder (J. 305), welche er zwanzig Jahre mit Ruhm und Ehre getragen hatte. Diesem großen Beispiele folgte sein Freund Maximian; aber es gereuete ihn bald die That, und er streckte zu seinem Verderben seine Hand abermals nach der abgelegten Krone aus, während Diocletian zu Salona seine Tage in ländlicher Anmuth verlebte. Ihre Schwiegersöhne, die Cäsaren, Galerius und Constantius, nun zu Augusten erkläret, theilten ungleich das Reich. Da erhob sich Zwiespalt aller Art und die menschlichen Leidenschaften trieben zu arger Verwirrung. Constantius starb schnell (J. 306), beklaget von Denen, die er beherrschet hatte; alsdann erhielt das Reich, theils mit des Galerius Willen, theils gegen denselben, sechs Auguste: Galerius, Maximinus, Licinius, (nachdem Severus J. 307 hingerichtet war), Maxentius, Maximianus, (der alte Augustus, des Maxentius Vater) und Constantinus —, die bald die Waffen gegen einander kehreten, die sich bald verbanden, bald trennten, und das Reich mit blutigen Kämpfen und schrecklichen Gräueln erfülleten, bis endlich, nach siebenzehnjähriger Verwirrung, Alle zu Grunde gegangen waren und Einem die Herrschaft blieb (J. 323. Dieser Eine war Constantin, des Constantius Chlorus Sohn, welcher den Beinamen des Großen in dem Sinn, in welchem er herkömmlich gegeben wird, wohl verdienet hat. Es ist schwer, gerecht zu sein gegen diesen Mann; seine Lage, wie seine Art und sein Thun haben es nothwendig gemacht, daß über ihn Urtheile gefället worden sind, welche sich auf's

Grellste entgegenstehen. Gewiß: der Mann, der in so schwierigen Zeiten so kräftig hielt, der die blutigsten Kämpfe wider seine Gegner bestand und doch nie die Gränzen des Reiches zu bewachen vergaß, der in der ärgsten Verwirrung Besonnenheit behielt, der zu den größten Unternehmungen die nöthige Kühnheit in sich fand, und es nicht scheuete, die Mittel anzuwenden, die zum Ziele führen zu können schienen — ein solcher Mann wird alle Zeit Bewunderer finden; aber nie wird das Auge guter Menschen mit Liebe auf ihm ruhen, da er die heilige Treue brach, da er an überwundenen Feinden, die einen ehrlichen Kampf für Freiheit und Vaterland gekämpfet hatten, systematische Grausamkeit übte, und da seine Hände vom Blute des Schwiegervaters, der eigenen Gemalin, des edelen Sohnes und der Verwandten triefen. Vieles, was dem menschlichen Herzen zuwider ist, darf die Geschichte vielleicht auf die Verhältnisse werfen, damit der Mensch dem Menschen befreundeter bleibe: aber Dinge, die nicht in der Nothwendigkeit der Verhältnisse gegründet sind, sollen niemals entschuldiget werden. Indeß, wie man auch über den großen Constantin urtheilen mag: durch zwei kühne Schritte hat er auf den Gang der Weltbegebenheiten einen höchstwichtigen Einfluß gehabt, und darum wird er immer in der Geschichte höchstmerkwürdig bleiben, durch seinen Uebertritt von den alten Göttern Rom's zur christlichen Religion, und durch die Verlegung seiner Residenz aus der weltbeherrschenden Rom nach Byzanz.

Zehntes Capitel.

Constantinus der Große und seine Söhne.

407. Die Religionen des Alterthumes hatten alle die Nothwendigkeit des Unterganges in sich selbst, theils weil sie dem menschlichen Geiste Schranken setzeten, die er bei wachsender Kraft in seinem Streben nach dem Ewigen durchbrechen mußte, theils weil sie von dem Leben und Gedeihen der Völker abhingen, aus deren Eigenthümlichkeit sie eigenthümlich hervorgegangen waren. Aber die Völker waren gefallen, vernichtet, unterworfen, aufgelöset; alle Gränzen waren durchbrochen; alle Eigenthümlichkeit war verwischet, und das Verschiedene war seltsam durch einander geworfen. Seit einer Reihe von Jahrhunderten hatte das Unglück gedauert; die Erde war mit Blut überschwemmet; keine Gräuel mochten gedacht werden, welche man nicht erduldet hatte. Ein Volk, welches kein Volk war, hatte endlich Alles unterworfen, mit List, mit Gewalt, und herrschte ohne Schonung und Menschlichkeit. Umsonst hatte man zu den Göttern geflehet; vergebens hatte man die gewohnten Opfer auf die alten Altäre geleget; man hatte sich hierhin gewandt und dahin, und ohne Erfolg die religiosen Bräuche verändert, vermehret, gehäufet. Auch die Orakel waren verstummet und ihre geheimnißvollen Sprüche ohne Erfüllung geblieben. Ein Geschlecht war nach dem anderen abgestorben; das allgemeine Elend war gewachsen, und hoffnungslos sahen die Edleren in das Leben, dessen Nichtigkeit gemei-

nere Naturen in sinnlichen Genüssen zu vergessen suchten. Aber der menschliche Geist drängte unaufhaltsam nach dem Unendlichen hinauf, aus welchem er ist. Die Tempel standen leer, die Altäre versanken, und Witzlinge verspotteten den abgelebten Glauben: aber die Sehnsucht des Herzens blieb ungemindert. Die Grundsätze der Stoa vermochten weder das Leben zu bessern, noch über das Leben zu erheben; sie konnten nur abstumpfen gegen die Leiden und den Wechsel desselben, und eben deßwegen waren sie höchstens für starke Seelen. Wie groß aber das Bedürfniß der Menschen war, die Begebenheiten der Zeit an eine höhere Lenkung, an das Unendliche und Göttliche zu knüpfen: das beweiset die fast unbegreifliche Leichtgläubigkeit, mit welcher man Leben und Tod selbst der elendesten und nichtswürdigsten Imperatoren mit wunderbaren Ereignissen in Verbindung brachte, wie wenn die ganze Natur die Veränderungen im Leben der Menschen mitgefühlet hätte. — Unter solchen Umständen aber und bei dieser Stimmung kann es so wenig befremden, daß eine Religion, wie Jesus Christus, der Gottgesendete, verkündiget hatte, um die zerschlagene Menschheit aufzurichten und zu trösten, einen immer größeren Eingang fand, als es befremden kann, daß eine so erhabene und schöne Lehre unter den Menschen entstehen konnte. Diese Ansicht war Bedürfniß der Menschheit, und der menschliche Geist hatte sich zu ihr, im Ablaufe der Jahrhunderte, hinaufgerungen und hinaufgekämpfet (375). Wie aber hätte nicht eine Religion sich allgemein verbreiten sollen, die nicht nur frei war von den Schran-

ken der alten Religionen, sondern auch erhaben über die Trennung der Völker; die nicht nur allgemeine Liebe und Erbarmung verkündigte und zu Einem Gotte führete, welcher aller Menschen gemeinsamer Vater ist, sondern die auch die Leiden dieses Lebens mit den Vergeltungen eines höheren in Verbindung setzte, und die Gegenwart der Erde auflösete in eine Zukunft des Himmels; die nicht nur, in ihren Grundlehren, den höchsten Forderungen des Verstandes genug that, sondern auch das Gemüth mit der Menschheit heiligsten Gefühlen füllete, während die Einbildungskraft wundersam gereizet ward! Das Christenthum erfüllte in der That alle Bedürfnisse des Menschen; und es ist nicht zu verwundern, daß dasselbe in dem Ablaufe von drei Jahrhunderten, mit Hülfe der allgemein verbreiteten griechischen Sprache, unter den alten Völkern allgemein verbreitet wurde, daß keine menschliche Gewalt es aufzuhalten vermochte, daß es freudige Märtyrer erzeugte, und seltsame Selbstquäler hervorbrachte, die schwach an Geist und mit starker Seele, um der Güter des Himmels willen, die Leiden der Erde, so viel als möglich, erschöpfen wollten! — Was aber Constantin den Großen bewogen haben mag, eine Religion zu begünstigen, welche früher so heftig verfolget war, ob Politik oder Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, ist kaum zu sagen. Das aber läßt sich behaupten, für seine politischen Zwecke wurde es sehr wichtig, daß er den Bekennern des Christenthumes Ruhe und Sicherheit und Unterstützung gewährte, und daß er neben dem römischen Adler das Zeichen des Heilandes aufstellete. Denn hierdurch gewann er nicht nur

eine große Partei in allen Provinzen des Reiches, und in den Heeren seiner Gegner, sondern auch mit einigen Feinden des Reiches, und namentlich mit den Gothen, kam er in mildere Verhältnisse. Wenn aber Constantin geglaubt hat, er würde durch die christliche Religion dem alten mürben Leibe des Reiches eine neue Seele geben können: so hat er sich hierin eben so schwer geirret, als er sich irrete, da er die verschiedenen Meinungen der Theologen vereinigen zu können meinte, oder ihren Streit durch Entscheidung zu endigen. Denn wenn man auch von dem Zustande des Reiches hinwegsiehet: so ist zu solcher Wirkung das Christenthum, gerade durch seine Erhabenheit, wohl nicht geeignet. —

408. Die Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz (J. 330) hing mit dem Uebertritte Constantins zur christlichen Religion gewiß nur entfernt zusammen; sie hatte vielmehr wichtige politische Gründe. Die folgende Zeit hat diese Wahl auf's Glänzendste gerechtfertiget, und Constantin hat durch sie eine schöne Klarheit seines Blickes bewähret. Die Herrschaft konnte, wenn man zuerst auf das Innere des Reiches siehet, in der großen, verwilderten Rom, die noch so manche Formen alter Freiheit hatte, welche an die Zeiten der Größe und des Ruhmes mahneten, nicht wohl befestiget werden; aus Byzanz aber, die durch ihre Lage so viele Annehmlichkeiten und Vortheile des Lebens versprach, ließ sich eine neue Rom bilden, welche der Vollendung jener Herrschaft nicht entgegen war. Die-

ser Zweck ist indeß nur halb erreichet. Siehet man hingegen auf die Verhältnisse des Reiches zum Auslande: so war es gewiß unmöglich, noch lange überall die Gränzen zu vertheidigen und zu bewahren; aber für einen Imperator, der jeder Gefahr so nahe als möglich sein wollte, konnte wohl kein schicklicherer Aufenthalt gefunden werden, als zu Byzanz. Den gefährlichsten Feinden — den Gothen — war er am Nächsten; die Beschränkung dieser Feinde auf das schwarze Meer war von der größten Wichtigkeit für das ganze Reich: schwerlich hätte ihnen mehr Abbruch gethan werden können, als dadurch, daß man ihnen die Fahrt ins mittelländische Meer versperrte; und wenn endlich die Erhaltung der Hauptstadt in großen Herrschaften höchst nothwendig ist: so gab es im ganzen römischen Reiche wohl kaum eine andere schickliche Stadt, welche dem Imperator größere Sicherheit gewähret hätte. Indem aber Constantin durch die Umbauung und Ausschmükkung seiner neuen Residenz mit der Pracht, an welche die Herren der Welt gewöhnet waren, den Forderungen der Politik zu genügen und seinem Namen ein dauerndes Denkmal zu errichten glauben mochte, diente er, im Zusammenhange des Lebens, dem aufstrebenden Geiste der Menschheit auf eine eigene Weise; denn in Constantinopel konnte sich für spätere Geschlechter noch durch Jahrhunderte hindurch viel Großes und Schönes aus der reichen Zeit des Alterthumes erhalten, welches in der alten Roma unbeachtet untergegangen sein würde. — Ferner war die neue Eintheilung des Reiches in Präfecturen und Diöcesen sehr verständig, und, wenn irgend ein

neuer Geist in die Menschen kommen sollte, nothwendig. Die Trennung der Gewalten verdienet gleichfalls Lob; die neuen Titel sind, wie die ganze Einrichtung des Hofes, nicht unmerkwürdig für die Zeit; abscheulich aber und vernichtend war das neue Steuersystem der Indictionen. Ueber den Zustand des Reiches, über die Lage der Regierung und über die Ansichten Derer, welche die Gewalt in der Hand hatten, giebt es keinen schrecklicheren Beweis, als dieses System!

409. Nach Constantin's Tode (J. 337) kehrete die alte Verworrenheit sogleich zurück, wiewohl sie in einer etwas veränderten Gestalt oder Ungestalt erschien. Wenn er, als er sein Reich unter seine Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, und unter seine Neffen, die Cäsaren Dalmatius und Hannibalianus, vertheilete, wirklich an die Fortdauer der Einigkeit unter den Herrschern und der Einheit des Reiches hat glauben können: so gehöret dieses zu seinen anderen Täuschungen, und scheinet zu beweisen, daß er seiner Söhne Natur, Gesinnung und Laster nicht gekannt habe. Im Wahnsinne der Leidenschaft vernichtete sich das Haus Constantin's selbst blutig und grausam. In einem (künstlichen) Soldaten-Aufruhre starben die Cäsaren und andere Glieder des kaiserlichen Hauses einen schnöden Tod; im Bruder-Kriege fand Constantin, der älteste der Brüder, seinen Untergang (J. 340). Gegen seinen unwürdigen Besieger Constans aber erhob sich bald in Gallien als furchtbarer Rächer, Magnentius, der, an der Spitze des Heeres, durch die Liederlichkeit, das Unvermögen

können. Der Umstand, daß er das Christenthum verließ, und sich zu den alten Göttern wandte, hat ihn, wie Constantin, dem Haß ausgesetzet und der Vorliebe; aber der Haß gegen ihn mußte die Liebe für ihn überwiegen, weil er sich für die untergehende Partei erklärete. Was ihn eigentlich bestimmet hat zu diesem großen Schritte, das ist allerdings eine Frage, deren Entscheidung Keiner leicht befriedigend geben dürfte. Es scheinet aber, daß derselbe mehr in Verzweifelung über die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß gethan sei, als aus klarer Ueberzeugung von dem Vorzuge des Heidenthumes vor der christlichen Religion. Julian war gewiß ein Mann, welchen große Eigenschaften auszeichneten; aber in seinem innersten Gemüthe stand er weder über noch außer seiner Zeit. Eben so zweifelhaft und trübe als das Licht ist, in welchem er in der Geschichte erscheinet, dürfte seine Seele über religiose Dinge gewesen sein. Sein persönliches Verhältniß aber gegen das nahverwandte Kaiser-Haus, welches sich mit dem Blute der Seinigen so schrecklich beflecket hatte, und sein gefährlicher Stand gegen den Imperator Augustus, brachten ihn zur Entscheidung. Er würde Christ geworden sein, wenn Constantius ein Heide gewesen wäre. Aber ein Mann von solchem Geiste, solchem Sinn und solcher Gelehrsamkeit, wie Julian, konnte sich dergleichen Beweggründe nicht gestehen; und brauchte er denn zur Rechtfertigung seines Entschlusses für sich und die Welt Etwas Anderes, als eine Vergleichung der schönen Vorzeit, die er in der Einsamkeit des Unglückes kennen gelernet hatte, mit ihren alten Göttern von Rom und

Griechenland, mit ihren großen Männern, mit ihren Werken der Kunst und Wissenschaften, der Tugend und That, mit ihrem ganzen Glanz und ihrer ganzen Herrlichkeit, und dieser Gegenwart, in welcher man zu dem Gekreuzigten betete, mit ihrem Verfall, ihrem theologischen Gezänk, ihrem Marterthum, ihrem Mönchs-Wesen, ihrem Elend und ihrem Jammer! Aber das Herz ist mächtiger, als der Verstand; und der Augenblick dränget mit stärkeren Anforderungen hervor, als die Vergangenheit. Darum war der Entschluß, das Heidenthum wieder herzustellen, von dem Gefühle begleitet, daß es sich nicht wieder herstellen ließe; und die Reinigung und die Verbesserungen desselben, zu welchen sich Julian bequemete, zeugen stark gegen sein Verfahren. — Wie sich dieses Alles aber auch verhalten, und wie sehr Julian auf das Mitleid guter Menschen Ansprüche haben mag:- der Gedanke, das Alte herzustellen, ist an sich grundverkehrt, ja er ist an sich selbst böse, in sofern alles Verneinende, alles Aufhalten und Hemmen des Geistes böse ist, und darum konnte er selbst mit dem Witze des Philosophen, mit der Feinheit des Staats-Mannes und mit der Gewalt des Allein-Herrschers nicht ausgeführet werden; vielmehr wurde durch ihn das Christenthum gefördert, das unterdrückt, und das Reich dem Untergange näher gebracht, das gerettet werden sollte. Aber ein günstiges Geschick ersparete dem Julian, weil sein Wille rein sein mochte und weil er manches Vortreffliche that, das Unglück, seine Entwürfe gegen ihn selbst laufen zu sehen. Er fiel bald in einem Kriege gegen die Perser, würdig, aber auf eine zweifelhafte Weise, wie er gelebet hatte (schon im J. 363).

411. Das Heer, mit welchem Julian gekämpfet hatte, befand sich, jenseits des Tigris, in einer schrecklichen Lage, als er es verließ. Da wurde Jovianus als Augustus begrüßet. Die Noth des Heeres hätte den Frieden, welchen dieser tapfere und einsichtsvolle Mann mit den Persern schloß, entschuldigen sollen; dennoch beweiset sein plötzlicher Tod (J. 364), daß ihm sein Glaube (er war ein Christ), seine Abkunft (er war wahrscheinlich ein Teutscher), und jener Friede, der freilich theuer war, verderblich geworden sind. Aber nur unter seinen Landsleuten fanden sich Männer für die höchste Würde. Valentinianus I. wurde Augustus, und nahm seinen Bruder Valens zum Gehülfen an, um demselben die morgenländischen Provinzen anzuvertrauen, während er selbst am Rhein und an der Donau die Abendländer zu schützen unternahm. Denn die Teutschen erhoben sich abermals, nach dem Tode Julian's, und brachen in die Gränzen des Reiches ein, während auch die nördlichen Bewohner der brittischen Inseln sich furchtbar machten und im Inneren des Reiches Gefahren droheten. Valentinian hatte gewiß gute Eigenschaften; seine mannigfaltigen harten Kämpfe bestand er mit Geschick und Glück; aber das Verzweifelte seiner Lage und des Reiches entging ihm nicht, und reizte ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, in welchen er nicht selten die Menschlichkeit vergaß. Valens war schwächer an Geist und Sinn und darum heftiger und grausamer. Die Gefahr, in welche Procopius ihn setzte, und die christlichen Religions-Parteien, die unter einander nicht minder erbittert waren, als gegen Juden und Heiden, scheinen ihn derge-

stalt verwirret zu haben, daß er argwöhnisch und launenhaft nur den Tag nach dem Tage zu gewinnen suchete. Das wichtigste Ereigniß dieser Zeit aber war das Eindringen der Hunnen in Europa (J. 375). Ungeheuere Erschütterungen im Inneren Asiens, die vor langer Zeit Statt gefunden hatten, wurden die Veranlassung zu dieser Begebenheit, die, in dem Zusammenhange des Lebens, durch das Verhältniß der teutschen Völker zu dem römischen Reiche von höchster Wichtigkeit wurde. Valentinian sah noch die Ankunft dieser Horden; aber er starb bald (J. 375) und ihm folgeten seine Söhne, der Jüngling Gratian und das Kind Valentinian II. Valens hingegen erlebete schon einen Theil der Folgen. Gothen, von den Hunnen theils überwunden, theils verdränget, wurden über die Donau gelassen und in das römische Reich aufgenommen. Die Noth der Gothen und die Verödung der römischen Provinzen schienen diese Aufnahme für beide Theile gleich vortheilhaft zu machen. Aber Arglist, Schamlosigkeit und Verrath von Seiten der Römer, gegenüber der reinen Sitte und dem Trotze der Gothen, der auf dem Gefühle der Kraft und dem Bewußtsein gerechter Sache ruhete, erzeugeten bald die verderblichsten Zwiste und Kämpfe, in welchen nicht nur Valens (J. 378) seinen Tod fand, sondern in welchen auch die Gegenden längs der Donau bis vor die Thore von Constantinopel schrecklich verwüstet wurden.

412. Die Freude an der Geschichte dieser Zeit, wenn man anders die unzusammenhängenden Nachrichten, welche wir von derselben haben, Geschichte nennen darf,

liegt in der Betrachtung des frischaufstrebenden Lebens der barbarischen Völker, welches wir hier nicht berücksichtigen können. Das langsame Vermodern des römischen Reiches zu beachten, wird in der That peinlich; es thut weh, den gänzlichen Zusammensturz, der immer hereindrohet, den man als durchaus nothwendig erkennet, verzögert zu sehen; und wenn der Gedanke an die schweren Sünden, welche Rom frevelhaft auf sich geladen hat, dieses allmählige Hinabfaulen begreiflich macht, so wird der Anblick dadurch um Nichts erfreulicher. — Theodosius, ein Spanier von Geburt, verwandt mit dem Hause Trajan's, erhielt in der Noth als Augustus die Morgenländer, obgleich er früher schwer beleidiget war. Dieser beruhigte bald durch Weisheit und Mäßigung die Gothen; und gewann sie durch seine Tugend. Aber in den Abendländern vermochte Gratianus, (der wohl Recht hatte, die teutschen Soldaten vorzuziehen, aber nicht Klugheit und Festigkeit genug, diesen Vorzug auf die rechte Weise zu bewähren), die Ordnung nicht zu erhalten. Er selbst ging zu Grunde, als der Spanier Maximus (J. 382) Britannien verließ, um sich die unglückselige Würde eines Augustus zu erstreiten. Er erhielt sie wirklich; aber als er dem Valentinian auch Italien nicht lassen wollte, unbefriediget durch alle andere Abendländer des Reiches: da zog Theodosius gegen ihn, und brachte ihm einen schmachvollen Tod (J. 387). Valentinianus aber wurde nicht lange nachher (J. 392) meuchlerisch erwürget, als er sich kaum über jugendliche Neigungen und Verkehrtheiten erhoben hatte zu Besonnenheit und Würde. Hierauf bezwang Theodosius Den,

welcher sich an Valentinian's Stelle gesetzt hatte (J. 394). Also wurde er einiger Herr des Reiches, welches unter diesen Händeln auch noch dadurch gelitten hatte, daß die neue Religion mit der alten kämpfete, während Secten-Haß unter den Christen gleichfalls zu blutigen Verfolgungen trieb. Theodosius selbst ließ sich durch die religiösen Verhältnisse zu einem Eifer für die Rechtgläubigkeit gegen Anders-Denkende unter den Christen, wie gegen die Heiden hinreißen, der um so härter wurde, je stärker sein Sinn und seine Art war. Solches Verfahren zu tadeln oder zu loben, ist immer bedenklich; aber, welche Entschuldigung auch der Imperator verdienen mag: das ist gewiß, es wurde viel Unglück durch seinen Eifer über Einzelne gebracht, und die Kraft des Reiches wurde keinesweges gemehret. Im Uebrigen war Theodosius nicht lange Allein-Herrscher; aber vor seinem Tode (J. 395) theilte er sein Reich unter seine beiden, durch Jahre und Geist unmündigen Söhne, Arcadius, der von Constantinopel aus die Morgenländer, und Honorius, der in Rom oder Mailand die Abendländer beherrschen sollte.

Zwölftes Capitel.

Untergang des westlichen Reiches.

413. Nach der Absicht des Theodosius sollte die Theilung des Reiches keinesweges der Einheit desselben schaden; sondern wie Rom schon oft zwei und mehr Imperatoren gehabt hatte, so sollten auch Arcadius und Honorius gemeinschaftlich herrschen, um die barbari-

schen Völker, wo möglich, desto besser von den Gränzen, und das Innere desto mehr in Ordnung zu halten. Aber die Frucht war reif; die Trennung war nothwendig, damit hier ein neues Leben gedeihen und dort eine Trümmer der alten Zeit für dieses neue Leben und in demselben erhalten werden konnte. Also blieb sie, diese Trennung, fort und fort, und dienete dazu, den Untergang des westlichen Reiches zu beschleunigen; die Erinnerung an die Einheit verlor sich keinesweges und trieb noch lange zu Ansprüchen, zu Eifersucht, Feindschaft und Krieg. Wir jedoch verlassen Constantinopel und das Morgenland um so lieber, je fester die Geschichte von beiden mit der Geschichte der Völker zusammenhänget, die nun mit frischer Kraft auftraten, und den Sinn des Lebens weiter entwickelten. Das abendländische Reich aber wurde schon unter dem unglückseligen Honorius (J. 395—423) größten Theiles eine Beute seiner Feinde. Die teutschen Völker geriethen in allgemeine Bewegung. Es mag sein, daß diese Bewegung durch die Feindschaft, welche zwischen den beiden römischen Reichen Statt fand, theils befördert, theils geleitet ward; es mag gleichfalls sein, daß diese Feindschaft durch die Eifersucht, welche die Minister beider Reiche gegen einander trieb, genähret sey: die Teutschen indeß würden auch gewiß ohne solche Aufreizungen die Ansprüche erhoben haben, welche sie in solchen Verbindungen und unter solchen Fürsten geltend zu machen im Stande waren. Eben jene Gothen aber, welche Valens in das Reich aufgenommen hatte, brachten die nächste Gefahr. Zwar gelang es dem kriegskundigen teutschen Manne, Stilico, welcher

dem Honorius als Verweser des Reiches zur Seite stand, Italien eine Zeitlang zu beschützen. Aber er vermochte dieses nur dadurch, daß er die Rhein-Gränze ohne gehörige Vertheidigung ließ und also Gallien und Spanien bloß stellte. In diese Provinzen strömeten daher auch alsobald große Völkerschaaren (J. 407), theils (wie Vandalen, Alanen, Sueven) unaufhaltsam ins Unbestimmte vordringend, wie sich Gelegenheit fand, oder die Beute lockte, theils verständig berechnend, was sich behaupten lassen möchte (so bald Die, welche lange mit den Römern am Rheine gekämpfet hatten, Franken und Alemannen, zu welchen die Burgundionen kamen). Durch diese Züge, Angriffe und Vertheidigungen ward Alles dergestalt zerrüttet und zerrissen, daß nur möglich ist, die Ereignisse im Großen zu übersehen. Und wie schnell fiel die alte Rom, die Besiegerin der Welt, in die Gewalt der Barbaren (J. 409)! und wie wurde sie verachtet und geschändet und wie schmachvoll wurde mit ihr gespielet! Wenn aber Italien noch ein Mal nicht gerettet, sondern verlassen ward, so wurden doch schon teutsche Reiche innerhalb des römischen festgegründet (das Westgothische.)

414. Als Honorius nach einem unwürdigen Leben, wenig ergriffen von der ungeheueren Zeit, in Ravenna starb (J. 423), da erhob sich überall mannigfaltiger Aufruhr. Die Verblendung unter den Römern würde unbegreiflich sein, wenn man sich nicht erinnerte, daß die wirklichen Römer, man möchte sagen, sittlich verweset waren, und daß in Denen, welche in der Verwal-

tung wie im Heer Alles leiteten und bestimmeten, gar wenig Römisches zu finden war. Die unnatürlichsten Verhältnisse waren durch Rom's sündhafte Unterjochungs-Wuth herbei geführet; im Heere wie am Hofe leiteten und handelten Männer, welche an Rom eine heilige Rache zu üben hatten für die Schändlichkeiten, die ihr Vaterland von Rom erlitten. Das Gewebe von List, Verrätherei und Untugend, welches man überall zu erblicken glaubet, ist entsetzlich; vielleicht ist gut für das menschliche Gefühl, daß wir die Geschichte so wenig kennen. — Nicht lange nach des Honorius' Tode erhielt Valentinian III., sein Enkel, als ein Kind von sechs Jahren, die höchste Würde. Mit ihm spieleten Die, welche ihn umgaben; die Leidenschaften, aufgepeitschet durch die Noth, bestimmten Alle; das Mißtrauen, die Verhetzung, die Unnatürlichkeit aller Verhältnisse dauerte fort; aber auch die Angriffe der Teutschen höreten nicht auf. Also geschah, daß unter unsäglichen Verworrenheiten, während der dreißig Jahre, die Valentinian III. den Namen des römischen Augustus führete, nicht nur in Britannien, Spanien und dem größten Theile von Gallien neue germanische Staaten sich bildeten, sondern daß selbst in Afrika, wo einst Karthago geherrschet hatte, ein teutsches Reich entstand. Rom wurde fast ganz auf Italien beschränket. Das größte Ereigniß dieser Zeit aber war der Sturm Attila's, des Königes der Hunnen, gegen das Abendland; die Vereinigung der abendländischen Völker gegen ihn; und die ungeheuere Schlacht in der Catalaunischen Ebene (J. 451), welche die ganze europäische Bildung von der Gefahr rettete, die ihr zu dro-

hen schien. — Der Zug, welchen hierauf der furchtbare Attila im nächsten Jahre gegen Italien unternehmen konnte, weil die alte Feindschaft zwischen Römern und Teutschen die Vernichtung desselben verhindert hatte, behält Etwas Geheimnißvolles: aber ein Glück war es gewiß, nicht bloß für Italien, sondern für die Welt, daß er bewogen wurde, von Ravenna wieder umzukehren, sei es durch des heiligen Leo Wort und Geschenk, sei es durch andere Gründe, und daß er bald nachher plötzlichen Tod fand. Hätte dieser Attila seine Zerstörung weiter getrieben, Rom gewonnen und sich in Italien festgesetzet: wer mag die Folgen übersehen!

415. Nachdem aber der elende Valentinian III. einen verschuldeten Tod gefunden hatte, verliefen noch ein und zwanzig Jahre, in welchen es zwar kein römisches Reich, in welchen es aber noch römische Auguste gab. Die Gewalt war in jeder Rücksicht bei den Teutschen. Neun Menschen, verschiedener Art und verschiedenes Stammes, wurden noch mit den Namen Imperatoren und Auguste benannt; aber wie Schatten gingen sie vorüber, oder dieneten als Puppen Denen, die um sie standen. Fast möchte man glauben, Rom habe noch diese Frist erhalten, damit sie alle Stufen möglicher Demüthigung, Mißhandlung, Schändung hinabgewürdiget, und vor Welt und Nachwelt als ewig warnendes Beispiel dastehen sollte. Endlich erbarmte ein edler teutscher Mann, Odoacer, sich der Gegeißelten, Geschändeten, Zertretenen. Romulus Momyllus legte auf Odoacer's Geheiß die Zeichen der höchsten Würde nieder (J. 476), und

Rom's Herrschaft, und das römische Reich hatte ein Ende. — Der Seele denkender Menschen aber, wenn sie zurücksehen auf Rom's Ursprung und Art, und den Gang der Verhältnisse überblicken, strömet eine Menge großer Betrachtungen zu. Viele Reiche sind gefallen: schmachvoller ist keines untergegangen als das römische. Zu dieser Verächtlichkeit, zu welcher die einst so herrliche Rom hinabfaulte, ist keine Herrschaft gesunken. Man freuet sich, wie nirgends in der Geschichte, über den Untergang; je peinigender es war, diese Rom gegen die Ströme von Blut, welches sie vergossen hatte, so lange kämpfen zu sehen, umgeben von den Rache-Geistern zerstörter Völker, desto größer und reiner ist diese Freude; aber ein heiliger Ernst stehet ihr zur Seite und bewahret den guten Menschen vor jeglichem Spotte.

Friedrich Frommann's,

Buchdruckers und Buchhändlers in Jena,

Neue Verlags-Bücher.

Jubilate-Messe 1824.

Emminghaus, Dr. G., Corpus Juris Germanici tam publici quam privati academicum. gr. 8.
wird im July oder August fertig.

Griesbachii, I. I., Opuscula academica, edidit I. P. Gabler. II Voll. 8 major.

Pränumerationspreis für 1824.	3 Thlr.	12 gr.
Ladenpreis von 1825 an	4 —	16 —

Der Erste Theil ist fertig und versandt, der Zweyte wird bis Ende des Jahres frei nachgeliefert.

Jacobs, Fr., Elementarbuch der griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere. Erster Theil. Neunte verbesserte rechtmäſsige Auflage. 8. 18 gr.

Luden, Heinr., allgemeine Geschichte der Völker und Staaten. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. 1. 2. 3. Theil. gr. 8. Ladenpreis 8 Thlr.
Pränumerationspreis für dies Jahr 6 —

Der Erste Theil hat den besondern Titel: Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthumes. Dritte, verbesserte vermehrte und zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 2 Thlr. 16 gr.

Der Zweyte und Dritte: Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittel-Alters. 2 Theile. 5 Thlr. 8 gr.

Es gilt bei den einzelnen Theilen keine Pränumeration, der 2te wird den Pränumeranten im September, der 3te Theil im December frei nachgeliefert.

Torquato Tasso: La Gerusalemme liberata. Data in luce da C. L. Fernow. Edizione seconda riscontrata e corretta sopra i migliori esemplari. S' aggiungono in questa seconda edizione le dichiarazioni necessarie. II Vol. 8. broschirt 2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Raccolta di autori classici italiani. Poeti. Tom. XI. XII.

Torquato Tassso's befreites Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries. Vierte rechtmäfsige Auflage, von neuem durchgesehen. 2 Theile. gr. 8.

Auf Velinpapier geglättet und sauber geheftet	5 Thlr.	16 gr.
— ganz feinen weißem Druckpapier	4 —	—
— ordin. Druckpapier	3 —	12 —

Laut einer besondern Anzeige für Leihbibliotheken, habe ich bis zur L. Jubilate-Messe 1825 folgende Ladenpreise ermäßiget:

Bilder aus dem Leben. Eine Auswahl der neuesten Engl. Romane rc. 8 Theile sonst 10 Thlr. 18 gr.
itzt 7 — 12 —

und im Einzelnen:

Opie's kl. Romane 2 Theile	sonst 3	Thlr.		itzt 2	Thlr.	6 gr.
Edgeworths Erzähl. 2 Theile	— 2	—	8 gr.	— 1	—	18 —
Der Schiffbruch v. Burney	— 1	—	10 —	— 1	—	—
Warbeck v. Wolfstein 3 Theile	— 4	—		— 3	—	—
Der Forstgraf rc.	— 1	—		—	—	18 —

Von
Riemer's griechisch - deutschem Wörterbuche 2 Theile. Vierte Auflage

gilt der bisherige baare Pränumerations-Preis bis August, und mit dem 1. September tritt unabänderlich der Ladenpreis in ordinairer Jahresrechnung ein. Der 2te Theil wird gegen Ende dieses Jahres frei nachgeliefert.


Stanford University Libraries
3 6105 013 536 920

